Französische Classiker.

Vierte Abtheilung:

Voltaire's Werke

in

zeitgemäßer Auswahl.

Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen

von

Adolf Ellissen.

Fünfter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1854.

Vorwort des Herausgebers.

Bei dem jetzigen Stande der Kameralwissenschaften kann es mit der Herausgabe der dahin gehörenden Schriften Voltaires, zu dessen Zeiten es in diesem Theile der Staatswissenschaft kaum Tag zu werden begann, auf unmittelbare Belehrung natürlich nicht abgesehen sein. Wohl aber scheint es durch das historische Interesse gerechtfertigt, den Mann, der in seinen, alle Zweige des Wissens und der Kunst umfassenden Schriften dem achtzehnten Jahrhundert sein geistiges Gepräge aufdrückte, und die Gemüther, wie kein andrer, für die Revoluzion vorbereitete, den Zeitgenossen auch in seiner Beziehung zu jenen materiellen Verhältnissen der Gesellschaft vorzuführen, deren Gebrechen die nächste äußere Veranlassung zum Ausbruch der Katastrophe waren.

In schroffem Gegensatz mit den gleichwohl auf denselben Endzweck hinauslaufenden, aber von reiner Abstrakzion ausgehenden und sich daher über alle faktischen

Verhältnisse leicht hinwegsetzenden Lehren Rousseau's zeigt sich auch bei Erörterung der hier in Frage kommenden Gegenstände Voltaire's durch Charakter und persönliche Lage bedingte Scheu vor jeder gewaltsamen oder auch nur plötzlichen Abänderung des von ihm selbst auf der andern Seite so rüstig bekämpften alten Schlendrians; sein Bestreben, das aufrichtig ersehnte und nach Kräften geförderte Neue und Bessere mit dem Bestehenden zu vermitteln, statt es nach natürlicher Konsequenz der Lehren Rousseau's auf dessen Umsturz gründen wollen; kurz, der regste Eifer für die Reform bei dem entschiedensten Hasse gegen die Revolution. Wären nicht solche hypothetische Schlüsse überhaupt eitel, so ließe sich behaupten, daß Voltaire, den die Revoluzion als ihren Vorläufer pries, und zum ersten Heros des Pantheon erhob, wenn er sie in der vollen Kraft seines Wirkens erlebt hätte, als eines ihrer ersten Opfer gefallen sein würde.

Wie in seinen übrigen Schriften stoßen wir auch in den kleinen Aufsätzen über staatswirthschaftliche Gegenstände häufig auf scheinbare Widersprüche, in der Regel hervorgerufen durch Uebertreibung des jedesmal von ihm bekämpften Systems, welchem er an andern Stellen, sobald es sich in den vernunftgemäßen Schranken hält, die vollste Beistimmung schenkt.

So erklärt er sich in der bedeutendsten der vorliegenden Schriften, dem Homme aux quarante écus, nachdrücklich gegen die Verirrungen der Physiokraten, die alles Eigenthum auf den Grundbesitz reduziren und alle Abgaben daher leiten wollten; läßt aber in andern Aufsätzen dem Prinzip dieses Systems und der gemäßigtern Form, worin sein Freund Turgot es ins Leben zu rufen

versuchte, volle Anerkennung widerfahren. Um diese Widersprüche zu motiviren und die wirklichen Irrthümer, in die Voltaire nicht selten verfällt, zu berichtigen, schien es zweckmäßig, seinen Abhandlungen die kritischen Bemerkungen eines Philosophen beizufügen, der, wie einst Voltaire die Lehren Newton's über das Wesen und die Kräfte der Natur, funfzig Jahre später die der Menschheit noch wichtigern Aufschlüsse Adam Smith's über die Natur als Quelle alles menschlichen Wohlseins und über die Mittel, sie als solche auszubeuten, aus England auf französischen Boden verpflanzte und dem es vorbehalten war, als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung seines Vaterlandes, dort die Grundsätze der Vernunft und Freiheit in dem wichtigsten Zweige der Verwaltung aus dem Gebiete der Theorie wirklich ins Leben zu rufen. Condorcets Vorrede und Anmerkungen zu dem genannten Roman überheben uns der ausführlichern Analyse des physiokratischen Systems, wie es Quesnay (um 1758) in seinem Tableau économique, den Maximes générales du gouvernement économique, in den von Voltaire stellenweise bekämpften Enzyklopädie-Artikeln Grains und Fermiers und andern Schriften aufstellte und wie es von seinen Anhängern Dupont, Mercier de la Rivière, le Trosne, dem ältern Mirabeau (der jedoch selbst das System einen prächtigen Palast ohne Treppe nennt) und Andern, weiter ausgesponnen wurde.

Es sei hier nur noch bemerkt, daß in neuerer Zeit der als Gegner Adam Smiths bekannte Saint-Chamans eine seiner Diatriben gegen das freie Industriesystem unter dem Titel: Le petit fils de l'homme aux quarante écus herausgab. Von Voltaire's bei seinem Erscheinen

auf Befehl des Parlaments verbranntem Roman veranstaltete man noch unter der Restaurazion eine neue Ausgabe unter dem Titel: Le petit Voltaire constitutionnel, und in der That finden sich in dieser Erzählung manche zur Zeit ihrer Erscheinung für höchst gewagt geltende Sätze als fromme Wünsche ausgesprochen, die später als wesentliche Artikel der ersten französischen Konstituzion ins Leben traten.

In Betracht des auf dem Titel angegebenen Inhalts dieser Sammlung bedarf es keiner Rechtfertigung, daß nur die ihm entsprechenden Kapitel des Homme aux quarante écus, die für sich ein vollständiges Ganze bilden, hier aufgenommen sind. Die willkürlich eingeschobenen kritischen Digressionen über damals epochemachende Weltentstehungs- und Zeugungstheorien, über die Syphilis, über die ewige Verdammniß der Heiden und namentlich Voltaire's auch hier nicht fehlende Ausfälle gegen seine literarischen Widersacher wird hier wohl Niemand ungern entbehren.

Vorbemerkung von Condorcet.

Nach dem Frieden von 1748 schien das Interesse in Frankreich sich vorzugsweise dem Ackerbau und der Staatswirthschaft zuzuwenden, und es kamen viele Werke über diese beiden Gegenstände heraus. Voltaire sah mit Besorgniß, daß bei Sachen, die das Glück der Menschheit so nahe berührten, die Systemwuth sich auch in übrigens nützliche Beobachtungen und Erörterungen einschlich. In einer Anwandlung von übler Laune gegen jene Systeme vertrieb er sich die Zeit mit der Abfassung des vorliegenden Romans. Man hatte Mittel vorgeschlagen, sich durch den Ackerbau zu bereichern, welche theils Auslagen erforderten, die das Vermögen der reichsten Landwirthe überstiegen, theils nur schimärischen Gewinn vorspiegelten. Man hatte sich in vielen Schriften seltsamer Ausdrücke bedient, wie z. B. des „legalen Despotismus," um die Regierung eines unumschränkten Souverains zu bezeichnen, der seine sämmtlichen Entschlüsse den hier dar-

gelegten Grundsätzen der Staatswirthschaft anpassen würde; wie ferner jene Phrase, welche die gesetzgebende Gewalt zur Miteigenthümerin alles Besitzthums erklärte, um auszudrücken, daß Jeder, da er bei den Gesetzen, die ihm den freien Genuß seines Eigenthums sichern, interessirt sei, auch nach Verhältniß seines Einkommens die Ausgaben bestreiten müsse, welche die Aufrechthaltung jener Gesetze und der öffentlichen Sicherheit nothwendig macht.

Solche Ausdrücke schadeten übrigens nützlichen Wahrheiten. Diejenigen, welche es zuerst aussprachen, daß die Prinzipe der Staatsverwaltung von der Vernunft und Natur vorgeschrieben, daß sie in Monarchien und Republiken dieselben sind; daß von der Wiederherstellung dieser Prinzipe der wahre Reichthum, die Kraft, das Glück der Nazionen, und selbst der Genuß der wesentlichsten Menschenrechte abhängt; daß das Eigenthumsrecht in seiner ganzen Ausdehnung, das Recht, von seinem Gewerbfleiß und seinen Feldfrüchten einen völlig freien Gebrauch zu machen, für 99 Menschen unter Hunderten eben so natürliche und dabei weit wichtigere Rechte sind, als zum zehnmillionten Theil bei der gesetzgebenden Macht betheiligt zu sein; die hinzusetzten, daß die Erhaltung der persönlichen Sicherheit und Freiheit mit der Freiheit der Verfassung nicht so eng verknüpft ist, als man insgemein glaubt; daß in Betreff aller dieser Punkte, die mit der Gerechtigkeit und Vernunft am genausten übereinstimmenden Gesetze auch vom politischen Standpunkte gewürdigt die besten, ja unter allen Regierungsformen die einzig guten sind; daß endlich, so lange die Gesetze oder die Verwaltung schlecht sind, die wünschenswertheste Regie-

rung diejenige ist, von der man die schleunigste und durchgreifendste Reform jener Gesetze hoffen darf: Alle, sage ich, die solche Wahrheiten aussprachen, haben den Menschen genützt, indem sie ihnen die Augen darüber öffneten, daß sie das Glück näher hatten, als sie wähnten, und daß man nicht, indem man in der Welt das Oberste zu unterst kehrt, sondern indem man sie aufklärt, auf Wohlstand und Freiheit hoffen kann.

Die Vorstellung, daß die menschliche Glückseligkeit von der umfassendern, vollkommnern Erkenntniß der Wahrheit, mithin von den Fortschritten der Vernunft abhängt, ist der beste Trost, den man uns bieten kann; denn die Fortschritte der Vernunft sind für den Menschen das Einzige, was keine Grenzen, und die Erkenntniß der Wahrheit das Einzige, was möglicher Weise ewige Dauer hat.

Die Abgabe von dem Ertrage des Bodens ist die ersprießlichste für den, der sie erhebt, die am wenigsten lästige für den, der sie entrichtet, und die einzig billige, da sie die einzige ist, wo Jeder nach Maßgabe seines Besitzthums und des Grades, worin er bei der Erhaltung der Gesellschaft betheiligt ist, zahlt.

Diese Wahrheit wurde gleichfalls von den nämlichen Schriftstellern ausgesprochen und begründet, und gehört gewiß zu denen, die auf das Glück der Menschen einen sehr mächtigen und unmittelbaren Einfluß haben. Wenn aber, übrigens hellsehende und das Gute aufrichtig wollende Männer diese Wahrheit leugneten, so ist dies zum großen Theil die Schuld derer, die sie zu beweisen suchten. Wir sagen, zum Theil, weil wir wenig Umstände kennen, wo die Schuld ausschließlich auf *einer* Seite wäre. Hätten die Anhänger jener Meinung sie auf eine mehr analy-

tische Weise und mit größrer Klarheit entwickelt; hätten die, welche sie verwarfen, sie sorgfältiger geprüft, so würden wol die Ansichten bei weitem nicht so getheilt geblieben sein; wenigstens scheinen die von den letztern vorgebrachten Einwürfe dies zu beweisen. Sie würden eingesehen haben, daß die jährlichen Abgaben, auf welche Art sie immer aufgelegt sein mögen, von dem Ertrage des Bodens entrichtet werden; daß eine Grundsteuer sich nur dadurch von einer andern unterscheidet, daß sie mit geringerm Kostenaufwande erhoben wird, daß sie dem Handel keinen Riegel vorschiebt, daß sie keinen Zweig der Industrie lähmt, und keine Plackerei veranlaßt, weil sie nach Verhältniß des reinen Ertrags, den jedes Grundstück seinem Eigenthümer einbringt, auf die verschiedenen Produkte gleichmäßig vertheilt werden kann.

Wir haben in den Anmerkungen einige von den Meinungen Voltaire's, die mit jenem Prinzip im Widerspruch stehen, bekämpft, weil sie Fragen betreffen, die für das gemeine Beste von höchster Wichtigkeit sind, und weil sein Werk bestimmt war, von Leuten in allen europäischen Staaten gelesen zu werden. Wir hielten es für unsre Pflicht, die Wahrheit oder wenigstens was uns als Wahrheit erscheint, unverholen darzulegen.

Inhalt.

Der Mann mit vierzig Thalern.

Ein Greis, der beständig über die Gegenwart klagt nnd die alten Zeiten preist, sagte mir: „Glaubt nur, Freund, Frankreich ist nicht mehr so reich, als es unter Heinrich IV. war. Und warum? Weil das Land nicht mehr so gut bestellt wird, weil es an Menschen für den Ackerbau fehlt und viele Grundeigenthümer wegen des erhöhten Tagelohns ihr Erbe brach liegen lassen.

Woher dieser Mangel an Arbeitern? Weil jeder, der nur einigen Trieb in sich selbst fühlt, lieber Feinsticker, Goldarbeiter, Uhrmacher, Seidenweber, Advokat oder Priester werden, als Bauer bleiben will. Weil die Aufhebung des Edikts von Nantes eine große Lücke im Reiche ließ, weil die Mönche und Bettler sich vermehrten, weil endlich jeder, so weit er nur irgend konnte, die mühsame Arbeit des Ackerbau's floh, für die Gott uns schuf und die wir, Dank unsrer gepriesenen Weisheit, zu einer beinahe schimpflichen Beschäftigung herabwürdigten.

„Eine andre Ursache unsrer Verarmung liegt in unsern vermehrten Bedürfnissen. Wir müssen unsern Nachbaren vier Millionen für einen Artikel und fünf oder sechs für einen andern bezahlen, um ein übelriechendes Pulver, das man aus Amerika holt, in unsre Nase zu stopfen; Kaffee, Thee, Chokolade, Kochenille, Indigo und Gewürze kosten uns jährlich

über sechzig Millionen. Von alle dem wußte man zur Zeit Heinrich's IV. nichts, bis auf die Gewürze etwa, deren Konsumzion sich aber auch bei weitem nicht so hoch belief. Wir verbrennen hundertmal so viel Wachs und beziehen über die Hälfte davon aus dem Auslande, weil wir selbst die Bienenzucht vernachlässigen. Wir sehen hundertmal so viele Diamanten in den Ohren, am Halse und an den Händen der Bürgersfrauen in Paris und unsern übrigen großen Städten, als alle Damen am Hofe Heinrich's IV. mit Einschluß der Königin aufzuweisen hatten. Fast alle diese überflüssigen Dinge aber mußten mit baarem Gelde bezahlt werden.

„Bringt dazu noch in Anschlag, daß wir dem Auslande über fünfzehn Millionen Renten, die auf dem Stadthause lasten, bezahlen, wogegen Heinrich IV., der bei seinem Regierungsantritt nur eine Schuldenlast von zwei Millionen auf eben jenem eingebildeten Stadthause vorfand, weislich einen Theil davon abtrug, um den Staat von dieser Last zu befreien.

„Erwägt ferner, daß unsre Bürgerkriege einen Theil der Schätze Mexico's nach Frankreich geleitet hatten, als Don Felipe el discreto es kaufen und in die Tasche stecken wollte, und daß später die auswärtigen Kriege uns um die Hälfte unsres Geldes leichter machten.

Das sind, zum Theil wenigstens, die Ursachen unsrer Verarmung. Wir verbergen uns unter überfirnißtem Getäfel und den sinnreichen Erfindungen der Putzmacherinnen. Wir sind arm, aber mit Geschmack. Manche Finanzmänner, große Kaufleute und Spekulanten unter uns sind sehr reich; auch ihre Kinder und Schwiegersöhne sind es: die Nazion aber im großen Ganzen ist weit davon entfernt.

Die Betrachtungen des Alten, mochten sie nun viel

oder wenig Grund haben, machten einen tiefen Eindruck auf mich; denn unser Pfarrer, der mir immer viel Freundschaft erzeigte, hat mich in den Anfangsgründen der Mathematik und Geschichte unterwiesen und ich fange an, selbst zu denken, was sonst in meiner Provinz selten ist. Ich weiß nicht, ob er in Allem Recht hatte; aber da ich selbst sehr arm war, kostete es wenig Mühe, mich zu überzeugen, daß ich viele Leidensgenossen habe[1]).

I. Mißgeschick des Vierzigthalermannes.

Es gewährt mir eine große Befriedigung, der Welt sagen zu können, daß ich ein Grundstück besitze, welches

[1]) Frau von Maintenon, die in allen Dingen, worüber sie sich nicht mit ihrem Beichtvater, dem heimtückischen und händelsüchtigen Abbé Gobelin, berieth, eine recht verständige Frau war, Frau von Maintenon, sag' ich, berechnet in einem ihrer Briefe die Kosten des Haushalts ihres Bruders und seiner Frau, i. J. 1680. Die Eheleute hatten die Miethe für eine bequem und elegant eingerichtete Wohnung zu bezahlen, hielten zehn Bediente, zwei Kutscher und vier Pferde, und alle Tage eine gute Mahlzeit. Frau von Maintenon schätzt dies Alles auf 9000 Francs jährlich und rechnet außerdem 3000 Livres für Spiel, Theater und sonstige etwaige Gelüste und außergewöhnliche Luxusausgaben des Herrn und der Dame. Jetzt brauchte man etwa 40,000 Livres, um in Paris ein solches Leben zu führen; zur Zeit Heinrich's IV. dagegen brauchte man nur 6000. Dies Beispiel beweist hinlänglich, daß die guten Sätze des Alten grade kein so ganz unhaltbares Geschwätz sind. Voltaire.

NB. Die Frage ist darauf zu reduziren, ob der wirkliche Ertrag der Ländereien (nach Abzug der Bestellungskosten) sich seit der Zeit Heinrich's IV. oder seit jener Ludwig's XIV. vermehrt oder vermindert habe, und in diesem Sinne ergibt sich die Vermehrung als unzweifelhaft. Die Nazion ist also in der That reicher, als sie damals war. Condorcet.

mir reine vierzig Thaler einbringen würde, wenn nicht die Steuer wäre, womit es belastet ist.

Es erschienen mehre Edikte von Leuten, die aus ihrer Ecke hinter dem Ofen den Staat regieren. Die Eingangsphrase dieser Edikte war, daß die gesetzgebende und vollziehende Gewalt von Gott und Rechtswegen zur Miteigenthümerin meines Landes eingesetzt und daß ich ihr mindestens die Hälfte von dem, was ich verzehre, abzugeben schuldig sei. Unwillkürlich mußt' ich vor dem ungeheuren Magenumfang der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt ein Kreuz schlagen. Was würde erst daraus werden, wenn diese Gewalt, von der die wesentliche Ordnung der Gesellschaft[1]) abhängt, mein Land ganz und gar besäße! Eins noch göttlicher, als das andre.

Der Herr General-Finanzdirektor weiß, daß ich in Allem zwar nur zwölf Livres zahlte, daß dies aber eine sehr drückende Last für mich war und ich ihr unterlegen sein würde, hätte Gott mir nicht das Talent verliehen, Körbe aus Weidenruthen zu flechten, die mir mein Elend tragen halfen. Wie werd' ich denn nun auf einmal dem Könige zwanzig Thaler abgeben können?

Die neuen Minister sagten ferner im Eingang ihrer Edikte, daß man nur den Grund und Boden besteuern dürfe, weil Alles, sogar der Regen, aus dem Erdboden hervorkomme und man folglich nur von den Früchten der Erde eine Abgabe schuldig sei.

---

[1]) Anspielung auf den Titel eines Buchs von Mercier de la Rivière.

Einer ihrer Offizianten kam während des letzten Krieges zu mir und verlangte als meine Zahlungs-Quote drei Sester Korn und einen Sack Bohnen, zusammen zwanzig Thaler an Werth, um die Kosten des Krieges zu bestreiten, den man eben führte und dessen Grund ich nie erfahren habe, der aber, wie man sagte, im besten Falle meinem Vaterlande nicht den geringsten Gewinn und im schlimmen unermeßlichen Schaden bringen konnte. Weil ich nun damals weder Korn, noch Bohnen, noch Geld besaß, ließ die gesetzgebende und vollziehende Gewalt mich ins Gefängniß schleppen und man führte den Krieg ohne meinen Beitrag, so gut man konnte.

Als ich endlich, kaum noch in Haut und Knochen hängend, aus dem Kerker entlassen wurde, begegnete ich einem blühenden pausbackigen Herrn in einer Kutsche mit sechs Pferden; er hatte sechs Lakaien, von denen jeder als Löhnung das Doppelte meines Einkommens empfing. Sein Haushofmeister, eben so feist und rothbäckig, wie der Herr, bekam zweitausend Franks und stahl ihm das Jahr über noch zwanzigtausend obendrein. Seine Mätresse kostete ihm in sechs Monaten vierzigtausend Thaler. Ich hatte ihn früher gekannt, als er noch nicht so reich war, wie ich. Er gestand mir, um mich zu trösten, daß er sich eines Einkommens von 400,000 Livres erfreue. „Da zahlt ihr dem Staat 200,000 Livres," fragte ich, „um die Kosten des segensreichen Krieges zu bestreiten, den wir eben führen? Denn ich, der ich grade nur meine 120 Livres habe, muß die Hälfte davon abgeben."

„Ich," sagte er, „ich sollte für die Bedürfnisse des Staates beisteuern! Ihr spaßt, guter Freund! Ich habe einen Onkel beerbt, der in Cadix und in Surate acht

Millionen gewonnen hatte. Ich besitze nicht einen Zollbreit Landes, mein ganzes Vermögen besteht in Pfand- und Wechselbriefen. Ich bin dem Staate nicht einen Heller schuldig. Ihr freilich müßt die Hälfte eures Lebensbedarfs abgeben, dafür seid ihr ein Grundherr. Wenn der Finanzminister von mir eine Beisteuer für's Vaterland fordern wollte, müßte er ja ein Pinsel sein, der keine Fünf zählen kann, das seht ihr doch selbst wohl ein. Alles kommt aus dem Erdboden. Geld und Kassenscheine sind nur Tauschpfänder. Statt im Pharo hundert Sester Korn, hundert Stück Rindvieh, tausend Hämmel oder ein paar hundert Sack Hafer auf eine Karte zu setzen, spiele ich um Goldrollen, die jene ekelhaften Waaren repräsentiren. Seht ihr nicht ein, daß es hieße, dieselbe Sache zweimal fordern, wenn man, nach jener ausschließlichen Besteuerung der Produkte des Bodens, auch von mir noch Geld verlangen wollte? Mein Onkel verkaufte in Cadix für zwei Millionen von eurem Korn und für zwei Millionen an Stoffen, die aus eurer Wolle fabrizirt waren; an beiden Artikeln gewann er über hundert Prozent. Ihr begreift wohl, daß dieser Profit sich auf den Ertrag bereits besteuerter Grundstücke stützte. Was mein Onkel von euch für zehn Sous kaufte, verkaufte er in Mexiko für mehr als fünfzig Franks, und mit Veranschlagung aller Kosten kehrte er als Besitzer von acht Millionen heim. Es muß euch einleuchten, welche entsetzliche Ungerechtigkeit es wäre, ihm für die zehn Sous, die er euch gab, noch ein paar Heller abzufordern. Wenn zwanzig Neffen, wie ich, deren Onkels in der guten Zeit in Merico, Buenos-Ayres, Lima, Surate oder Pondichery sich jeder seine acht Millionen gemacht hätten, dem Staate bei dringendem

Nothstande des Vaterlandes jeder 200,000 Franks liehen, so machte das schon vier Millionen. Das wäre ja himmelschreiend! Zahlt nur, zahlt, guter Freund, und schätzt euch glücklich, eine klare und baare Einnahme von vierzig Thalern zu genießen. Dient dem Vaterlande nach Kräften und speist bisweilen mit meinen Leuten [1]."

Diese „einleuchtenden" Erörterungen regten mich zu tiefem Nachdenken an, ohne mich sonderlich zu trösten.

---

[1]) Dies Kapitel enthält zwei Einwürfe gegen die Einführung einer einfachen Besteuerung, erstens nämlich, daß wenn die Steuer allein auf den Grundstücken lastet, der Staatsbürger, dessen Einkommen auf Verschreibungen beruht, davon frei sein würde; zweitens daß auch der, welcher sich durch den Handel mit dem Auslande bereichert, nichts zu zahlen hätte. Allein 1) nehmen wir an, daß der Eigenthümer eines Kapitals in Gelde fünf Prozent Zinsen davon bezieht und einer Abgabe des fünften Theils seines Einkommens unterworfen ist, so liegt am Tage, daß er nur 4 Prozent bekommt. Wird jetzt die Steuer aufgehoben, um auf andre Art ersetzt zu werden, so behält er allerdings fünf Prozent. Allein die Konkurrenz unter den Kapitalisten bewirkte, daß man in der That Geld zu vier Prozent bekommen konnte, wenn es auch zu fünf Prozent hieß; eben diese Konkurrenz wird also jetzt den Nominal-Zinsfuß auf vier Prozent herabdrücken. Nehmen wir ferner an, daß man die Grundstücke mit einer neuen Steuer belastet und übrigens Alles sich gleich bleibt, so wird der Zinsfuß sich nicht ändern; legt man aber einen Theil der Steuer auf die Kapitalisten, so wird er steigen. Die Kapitalisten werden also die Steuer ebenfalls bezahlen, mag sie nun zum Theil unmittelbar auf sie fallen oder mögen sie dem Namen nach davon befreit bleiben. In dem Fall freilich, daß man eine Steuer auf Kapitalien in eine Grundsteuer verwandelte, würden diejenigen, welchen man nicht die Zurückzahlung ihres auf immer veräußerten Kapitals anböte, so wie die, deren Kapital nur auf eine Zeit lang ausgeliehen ist, einige Jahre lang dadurch gewinnen, allein die Grundeigenthümer gewännen noch mehr dabei durch die Abschaffung der Mißbräuche, die jede andre Art der Besteuerung mit sich bringt.

II. Unterredung mit einem Geometer.

Es passirt oft, daß man nichts zu entgegnen weiß und doch nichts weniger als überzeugt ist. Man ist für den Augenblick zu Boden geworfen, ohne sich als besiegt zu erkennen. Wir empfinden in tiefster Seele ein unabweisliches Bedenken, ein beharrliches Widerstreben, das uns wehrt, an das zu glauben, was man uns bewiesen hat. Ein Geometer beweist euch, daß ihr zwischen einem Kreise und seiner Tangente unzählige krumme, aber keine grade Linie ziehen könnt. Eure Augen, eure Vernunft sagen euch das Gegentheil. Allein der Geometer erwidert gravitätisch, daß dies ein Infinitum der zweiten Ordnung ist. Ihr schweigt und zieht ganz verblüfft ab, ohne einen klaren Begriff zu haben, ohne etwas zu begreifen und etwas zu entgegnen.

Ihr wendet euch jetzt an einen ehrlichern Geometer, der euch das Geheimniß erklärt. „Wir nehmen etwas an," sagt er, „das in der Natur nicht vorhanden sein kann: Linien, die nur Länge und keine Breite haben. Es ist

---

Angenommen, ein Kaufmann bezahlte einen Ausgangszoll von irgend einer Waare, und diese Abgabe würde in eine Grundsteuer verwandelt, so wird sich sein Gewinn dem Anschein nach vermehren; da er sich aber mit einem geringern Gewinn begnügte, wird die Konkurrenz unter den Kaufleuten bewirken, daß er auf dieselbe Taxe herabsinkt, indem sie den Einkaufspreis der ausgeführten Waaren verhältnißmäßig in die Höhe treibt. Wenn er dagegen früher einen Zoll von eingeführten Waaren erlegt und dieser wird jetzt aufgehoben, so wird die Konkurrenz den Preis dieser Waaren verhältnißmäßig herabdrükken. In allen Fällen also bleibt der Profit des Kaufmanns sich gleich und in keinem bezahlt er wirklich die Steuer. Condorcet.

physisch unmöglich, daß eine wirkliche Linie eine andre durchdringt. Weder eine wirkliche Kurve noch eine wirkliche grade Linie läßt sich zwischen zwei wirklichen Linien, die sich berühren, hindurchziehen. Dies sind nur Spiele des Verstandes, ideale Hirngespinnste; und die wahre Geometrie ist die Kunst, wirklich vorhandene Dinge zu messen."

Ich war sehr befriedigt durch das Geständniß dieses weisen Mathematikers, und mußte trotz meines Unsterns lachen, als ich hörte, daß die Charlatanerie sich selbst bis über die Wissenschaft erstreckt, die man vorzugsweise die erhabene (la haute science) nennt[1]).

Mein Geometer war ein guter Bürger und dabei ein Freund des Nachdenkens, der es nicht verschmäht hatte, bisweilen in meiner Hütte über dies und jenes mit mir zu plaudern. „Herr," sprach ich zu ihm, „ihr versuchtet, die pariser Pflastertreter über das wichtigste Interesse der Menschen, über die Dauer des menschlichen Lebens, aufzuklären. Durch euch allein erfuhr das Ministerium, wie viel es den Leibrentnern, je nach ihrem verschiednen Lebensalter zu zahlen hat. Ihr machtet den Vorschlag, die Häuser in

[1]) Es findet hier eine Zweideutigkeit statt. Wenn man sagt, eine krumme Linie lasse sich zwischen dem Kreise und seiner Tangente hindurchziehen, so versteht man darunter, daß die krumme Linie sich zwischen dem Kreise und der Tangente diesseits und jenseits des Berührungspunktes befinde, denn an diesem Punkte selbst fällt sie mit jenen beiden Linien zusammen. Linien sind die Grenzen der Flächen, wie letztere die Grenzen der Körper sind, und es muß angenommen werden, daß diese Grenzen durchaus keine Breite haben. Von Charlatanerie kann hier gar nicht die Rede sein. Der Gegenstand der (reinen) Geometrie ist die Messung abstrakter Raumgrößen; mit wirklich vorhandnen Dingen hat es nur die angewandte zu thun. C.

der Stadt mit dem Wasser zu versehen, woran es ihnen fehlt, damit wir endlich der lächerlichen Schmach ledig werden, beständig Wasser ausrufen zu hören und zu sehen, wie Marktweiber, in ein länglich viereckiges Gerüst gesperrt, zwei Wasserbehältnisse, an dreißig Pfund schwer, bis ins vierte, fünfte Stockwerk schleppen [1]). Bitte, erzeigt mir den Gefallen, mir zu sagen, wie viel Thiere mit zwei Händen und zwei Füßen in Frankreich leben."

Der Geometer. Man behauptet, es wären etwa zwanzig Millionen, und ich will gern diese Berechnung als sehr wahrscheinlich gelten lassen [2]), bis sie sich als richtig ausweist. Es wäre sehr leicht, sie zu verifiziren, doch ist es bis jetzt nicht geschehen, wie man denn nie an Alles denkt.

---

[1]) Dieser Geometer ist der verewigte Parcieux, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er machte sich bekannt durch seinen „Versuch über die wahrscheinliche Dauer des menschlichen Lebens" und durch einen Plan, das Wasser des Flüßchens Yvette nach Paris zu leiten*). Er war ein trefflicher Patriot und besaß nicht geringe Talente in der praktischen Mechanik; allein er war kein Mathematiker. Der berühmte Halley hatte sich schon früher mit Berechnungen über die Dauer des menschlichen Lebens abgegeben. C.

[2]) Diese Angabe ergibt sich aus der Zusammenstellung der zu Ende des 17. Jahrhunderts von den Intendanten angefertigten Kataster mit der, i. J. 1753 auf Befehl des Grafen d'Argenson angestellten Zählung nach Feuerstellen und namentlich mit der sehr exakten Arbeit des Herrn de Mezence, die unter der Aufsicht des Intendanten de la Michaudiere, eines höchst aufgeklärten und sachkundigen Mannes, abgefaßt wurde. V.

NB. In Bezug auf Voltaire's oft wiederholte Behauptung, daß in Frankreich nicht mehr als etwa 20,000,000 Menschen bequem leben könnten.

*) Vgl. Voltaire's Briefe an ihn vom 17. Juli 1767 und vom 17. Juni 1768.

Der Vierzigthalermann. Wie viel Morgen Land sollte wohl das französische Gebiet enthalten?

D. Geom. Hundertunddreißig Millionen, und davon kommt beinahe die Hälfte auf Landstraßen, Städte, Dörfer, Heiden, Wüsteneien, Moräste, Sandsteppen, unfruchtbares Land, unnütze Klöster, Lustgärten, die ganz artig sind, aber wenig Nutzen schaffen, unbebaute Ländereien und andre, die, von Natur kümmerlich, auch nur schlecht bebaut werden.

D. 40 Th.-M. Und wie viel meint ihr wohl, daß jeder Morgen, im Durchschnitt und ein Jahr ins andre gerechnet, an Korn, an Feldfrüchten aller Art, an Wein, an Fischen, an Holz, Metallen, Vieh, Obst, Wolle, Seide, Milch, Oel ꝛc. nach Abzug aller Kosten, doch ohne die Steuer mitzurechnen, einbringen mag?

D. G. Nun, wenn jeder 25 Livres reinen Ertrag liefert, so ist es viel, wir wollen indessen 30 Livres annehmen, um unsre Landsleute nicht muthlos zu machen. Es gibt Morgen, deren Produkte man auf 300 Livres schätzt; und

---

erinnern wir ein für allemal daran, daß es jetzt fast auf demselben Areal über 34,000,000 Einwohner ernährt und bei einer weniger ungleichen Vertheilung des Eigenthums noch weit mehr ernähren könnte. D. Uebers.

(Zu der von Voltaire im Dictionnaire philosophique widerlegten Behauptung des Dictionnaire encyclopédique, daß Frankreich unter Ludwig XV. um ein Fünftel schwächer bevölkert sei, als vor den Ländererwerbungen Ludwigs XIV., bemerkt Condorcet: „Diese Meinung bildete sich nach alten, wahrscheinlich sehr übertriebenen Volkszählungen. Nie war Frankreich besser bebaut und folglich stärker bevölkert als seit dem Frieden von 1763; allein man muß hinzusetzen, daß es vielleicht noch nicht zu der Hälfte der Bevölkerung und des Reichthums gelangt ist, worauf sein Boden ihm Anwartschaft gibt, ein Ziel, welchem es die Ausführung des Planes, womit 1776 einige Versuche gemacht wurden, beträchtlich näher würde gebracht haben.

wieder andre, die nur 3 einbringen. Die mittlere Proportionale zwischen 3 und 300 ist 30. Freilich, wenn es viele Morgen gäbe, die 3, und nur sehr wenige, die 300 Livres einbrächten, so würde unsre Rechnung nicht herauskommen, doch wie gesagt, wir wollen es nicht so genau nehmen.

D. V. Nun gut, wie hoch wird sich denn der Ertrag der 80 Millionen Morgen, zu Gelde gerechnet, belaufen?

D. G. Die Rechnung ist bald gemacht: auf 2400,000,000 Livres nach dem dermaligen Kurs.

D. V. Ich las in der Bibel, daß Salomo allein 25,000,000,000 in baarem Gelde besaß, und ganz bestimmt zirkuliren doch keine 2400 Millionen in Frankreich, das viel größer und reicher sein soll, als das Land Salomo's.

D. G. Das ist eben das Geheimniß. In Frankreich mögen jetzt etwa 900 Millionen an baarem Gelde im Umlauf sein, und dies Geld, das aus einer Hand in die andre geht, reicht hin, um alle Waaren und alle Arbeit zu bezahlen. Der nämliche Thaler macht vielleicht tausendmal den Weg aus der Tasche des Arbeiters in die des Schenkwirths und in die des Steuereinnehmers.

D. V. Ich verstehe. Doch ihr sagtet, daß wir, Männer und Weiber, Greise und Kinder, zusammen eine Bevölkerung von zwanzig Millionen ausmachen. Sagt mir nun gefälligst, wie viel Geld auf jeden Kopf kommt?

D. G. Hundert und zwanzig Livres oder vierzig Thaler.

D. V. Richtig! da habt ihr meine Einnahme auf's Haar errathen. Ich besitze vier Morgen Land, die mir, ein Jahr ins andre gerechnet, hundert und zwanzig Livres einbringen und das ist wenig genug. Wär' es möglich! wenn alles Eigenthum gleich vertheilt wäre, sollte sich jeder nur auf fünf Louisd'or stehen?

D. G. Nicht höher nach unsrer Berechnung, die ich noch obendrein etwas zu günstig gestellt habe. Das ist nun einmal das Loos der menschlichen Natur. Unserm Leben wie unserm Vermögen sind gar enge Schranken gesetzt. Man lebt in Paris im Durchschnitt nur zwei- bis dreiundzwanzig Jahre und hat im Durchschnitt jährlich höchstens 120 Livres aufzuwenden, das will sagen, was ihr an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Hausrath verbraucht, wird durch 120 Livres repräsentirt.

D. V. Ach! was hab' ich euch zu Leide gethan, daß ihr mir so Leben und Eigenthum absprecht? Hab' ich wirklich nur drei und zwanzig Jahre zu leben, wenn ich nicht meine Mitmenschen um die ihnen zukommende Altersportion verkürzen will?

D. G. Allerdings; dies ist in der guten Stadt Paris wenigstens eine ausgemachte Sache. Von jenen dreiundzwanzig Jahren müßt ihr wenigstens zehn Jahre eurer Kindheit abziehen; denn die Kindheit ist noch kein Genuß des Lebens, sie ist nur eine Vorbereitung darauf, ist die Schwelle des Gebäudes, der Baum, der noch keine Früchte getragen, die Dämmerung des anbrechenden Tages. Von den dreizehn übrigen Jahren müßt ihr wieder die Zeit, die ihr schlafend und in langer Weile verlebt, mithin wenigstens die Hälfte abziehen. Es bleiben euch hiernach noch sechs und ein halbes Jahr und ihr könnt euch glücklich schätzen, wenn außer Verdruß und Schmerzen euch einige wenige Freuden und die Hoffnung diesen Rest ausfüllen [1]).

---

[1]) Ist von dem physischen und individuellen Leben des Menschen die Rede, in so fern man ihn als ein mit Vernunft, Vorstellungen, Gedächtniß und moralischen Affekten begabtes Wesen ansieht,

D. V. Barmherziger Himmel! Nach eurer Rechnung kann ich also nicht einmal auf drei Jahre einer erträglichen Existenz Anspruch machen!

D. G. Es ist nicht meine Schuld. Die Natur kümmert sich um jeden Einzelnen sehr wenig. Es gibt Insekten, die nur einen Tag leben, deren Gattung aber beständig fortdauert. Die Natur macht es wie jene großen Fürsten, die den Verlust von 400,000 Menschen für nichts achten, wenn sie nur ihre erhabenen Pläne durchsetzen.

D. V. Vierzig Thaler und drei Jahr zu leben! Wißt ihr mir denn kein Mittel anzugeben, um diesem doppelten Fluch zu entrinnen?

D. G. Was die Verlängerung des Lebens anlangt, so müßte man vor Allem für eine reinere Luft in Paris sorgen, die Menschen müßten mäßiger im Essen und Trinken werden, sie müßten ihre physischen Kräfte besser ausbilden und üben, die Mütter müßten ihre Kinder selbst säugen und man dürfte sich nicht länger thörichter Weise vor der Einimpfung der Blattern scheuen; das ist meine Meinung von der Sache.

---

so muß man seinen Anfang vor das zehnte Jahr setzen. Betrachtet man dagegen das Leben in seiner Beziehung zur Gesellschaft, so muß man noch später damit beginnen. Um übrigens die Dauer des Lebens in einem oder dem andern Sinne richtig zu schätzen, müßte man eine andre Methode einschlagen; man müßte nämlich die Dauer des wirklichen Lebens nach der Summe der Jahre des physischen Lebens aller Menschen berechnen und dann die durchschnittliche Zahl der Lebensjahre für einen jeden daraus ziehen. Man würde auf diese Weise ein andres Resultat gewinnen, das aber zu denselben Betrachtungen führte. Die Zeit, wo der volle Genuß unsrer Fähigkeiten uns auf Glück Anspruch zu machen erlaubt, würde sich immer auf sehr wenige Jahre beschränken. C.

Was aber die Verbesserung der Glücksumstände betrifft, so braucht ihr nur zu heirathen und Söhne und Töchter zu zeugen.

D. V. Wie! um bequemer zu leben, soll ich meine Armuth mit der eines andern Wesens verbinden?

D. G. Wenn man die Armuth von fünf oder sechs Individuen zusammenthut, ergibt sich ein ganz erträgliches Auskommen. Habt ihr eine brave Frau und nur zwei Jungen und zwei Mädchen, so bringt das 720 Livres für euren kleinen Haushalt, vorausgesetzt, daß euch euer Recht wird und auf jeden Kopf die gebührende Einnahme von 120 Livres kommt. So lange eure Kinder klein sind, kosten sie euch fast nichts, und wenn sie heranwachsen, erleichtern sie euch das Leben. Ihre gegenseitigen Hülfsleistungen überheben euch fast aller Ausgaben und ihr lebt als genügsamer Philosoph sehr glücklich, vorausbedungen, daß die Herren, die den Staat regieren, nicht so barbarisch sind, jedem von euch jährlich zwanzig Thaler abpressen zu wollen [1]). Allein unglücklicher Weise leben wir nicht mehr in dem goldnen Zeitalter, wo alle Menschen, gleich geboren, auch gleichen Antheil an den nahrhaften Erzeugnissen des keines Anbaus bedürftigen Bodens hatten. Es fehlt heutzutage viel daran, daß jedes Wesen mit zwei Händen und zwei Füßen sich eines Eigenthums erfreute, das ihm jährlich 120 Livres eintrüge.

D. V. Ach! ihr richtet uns zu Grunde. Eben sagtet

---

[1]) Dies ist ein Scherz. Diejenigen, welche die gesetzgebende und vollziehende Gewalt für die Miteigenthümerin aller Güter erklärten, erkannten ihr damit nicht das Recht zu, die Hälfte davon zu nehmen; sondern nur so viel als nöthig, um den Staat zu vertheidigen und gut zu regieren. Nur die Ausdrucksweise ist lächerlich. E.

ihr doch noch, in einem Lande, das 80,000,000 Morgen ganz guten Erdreichs und 20,000,000 Einwohner zähle, müsse jede eine Einnahme von 120 Livres haben, und jetzt nehmt ihr sie uns wieder.

D. G. Das macht, ich rechnete nach der Regel des goldnen Zeitalters und muß doch bei uns das eiserne zur Richtschnur nehmen. Es gibt eine Menge Einwohner, deren Einnahme höchstens auf zehn Thaler zu schätzen ist, andre, die nur vier oder fünf Thaler, und über sechs Millionen, die auch nicht einen rothen Heller haben.

D. V. Aber die müßten ja nach drei Tagen Hungers sterben.

D. G. Keineswegs. Die Andern, die den jenen zukommenden Antheil mit empfangen haben, lassen sie für sich arbeiten und theilen mit ihnen. Auf diese Weise kommen der Theologe, der Zuckerbäcker, der Apotheker, der Prediger, der Schauspieler, der Advokat und der Miethkutscher zu dem Ihren. Ihr hieltet euch für sehr bemitleidenswerth, nur 120 Livres jährlich zur Verfügung zu haben, wovon euch nach Abzug eurer Steuer von zwölf Franks nur 108 übrig bleiben. Aber seht nur die Soldaten an, die ihr Blut für das Vaterland hingeben. Sie bekommen täglich nur vier Sous, das macht 73 Livres im Jahr, und leben darum doch in treuer Kameradschaft lustig und guter Dinge.

D. V. Da hat also ein Exjesuit fünfmal so viel, als ein Soldat. Und doch haben die Soldaten bei Fontenay, Lafeld und Freiburg dem Staate wenigstens wesentlichere Dienste geleistet, als der ehrwürdige Pater La Valette in seinem ganzen Leben [1]).

---

[1]) Man muß übrigens gestehen, daß das französische Volk bei

D. G. Das ist ausgemacht. Und noch mehr: jeder freigewordene Jesuit hat jetzt mehr aufzuwenden, als er sonst seinem Kloster kostete. Jeder sinnt auf ein einträgliches Geschäft. Der Eine steht einer Seidenmanufaktur, der Andre einer Porzellanfabrik vor; wieder ein Andrer unternimmt die Direktion der Oper; dieser schreibt eine Kirchenzeitung, jener ein bürgerliches Trauerspiel oder einen Roman im englischen Geschmack[1]). Er sorgt für den Unterhalt des Papiermachers, des Dinteverkäufers, des Buchhändlers, des Colporteurs, die ohne ihn betteln würden. Alles ist am Ende nur die Wiedererstattung der 120 Livres an die, welche nichts haben, was zur Blüte des Staats beiträgt.

D. V. Eine herrliche Art Blüte, in der That!

D. G. Es gibt keine andre. Ueberall sorgt der Reiche für den Lebensunterhalt des Armen. Dies ist die einzige Quelle der Handelsindustrie. Je betriebsamer eine Nazion ist, um so mehr gewinnt sie durch den Verkehr mit dem Auslande. Schnellten wir das Ausland jährlich um zehn Millionen zum Vortheil unsrer Handelsbilanz, so würden nach 20 Jahren 200 Millionen mehr im Lande sein und das brächte ehrlich vertheilt auf jeden Kopf zehn Franks mehr: indem nämlich die Kaufleute in der Hoffnung noch ansehnlichern Gewinns,

---

den Siegen von Fontenay (11. Mai 1745) und Lafeld (2. Juli 1747) und der Eroberung von Freiburg (Nov. 1744) nicht viel mehr interessirt war, als bei dem Bankrott des Pater La Valette (1764), der wenigstens als nächster Anlaß der Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich etwas Gutes wirkte. D. Uebers.

[1]) Vermuthlich eine Anspielung auf den Exjesuiten-Provost d'Exiles, Verfasser des Dogen de Killerine rc., obgleich derselbe schon lange vor der Vertreibung der Jesuiten aus dem Orden trat.
D. Uebers.

jedem Armen zehn Franks zu verdienen gäben. Allein der Handel hat seine Schranken, wie die Fruchtbarkeit des Bodens; sonst würde die progressive Vermehrung ins Unendliche gehen. Und zudem ist es nicht so ausgemacht, daß die Handelsbilanz immer zu unserm Vortheil ausfällt; es kommen auch Zeiten, wo wir verlieren.

D. V. Ich habe viel von dem Vortheil der vermehrten Bevölkerung reden hören. Wenn es uns nun einfiele, doppelt so viele Kinder zu zeugen, als dermalen geschieht; wenn unser Vaterland doppelt so stark bevölkert wäre, wenn wir 40,000,000 Einwohner statt zwanzig zählten, was würde wohl daraus werden?

D. G. Weiter nichts, als daß jeder im Durchschnitt sich mit zwanzig Thalern begnügen, oder daß der Ertrag des Bodens sich doppelt so hoch belaufen müßte, als jetzt, oder daß die Zahl der Armen sich verdoppeln würde, oder daß man bei verdoppelter Industrie doppelt so viel vom Auslande gewinnen, oder daß man die Hälfte der Nazion nach Amerika schicken müßte, oder endlich, daß die eine Hälfte der Nazion die andre auffräße.

D. V. Schönen Dank, da wollen wir uns doch lieber mit unsern 20,000,000 Menschen und unsern 120 Livres auf jeden Kopf begnügen, mögen sie nun vertheilt sein, wie es Gott gefällt. Aber traurig ist unsre Lage immerhin und euer eisernes Zeitalter verzweifelt hart.

D. G. Es gibt keine Nazion, die besser daran wäre, und gar manche haben es noch weit schlimmer. Woher sollten wohl in den nordischen Ländern vierzig Thaler für jeden Einwohner kommen? Hätten die Hunnen, Gothen, Vandalen und Franken so viel gehabt, so würden sie nicht ihrer Heimath den Rücken gewandt haben, um sich mit dem Schwert und

der Brandfackel in der Hand in andern Ländern niederzulassen.

D. V. Wenn ich euch gewähren ließe, würdet ihr mich bald überreden, daß ich mit meinen 120 Livres glücklich sei.

D. G. Sobald ihr glücklich zu sein glaubtet, würdet ihr es wirklich sein.

D. V. Man kann sich nicht einbilden, zu sein, was man nicht ist, man müßte denn den Verstand verloren haben.

D. G. Ich habe euch schon gesagt, daß ihr, um sorgenfreier und bequemer zu leben, als jetzt, nur eine Frau zu nehmen braucht. Ich will nur noch hinzusetzen, daß sie, wie ihr, 120 Livres Renten haben muß, das heißt, vier Morgen Land, wovon jeder zehn Thaler einbringt. Die alten Römer hatten jeder nur einen Morgen. Sind eure Kinder fleißig, so kann jedes von ihnen noch eben so viel verdienen, indem es für Andre arbeitet.

D. V. Sie können also nicht zu Gelde kommen, ohne daß Andre das ihre verlieren.

D. G. So bringt es einmal das Gesetz aller Nationen mit sich. Man athmet nur um diesen Preis.

D. V. Und meine Frau und ich müssen beide die Hälfte unsres Einkommens der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt abgeben, und die neuen Minister müssen uns die Hälfte des Preises für unsern Schweiß und des Lebensunterhalts unsrer armen Kinder nehmen, ehe die noch im Stande sind, selbst ihr Brod zu verdienen! Bitte, sagt mir doch, wie viel Geld auf diese Weise unsre neuen Minister von Gott und Rechtswegen in des Königs Schatulle fließen lassen.

D. G. Ihr bezahlt zwanzig Thaler von vier Morgen, die euch vierzig einbringen. Der Reiche, der 400 Morgen besitzt, hat nach dem neuen Tarif 2000 Thaler zu zahlen,

und die 80,000,000 Morgen tragen dem Könige jährlich 1200,000,000 Livres oder 400,000,000 Thaler ein.

D. V. Das scheint mir unthuulich, ja rein unmöglich.

D. G. Ihr habt völlig Recht und diese Unmöglichkeit ist ein mathematischer Beweis, daß in dem Plane unsrer neuen Minister ein logischer Grundfehler steckt.

D. V. Ist es nicht offenbar eine entsetzliche Ungerechtigkeit, mir die Hälfte meines Getreides, meines Hanfs, der Wolle meiner Schafe ꝛc. zu nehmen und keine Beisteuer von denen zu verlangen, die mit meinem Hanf, woraus sie Leinwand webten; mit meiner Wolle, woraus sie Tuch fabrizirten; mit meinem Korn, wofür sie wer weiß wie vielmal so viel empfingen, als sie mir beim Einkauf dafür zahlten, die, sag' ich, mit dem Allem zehn- oder zwanzig-, ja dreißigtausend Livres Renten gewannen?

D. G. Die Ungerechtigkeit dieser Verwaltung springt so grell in die Augen, wie der Irrthum in der ihr zum Grunde liegenden Berechnung. Die Industrie muß begünstigt werden, allein die wohlhabende Industrie muß auch dem Staate unter die Arme greifen. Diese Industrie hat euch jedenfalls einen Theil eurer 120 Livres genommen und sie sich zugeeignet, indem sie euch eure Hemden und euren Rock zwanzigmal so theuer verkaufte, als sie euch zu stehen gekommen wären, wenn ihr sie selbst gemacht hättet. Der Fabrikant, der sich auf eure Kosten bereicherte, hat freilich seine Arbeiter bezahlt, dabei aber jedes Jahr eine Summe für sich zurückbehalten, die endlich zu 30,000 Livres angewachsen ist. Auf eure Kosten also hat er dies Vermögen erworben und ihr könnt ihm eure Waaren nicht theuer genug verkaufen, um euch für das, was er durch euch verdiente, zu entschädigen; denn sobald ihr versuchtet, den Preis so hoch aufzuschlagen, würde

er die Waaren wohlfeiler vom Auslande beziehen. Einen Beweis, daß dem so ist, könnt ihr darin finden, daß er beständig im Besitz seiner 30,000 Livres Renten bleibt, während eure Einnahme von 40 Thalern, weit entfernt zu steigen, sich vielmehr oft noch vermindert. — Es ist demnach nothwendig und billig, daß die verfeinerte Industrie des Großhändlers mehr zahle, als der rohe Fleiß der ersten Producenten. Eben so verhält es sich mit den Einnehmern der öffentlichen Gelder. Eure Steuer betrug bisher zwölf Franks, ehe unsre großen Minister euch zwanzig Thaler abnahmen. Von diesen zwölf Franks behielt der Einnehmer zehn Sous für sich. Sind nun in eurer Provinz 500,000 Seelen, so gewinnt er jährlich 250,000 Franks. Laßt ihn nun auch 50,000 davon ausgeben, so hat er doch offenbar nach zehn Jahren ein Vermögen von zwei Millionen. Billigerweise muß er nach Verhältniß beisteuern, wenn nicht Alles drüber und drunter gehen soll [1]).

---

[1]) Wir haben es hier mit zwei neuen Einwürfen gegen den Gedanken zu thun, alle Steuern auf eine einzige zu reduziren. Der von den Finanzmännern hergeleitete ist nur ein Scherz, da es dann keine Finanzmänner im alten Sinne mehr geben würde, sondern nur Leute, denen es obläge, für mäßigen Gehalt die öffentlichen Gelder einzunehmen. Es bleiben dann noch die Kaufleute und Fabrikanten übrig; allein es leuchtet ein, daß, auch wenn die Gegenstände ihres Handels und ihrer Industrie keiner Steuer mehr unterworfen wären, ihr Profit sich gleich bleiben würde, da sie dieselben wohlfeiler verkaufen oder die rohen Stoffe theurer einkaufen müßten. Nicht sie bezahlen jene Steuern, sondern die, welche von ihnen kaufen oder die ihnen ihre Materialien verkaufen, und eben diese würden sie auch fortwährend unter einer andern Form bezahlen. Wäre es dagegen eine persönliche Abgabe, eine Kopfsteuer, wovon man sie befreit, so müßte man dieselbe von den Zinsen, die sie von ihrem Kapital löszten, abziehen. Angenommen also, die Zinsen betrügen 10 Prozent und

D. B. Ich danke euch, daß ihr diesen Plusmacher besteuert habt; das gewährt mir wenigstens in der Einbildung einige Erleichterung. Da er aber seinen Ueberfluß so stark vermehrt hat, wie fang' ich es nur an, um auch meiner kleinen Habe einigen Zuwachs zu geben?

D. G. Wie gesagt, ihr müßt heirathen, müßt arbeiten und wo möglich eurem Lande ein paar Garben mehr abzugewinnen trachten, als bisher darauf wuchsen.

D. B. Angenommen, ich hätte tüchtig gearbeitet, die ganze Nazion hätte es eben so gemacht, und der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt wäre auf diese Art eine reichliche Einnahme zugeflossen, wie viel hat danu die Nazion am Schluß des Jahres dadurch gewonnen?

D. G. Keinen Pfennig, sie müßte denn einen vortheilhaften Handel mit dem Auslande getrieben haben. Aber sie hat bequemer gelebt. Jeder hat verhältnißmäßig mehr Hemden, Kleider und Hausrath gehabt, als früher. Der Geldumlauf im Staate ist lebhafter gewesen; der Arbeitslohn ist mit der Zeit gestiegen und zwar fast in gleichem Verhältniß mit der Zahl der Kornähren, der Schaffelle, der Rinds-, Hirsch- und Ziegenhäute, die man verwandt, und der Wein trauben, die man unter die Kelter gebracht hat. Man hat dem Könige den Werth einer größern Waarenmasse in Gelde bezahlt

---

jene Steuer ein Zehntel, so würden sie in der That nur 9 Prozent beziehen; und würde die Steuer aufgehoben, so sähen sie sich bald durch die Konkurrenz genöthigt, die Zinsen auf jene 9 Prozent zu beschränken, worauf die Steuer sie gleichfalls schon reduzirt hatte. Eben so verhält es sich mit denen, die von ihren Gehalten leben; befreit man sie von den persönlichen Steuern, so wie von den Steuern, die den Preis gewisser Waaren für sie erhöhten, so werden auch ihre Gehalte im gleichen Verhältniß geschmälert werden. E.

und der König wiederum hat denen, die auf seinen Befehl arbeiteten, eine größere Werthmasse zufließen lassen, ohne daß bei alle dem das Reich um einen baaren Thaler reicher wäre.

D. V. Was bleibt denn der Staatsgewalt am Ende des Jahres übrig?

D. G. Nichts, wie gesagt. So geht es jeder Staatsgewalt. Sie häuft keine Schätze an. Sie hat ihren Bedarf an Nahrung, Kleidern, Wohnung und Hausrath bestritten. Alle Leute haben es gleichfalls, jeder nach seinen Verhältnissen, und wenn sie jene Schätze anhäuft, so hat sie der Zirkulation so viel Geld entrissen, als sie zurückgelegt. So vielmal vierzig Thaler sie in ihrer Schatulle behalten, eben so viele Menschen hat sie unglücklich gemacht.

D. V. Dann war ja aber jener vielgepriesene Heinrich IV. ein wahrer Harpax, ein Filz und Leuteschinder. Denn man erzählte mir, daß er in der Bastille über 50 Millionen nach heutigem Münzfuß wohlverpackt in Fässern aufbewahrte.

D. G. Er war vielmehr ein eben so guter als kluger und kräftiger Mann. Er stand im Begriff, einen gerechten und nothwendigen Krieg anzufangen und indem er 22 Millionen nach damaliger Rechnung im Kasten zurücklegte, und mehr als 20 andre Millionen, die er noch einzunehmen hatte, im Umlauf ließ, ersparte er seinem Volke über 100 Millionen, die er ihm, ohne diese heilsamen Vorkehrungen getroffen zu haben, gekostet hätte. Er gelangte so zu der moralischen Gewißheit des guten Erfolges gegen einen Feind, der nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung fiel gar sehr zu seinen Gunsten aus [1]).

---

[1]) Der Satz läßt sich auf die Frage zurückführen, ob es besser ist, in Friedenszeiten Schätze zurückzulegen oder im Kriege Anleihen

D. V. Mein Alter hatte es mir wohl gesagt, daß man unter der Verwaltung des Herzogs von Sülly verhältnißmäßig reicher war, als unter der der neuen Minister, welche die einfache Steuer eingeführt und mir von vierzig Thalern zwanzig genommen haben. Bitte, sagt mir, ob noch ein Volk auf Erden sich dieser herrlichen Wohlthat der einfachen Steuer erfreut?

D. G. Nicht Eine wohlhabende Nation. Die Engländer, die sonst keine großen Lacher sind, fingen an zu lachen, als sie vernahmen, daß geistreiche Leute bei uns ein solches Finanzsystem vorgeschlagen hatten [1]). Die Chinesen erheben

---

zu machen. Die erste Maßregel wäre unstreitig vortheilhafter in einem Lande, wo man vermöge der Verfassung und der öffentlichen Einsicht auf ein System der Finanzverwaltung rechnen könnte, das von keinen Revolutionen des Ministeriums abhinge. C.

[1]) Das ist wahr, aber in keinem Lande Europas herrschen mehr Vorurtheile über alle Gegenstände der Verwaltung und Regierung als eben in England. Jeder politische Schriftsteller in England kann auf die höchsten Stellen Anspruch machen und nichts ist für die Erforschung der Wahrheit nachtheiliger, als ein wohl oder übel verstandenes Interesse dabei zu haben, sie mehr mit einer Meinung als mit einer andern im Einklang zu finden. Aus diesem Grunde ist es sehr möglich, daß die Aufklärung sich mit minderer Schwierigkeit in einer Monarchie verbreitet, als in einer Republik, und wenn man in Republiken enthusiastischere Aufwallungen des Patriotismus findet, so herrscht dafür in einigen Monarchien eine erleuchtetere Vaterlandsliebe.

Uebrigens ist die Einführung einer einfachen Steuer eine Operazion, die allmälig vor sich gehen muß und die, um auch keine vorübergehende Unordnung zu verursachen, mit der weisesten Vorsicht unternommen sein will. Man muß sich allerdings erst genaue Kunde darüber verschaffen, von welchen Arten des Eigenthums und von welchen Bezirken jede Art der Steuer in der That bezahlt wird, und

eine Steuer von allen Kauffarteischiffen, die in Kanton landen; in Nangasaki müssen die Holländer gleichfalls eine solche zahlen, wenn sie auf ihre Versicherung, keine Christen zu sein, in Japan zugelassen werden. Die Lappen und Samojeden freilich sind einer einfachen Abgabe von Marderfellen unterworfen und die Republik San Marino bezahlt nur Zehn-

---

in welchem Verhältniß jede Art des Eigenthums, jeder Bezirk oder der gesammte Staat dazu beitragen. Man muß sodann die Steuer, die jene Abgaben ersetzen soll, in gleichem Verhältniß repartiren.

Man muß folglich einen allgemeinen Kataster sämmtlicher Grundstücke aufnehmen; allein eine wie große Genauigkeit man auch bei demselben voraussetzen und mit welchem Scharfsinn man bei der Vertheilung der, die indirekten Abgaben ersetzenden Steuer mag zu Werke gegangen sein, es ist nicht möglich, sehr empfindliche Irrthümer dabei völlig zu vermeiden. Es ist daher nothwendig, die Operation nur nach und nach vorzunehmen und man muß überdies im Stande sein, für den Augenblick einen Theil der Staatseinkünfte zum Opfer zu bringen, obgleich demnächst aus dieser Veränderung in der Form der Auflagen zugleich die Erleichterung ihrer Last für das Volk und die Vermehrung ihres Ertrags für den Souverän sich ergeben kann.

Da endlich die meisten Grundstücke verpachtet sind, da, wenn man ihren Ertrag einer neuen Steuer, die bestimmt ist, eine Abgabe andrer Art zu ersetzen, unterwirft, nur ein Theil der sich jetzt ergebenden Ausgleichung zum Vortheil des Eigenthümers und der Rest zum Vortheil des Pächters ausschlagen würde; so liegt hierin ein Grund mehr, die Operation mit großer Behutsamkeit vorzunehmen, sollte man sich selbst in jeder Art der Benutzung des Bodens eine annähernde Kenntniß darüber verschafft haben, einen wie großen Theil der Steuer der Eigenthümer billiger Weise zu tragen habe und in wie weit bis zum Ablauf des Pachttermins der Pächter damit zu belasten sei. Ist dies aber ein schwieriges Werk, so ist es nicht minder schwer, zu bestimmen, bis zu welchem Punkt die Nation, die es ausführte, in wenigen Jahren ihre Glückseligkeit, ihren Wohlstand und ihre Macht würde wachsen sehen. C.

ten, um den Glanz des Staates ungeschmälert zu erhalten. — In unserm Europa gibt es eine ihrer Gerechtigkeit und Tapferkeit wegen berühmte Nation, die durchaus keine Steuern bezahlt: das Volk der Helvezier. Das ist aber so zugegangen. Das Schweizervolk selbst nahm den Platz der Herzoge von Oesterreich und jener von Zähringen ein. Die kleinen Kantone haben eine demokratische Verfassung und sind sehr arm. Jeder Einwohner entrichtet eine sehr mäßige Summe für die Bedürfnisse der kleinen Republik. In den reichen Kantonen muß man dem Staate denselben Zins entrichten, den einst die Erzherzoge von Oesterreich und die Grundherren bekamen. Die protestantischen Kantone sind nach Verhältniß doppelt so reich, wie die katholischen, weil dort der Staat die Güter der Mönche besitzt. Die, welche einst Unterthanen der Erzherzöge von Oesterreich, der Herzöge von Zähringen und der Mönche waren, sind jetzt nur Unterthanen des Vaterlandes und zahlen diesem dieselben Zehnten, dieselben Steuern und Gefälle, die sie sonst ihren alten Herren entrichteten [1]). Da aber die Unterthanen im Ganzen nur sehr wenig Handel treiben, ist derselbe, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Stapelzölle, mit keiner Abgabe belastet. Die Leute machen übrigens ihre Tapferkeit zum Gegenstand des Verkehrs mit fremden Mächten und verkaufen sich selbst auf eine Reihe von Jahren, wodurch denn einiges Geld, das wir verlieren, in ihr Land fließt — ein in der Welt vielleicht eben so einziges Beispiel, wie die von euern Gesetzgebern eingeführte Steuer.

D. V. Die Schweizer werden also nicht kraft göttlichen

[1]) Vgl. Montesquieu's G. d. Ges. Th. V, S. 74 f. unsr. Ausg. Anm.

Rechts ihres halben Eigenthums beraubt? Wer vier Kühe hat, braucht nicht zwei davon dem Staate abzugeben?

D. G. Gewiß nicht. In einem Kanton giebt man von dreizehn Fässern Wein eins ab und trinkt die andern zwölf selbst aus. In einem andern bezahlt man den zwölften Theil und behält elf für sich.

D. V. O daß ich ein Schweizer wäre! Die verwünschte einfache und einfältige Steuer, die mich an den Bettelstab gebracht hat! Aber sind drei oder vierhundert Steuern, deren Namen ich nicht einmal behalten und aussprechen kann, wohl billiger und vernünftiger? Hat wohl je ein Gesetzgeber bei der Gründung eines Staates es sich einfallen lassen, als königliche Räthe Kohlenklafterer, Weineichmeister, Holztaratoren, Schweinszungenbesichtiger und Salzbutterinspektoren einzusetzen? Hat sich wohl einer es einfallen lassen, ein Heer von Spitzbuben zu unterhalten, doppelt so zahlreich, als weiland das Kriegsheer Alexanders, und kommandirt von sechzig Generälen, die das Land in Kontribution setzen, die alle Tage ausgezeichnete Siege erkämpfen, die auch Gefangene machen und sie bisweilen opfern, sei es nun in der Luft oder auf einem kleinen Brettergerüst, wie weiland die Scythen nach meines Herrn Pfarrers Bericht? — War eine solche Gesetzgebung, gegen die sich so viele bittere Klagen erhoben, um die so viele Thränen flossen, wohl viel besser, als die, welche mir mit einem Griff ganz einfach und friedfertig die Hälfte meiner Subsistenzmittel nimmt? Ich fürchte sehr, daß man mir unter der alten Finanzverwaltung, richtig gezählt, drei Viertel davon bei Kleinem abzwackte.

D. G. Iliacos intra muros peccatur et extra.
Est modus in rebus ......
Caveas ne quid nimis.

D. V. Ich habe wohl etwas Geschichte und Mathematik gelernt, aber Latein versteh' ich nicht.

D. G. Das heißt etwa: „Man hat auf beiden Seiten Unrecht. Haltet in Allem die Mittelstraße. Allzu viel ist ungesund."

D. V. Allzu viel, ja, davor bin ich sicher. Aber ich habe nicht genug.

D. G. Ich gebe zu, daß ihr Hungers sterben werdet, so wie ich selbst und der ganze Staat nicht minder, wenn das neue System nur zwei Jahre dauert. Aber wir wollen hoffen, daß Gott sich unser erbarmt.

D. V. Man hält sich sein ganzes Leben lang mit der Hoffnung hin und gibt sie selbst im Tode nicht auf. Lebt wohl, Herr. Ihr habt mich belehrt, aber mir blutet das Herz.

D. G. Das ist nur zu oft die Frucht des Wissens.

III. Abenteuer mit einem Barfüßer.

Nachdem ich dem Herrn von der Akademie der Wissenschaften meinen schuldigen Dank abgestattet hatte, daß er mir die Augen geöffnet, ging ich mit beklommenem Herzen fort und pries zwar die Vorsehung, konnte mich aber nicht enthalten, betrübt zwischen den Zähnen zu murmeln: „Nur vierzig Thaler Einnahme, um leben zu können, und nur zweiundzwanzig Lebensjahre überhaupt! Ach! möchte meinetwegen unser Leben noch kürzer sein, da es so elend ist!"

Ich befand mich bald einem stattlichen Gebäude gegenüber. Schon quälte mich der Hunger und ich hatte nicht einmal den 120sten Theil der Summe, die von Rechtswegen jedem Individuum zukommt. Sobald ich indessen erfuhr, daß

jener Palast ein Kloster der ehrwürdigen Väter Barfüßer vom Berge Karmel sei, schöpfte ich wieder die besten Hoffnungen und sagte bei mir selbst: Da diese heiligen Männer demüthig genug sind, barfuß zu gehen, werden sie auch so barmherzig sein, mir zu essen zu geben.

Ich schellte. Ein Barfüßer erschien: „Was wollt ihr, mein Sohn?" — Brod, ehrwürdiger Herr! Die neuen Steueredikte haben mir nichts übrig gelassen. — „Mein Sohn, wir sammeln selbst Almosen und spenden keine." — Wie! nach eurer heiligen Regel dürft ihr keine Strümpfe tragen, habt dabei ein Haus, wie ein Fürst, und schlagt mir eine kärgliche Mahlzeit ab! — „Allerdings, mein Sohn, tragen wir weder Schuhe noch Strümpfe; das ist eine Ausgabe weniger; doch friert uns darum so wenig an den Füßen, wie an den Händen; und wenn unsre heilige Regel uns geböte, keine Hosen zu tragen, so würde uns auch nicht an den Lenden frieren. Was unser schönes Haus betrifft, so konnten wir es leicht bauen, da wir 100,000 Livres an Hausmiethe in derselben Straße aufnehmen."

Hilf Himmel! Ihr laßt mich verhungern und habt 100,000 Livres Renten! Dann gebt ihr also der neuen Steuerverwaltung 50,000 ab?

„Gott soll uns bewahren, einen Heller zu zahlen! Nur von dem Ertrage des Bodens, den arbeitsame Hände, hart von Schwielen und feucht von Thränen, bestellen, hat die gesetzgebende und vollziehende Gewalt Abgaben zu fordern. Die Almosen, die man uns spendete, machten es uns möglich, jene Häuser zu bauen, woraus wir jährlich 100,000 Livres lösen. Da aber diese, von dem Ertrag des Bodens gespendeten Almosen bereits der Steuerpflicht genügten, darf keinenfalls zum zweiten Mal eine Abgabe davon bezahlt werden.

Sie haben den Gläubigen, die, um uns reich zu machen, verarmten, das Himmelreich geöffnet, und wir betteln noch fortwährend um Almosen und setzen das Faubourg Saint-Germain in Kontribuzion, um noch mehr Gläubigen den Weg ins Paradies zu bahnen." Und mit diesen Worten schloß mir der Barfüßer die Thür vor der Nase zu[1]).

Ich kam bei der Kaserne der grauen Musketiere vorüber und erzählte einem der Herren mein Abenteuer. Sie bewirtheten mich mit einer guten Mahlzeit und gaben mir einen Thaler. Einer von ihnen machte den Vorschlag, das Kloster in Brand zu stecken, allein ein verständigerer Musketier stellte ihm vor, daß es noch nicht Zeit sei, und bat ihn, noch zwei oder drei (und zwanzig) Jahre zu warten.

IV. Audienz beim Herrn General-Finanz-Direktor.

Ich ging mit meinem Thaler in der Tasche zum Herrn General-Finanz-Direktor, um ihm eine Bittschrift zu überreichen, da er gerade an dem Tage Audienz ertheilte.

---

1) Das Werk, auf welches Voltaire hier namentlich anspielt, führt den Titel: „Betrachtungen über die wesentliche und natürliche Einrichtung der Staatsgesellschaften*)." Es werden darin mehre wichtige Fragen eben so scharfsinnig, als gründlich analysirt. Der Verfasser beweist, daß die Häuser, da sie keinen wirklichen Ertrag liefern, auch keiner Steuer unterworfen sein sollten; daß man den Miethzins, den sie einbringen, als die Zinsen des Kapitals, das sie repräsentiren, anzusehen habe, und daß, wenn man sie von den auf ihnen ruhenden Abgaben befreite, die Miethpreise in gleichem Verhältniß sinken würden. E.

2) Den Posten des General-Finanz-Direktors bekleidete damals

*) Von Mercier de la Riviere, Paris, 1767.

Sein Vorsaal wimmelte von Leuten aller Art. Namentlich waren da noch vollere Gesichter, noch rundere Bäuche und stolzere Mienen, als mein Mann mit den acht Millionen aufzuweisen hatte. Ich wagte nicht näher zu treten. Ich sah sie, ohne von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

Ein Mönch, der ein gewaltiger Zehentherr war, hatte einen Prozeß gegen andre Staatsbürger anhängig gemacht, die er seine Bauern nannte. Er hatte schon eine stärkere Einnahme, als die Hälfte seiner Pfarrkinder zusammen genommen und war überdies ihr Lehnsherr. Er behauptete, daß seine Vasallen, nachdem sie ihre dürren Haidehügel mit unsäglicher Mühe in Weinberge verwandelt hatten, ihm den zehnten Theil ihres Weins abgeben müßten, was, wenn man den Preis der Arbeit, der Weinpfähle, der Fässer und des Kellers berechnete, mehr als ein Viertel des Ertrages ausmachte. „Da aber einmal," sagte er, „die Zehnten von Gott eingesetzt sind, so verlange ich im Namens Gottes den vierten Theil des Lebensbedarfs meiner Bauern." — „Ich erkenne deine christlich milde Gesinnung," entgegnete ihm der Minister.

Ein in Steuerangelegenheiten sehr bewanderter Generalpächter nahm jetzt das Wort. „Gnädiger Herr," sprach er, „jenes Dorf kann dem Mönche nichts geben; denn da er seinen Pfarrkindern vergangenes Jahr zweiunddreißigerlei Steuern für ihren Wein abgenommen und sie dann noch ver-

---

(1763 bis 1768) de Laverdy, der sich physiokratischen Grundsätzen zuneigte und dessen Talente und wohlwollende Absichten vielleicht mit deshalb überschätzt wurden, weil er den Blutsauger Silhouette zum Vorgänger und den berüchtigten Abbé Terray zum Nachfolger hatte.

urtheilt hat zu bezahlen, was zu viel davon getrunken war, sind sie gänzlich zu Grunde gerichtet. Ich habe ihr Vieh und ihr Geräth verkaufen lassen und doch sind sie noch in meiner Schuld. Ich widersetze mich daher den Ansprüchen des ehrwürdigen Herrn.“

„Ihr thut wohl daran, mit ihm in die Schranken zu treten,“ erwiderte der Minister; „ihr seid beide eurem Nächsten mit gleich zärtlicher Liebe zugethan und erbaut mich in gleichem Grade.“

Ein Dritter, auch Mönch und Grundherr, dessen Bauern zur todten Hand gehörten, wartete gleichfalls auf den entscheidenden Spruch des Staatsraths, der ihn in den Besitz des sämmtlichen Vermögens eines Pariser Pflastertreters setzen sollte. Dieser hatte nämlich in einem, jener Art Knechtschaft unterworfenen und von dem Gebiete jenes Priesters umschlossenen Hause und unbedachtsamer Weise ein Jahr und einen Tag zugebracht und war dann darin gestorben. Der Mönch reklamirte jetzt das ganze Vermögen des Gimpels und zwar kraft göttlichen Rechts.

Der Minister belobte dieser Mönch als eben so billig denkend und mildherzig, wie die beiden Andern.

Der Vierte, ein Kammerkontrolör, überreichte eine herrliche Denkschrift, worin er sich darüber rechtfertigte, daß er zwanzig Familien an den Bettelstab gebracht hatte. Sie hatten ihre Onkels, Tanten, Brüder oder Vettern beerbt; sie hatten Steuern dafür zahlen müssen. Der Kammermann aber hatte ihnen großmüthig bewiesen, daß ihre Erbschaft nicht hoch genug angeschlagen, daß sie weit reicher waren, als sie glaubten, und, indem er sie in Folge dessen zur dreifachen Buße verurtheilte, sie durch die Prozeßkosten gänzlich zu Grunde richtete und die Familienväter ins Gefängniß setzen ließ, hatte er,

ohne nur den Beutel zu ziehen, ihre besten Besitzungen an sich gebracht[1]).

Der General-Finanz-Direktor sagte ihm (in etwas bitterem Tone freilich): „Euge! controllator bone et fidelis, quia super pauca fuisti fidelis, fermarium generalem te constituam[2])!“ Indessen sprach er leise zu einem neben ihm stehenden Maitre de Requêtes: „Wir müssen wahrhaftig diesen heiligen und profanen Blutegeln bald ein Brechmittel eingeben. Es ist Zeit, dem Volke Erleichterung zu schaffen, das ohne unsre Billigkeit und unsre Fürsorge erst in jener Welt zu leben haben würde.“

Verschiedene tiefdenkende Männer theilten ihm hierauf allerlei Finanzprojekte mit. Einer hatte den schlauen Einfall gehabt, Geist und Witz zu besteuern. „Jeder wird sich beeifern, zu zahlen,“ sprach er, „denn keiner wird für einen Dummkopf gelten wollen.“ — „Ich spreche euch selbst im Voraus von dieser Steuer frei,“ antwortete der Minister.

Ein Andrer schlug vor, die einzige Steuer auf das Singen und Lachen zu verlegen, da die Nazion das lustigste Volk von der Welt sei und sich mit einem Liedchen über Alles tröste. Allein der Minister bemerkte, daß man seit einiger Zeit nicht so viele kurzweilige Lieder mehr mache, und fürchtete, man möchte, um der Steuer zu entgehen, am Ende allzu ernsthaft werden.

---

[1]) Ein ganz ähnlicher Fall trug sich in der Provinz zu, wo ich wohne, und der Kammerkontroleur wurde zur Herausgabe des Erpreßten verurtheilt, sonst aber nicht weiter bestraft. Vgl. die Satire les finances. V.

[2]) Ich ließ mir diese Worte von einem Gelehrten zu vierzig Thalern erklären, und sie machten mir vielen Spaß. V.

Ein verständiger, wackerer Patriot trat hierauf mit einem Plane hervor, wonach sich die Einnahme des Königs verdreifachen und doch die Nazion nur den dritten Theil der bisherigen Abgaben bezahlen sollte. Der Minister rieth ihm, die vier Spezies zu lernen.

Ein vierter bewies dem Könige aus Freundschaft, daß er nur 75 Millionen aufnehmen könne, daß er ihm aber 225 verschaffen wolle. „Ihr werdet mir ein Vergnügen damit machen,“ versetzte der Minister, „sobald wir die Staatsschulden bezahlt haben werden.“

Endlich kam ein Sekretär des neuen Publizisten, der die gesetzgebende Gewalt zur Miteigenthümerin alles unsres Grundbesitzes kraft göttlichen Rechts machte und so dem Könige zu 1200 Millionen Renten verhalf. Ich erkannte auf der Stelle den Mann, der mich ins Gefängniß gesetzt, weil ich meine zwanzig Thaler nicht hatte bezahlen können. Ich warf mich dem General=Finanz=Direktor zu Füßen und flehte um Gerechtigkeit. Er brach in ein schallendes Gelächter aus und erklärte, man habe mir einen Possen gespielt. Er befahl den Spaßvögeln, mir als Schmerzensgeld hundert Thaler zu zahlen, und sprach mich für mein ganzes übriges Leben von aller Steuer frei. Mit einem: „Gott vergelt's, Exzellenz!“ beurlaubt' ich mich von ihm.

V. Brief an den Vierzigthalermann.

„Obgleich ich eine dreimal so starke Einnahme habe, als Ihr, nämlich 360 Livres Renten, schreibe ich Euch doch so freundschaftlich, als wärt Ihr meines Gleichen, ohne mich meines Reichlhums gegen Euch zu überheben.

„Ich las die Geschichte Eures Mißgeschicks und der Ge=

nugthuung, die der Herr General-Finanz-Direktor Euch gewährt hat. Ich gratulire Euch dazu. Unglücklicherweise aber las ich dieser Tage auch den Financier citoyen [1]) trotz des Widerwillens, den der Titel mir schon einflößte, da derselbe vielen ehrlichen Leuten einen Widerspruch zu enthalten scheint. Dieser Citoyen schneidet von euren Renten zwanzig und von den meinigen 260 ab. Er spricht jedem Individuum im Durchschnitt der ganzen Einwohnerzahl nur 100 Franks zu; dafür vergrößert aber ein andrer nicht minder gefeierter Mann unser Einkommen bis auf 150 Livres. Euer Geometer hat, seh' ich, den richtigen Mittelweg eingeschlagen. Er gehört nicht zu den freigebigen großen Herren, die mit einem Federstrich der guten Stadt Paris eine Bevölkerung von einer Million Menschen geben und die 1500 Millionen an klingender Münze im Lande zirkuliren lassen, trotz Allem, was wir in den letzten Kriegen verloren haben [2]).

---

[1]) Voltaire meint die Reflexions d'un citoyen sur l'administration des finances. 3 voll. Paris 1763, vom Abbé Baudeau, einem Anhänger des Quesnay'schen Systems.

[2]) Diese Berechnungen sind weit entfernt, auf den Ruhm völliger Richtigkeit Anspruch machen zu können, und die, welche sie anstellten, haben sich bei weitem nicht die nöthige Mühe gegeben, um zu dem Grade von Genauigkeit zu gelangen, den man wohl erreichen könnte. Was aber zu wissen höchst wichtig war, ist der Satz, daß ein Staat, der zwei Millionen, und ein solcher, der zwanzig Millionen Einwohner hat, ein Land, dessen Erdreich fruchtbar, und ein solches, dessen Boden unergiebig ist, ein Land, das einen Ueberfluß an Lebensmitteln hat, und ein solches, das den Mangel daran durch den Handel ersetzen muß ꝛc. ganz nach denselben Gesetzen verwaltet werden müssen. Dies ist eine der größten Wahrheiten, welche die französischen Oekonomisten verkündeten, und zugleich eine von denen, die sie am besten begründeten. C.

„Da Ihr ein so fleißiger Leser seid, will ich Euch den Financier citoyen leihen, doch glaubt ihm ja nicht Alles auf's Wort! Er zitirt das Testament des großen Ministers Colbert und weiß nicht, daß es das erbärmliche Machwerk eines gewissen Gatien de Courtilz ist; er zitirt den „Zehnten" des Marschall Vauban und weiß nicht, daß der Verfasser Bois Guillebert hieß; er zitirt das Testament des Kardinal Richelieu und weiß nicht, daß es vom Abbé Bourzeis herrührt. Er nimmt an, daß der Kardinal versichert, „wenn das Fleisch im Preise steige, müsse man dem Soldaten eine stärkere Löhnung geben." Gleichwohl wurde unter seinem Ministerium das Fleisch entsetzlich theuer, ohne daß darum die Löhnung des Soldaten um einen Liard erhöht wäre; woraus, abgesehen von hundert andern Beweisen, erhellt, daß jenes, bei seinem ersten Erscheinen als untergeschoben anerkannte und erst weit später dem Kardinal selbst zugeschriebene Buch so wenig von ihm herrührt, wie die Testamente des Kardinal Alberoni und des Marschall Belle-Isle von ihren vermeinten Verfassern.

„Traut überhaupt in Eurem Leben den Testamenten und Systemen nicht. Mich haben sie belauert, wie Euch. Wenn die neuen Solone und Lykurge Euch eine Nase drehen, so haben mir die neuen Triptoleme noch weit ärger mitgespielt und ohne eine kleine Erbschaft, die mich wieder einigermaßen auf den grünen Zweig brachte, wäre ich im Elende verschmachtet.

„Ich besitze 120 Morgen nutzbaren Landes, das trotz seiner Lage unter dem schönsten Himmelsstrich von der Welt nicht unergiebiger sein könnte. Jeder Morgen trägt bei mir zu Lande nach Abzug aller Kosten nur einen Dreilivres-Thaler ein. Sobald ich nun in den Zeitungen las, ein berühmter

Landwirth habe eine neue Säemaschine erfunden und pflüge sein Land beetweise, um bei sparsamer Aussaat mehr zu ernten, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als Geld zu borgen, eine Säemaschine zu kaufen und mein Land beetweise zu pflügen. Ich verlor richtig meine Mühe und mein Geld, so gut, wie der berühmte Landwirth, der auch nicht mehr beetweise pflügt[1]).

„Mein Unglück wollte, daß ich das ökonomische Journal las, das in Paris bei Boudet erscheint, und auf das Experiment eines Parisers stieß, der zum Zeitvertreib seinen kleinen Blumengarten umpflügen und, statt ihn mit Tulpen zu bepflanzen, mit Weizen hatte besäen lassen; er hielt eine sehr reiche Ernte. Ich brauche nur dreißigmal pflügen zu lassen, sprach ich bei mir selbst, so ernte ich doppelt so viel, wie jener würdige Pariser, der sich in der Oper und im Schauspiel über die Prinzipe des Ackerbau's belehrt hat, und danke so seinem Unterricht und seinem Beispiel meinen Wohlstand.

„Nur viermal zu pflügen ist bei mir zu Lande rein unmöglich; die Strenge und der rasche Wechsel der Jahrszeit gestatten es nicht; und zudem hatte ich mich in Folge des unglücklichen Einfalls, beetweise zu säen, wie jener berühmte Landwirth, genöthigt gesehen, mein Gespann zu verkaufen. Ich lasse meine 120 Morgen mit allen Pflügen, die vier Stunden in der Runde zu haben sind, dreißigmal umpflügen. Das dreimalige Umpflügen kostet für den Morgen zwölf Livres, das ist der feste Preis. Nun mußte jeder Morgen dreißigmal gepflügt werden; das machte also 120 Livres. Die Bestellung meiner 120 Morgen kam mir demnach auf 14,400

---

[1]) Dühamel.

Livres zu stehen. Meine Ernte, die sich für gewöhnlich in meinem ungesegneten Lande auf 300 Sester belief, stieg diesmal allerdings auf 330, die mir, den Sester zu 20 Livres gerechnet, 6600 Livres einbrachten. Ich verlor 7800 Livres. Freilich konnte ich mich mit dem Stroh trösten.

Ich war ruinirt, zu Grunde gerichtet, wäre nicht glücklicherweise eine alte Tante durch einen großen Arzt, der in seiner Kunst so weise philosophirte, wie ich in der Landwirthschaft, in die bessere Welt befördert worden.

Sollte man es glauben, daß ich noch einmal schwach genug war, mich durch Boudet's Journal verführen zu lassen? Der Mann hatte mir doch bei alledem nicht den Untergang geschworen. Ich las in seiner Zeitschrift, daß es nur einer Auslage von 4000 Franks bedarf, um es durch den Anbau von Artischocken zu einer Einnahme von 4000 Livres zu bringen. Ganz gewiß wird Boudet mir an Artischocken wieder einbringen, was er mir an Korn aus der Tasche gespielt hat. So dachte ich und es dauerte nicht lange, so waren meine 4000 Franks zum Kuckuk und meine Artischocken von den Erdratten verzehrt. In dem ganzen Bezirk wies man mit Fingern auf mich.

In meinem Grimm schrieb ich Boudet einen Brief voll donnernder Vorwürfe. Statt aller Antwort machte der Verräther sich in seinem Journal über mich lustig. Er leugnete auf das Unverschämteste, daß die Karaiben roth zur Welt gekommen seien. Ich war genöthigt, ihm eine Bescheinigung von einem ehemaligen königl. Prokurator auf Guadeloupe zu übersenden, woraus er ersah, daß Gott die Karaiben roth erschaffen hat, so wie er die Neger schwarz werden ließ. Doch dieser kleine Sieg half mir nicht wieder zu der Erbschaft meiner Tante, die ich durch meinen allzu treuherzigen Glauben

an die neuen Systeme bis auf den letzten Heller eingebüßt hatte. Noch einmal, lieber Herr, hütet Euch vor den Marktschreiern!"

VI. Der Vierzigthalermann heirathet, wird Vater und philosophirt über die Mönche.

Nachdem der Vierzigthalermann in seiner Bildung bedeutend fortgeschritten war und auch seine Glücksumstände sich sehr gebessert hatten, heirathete er ein hübsches Mädchen, daß ihm 100 Thaler Renten zubrachte. Bald war er auch Vater eines tüchtigen Knaben und fing jetzt an, sich für einen Mann von einigem Gewicht im Staate zu halten. Er hoffte, dem Vaterlande wenigstens 10 Bürger zu geben, die ihm alle nützlich werden sollten. Als Korbmacher hatte er nicht leicht Seinesgleichen und seine Gattin war eine treffliche Näherin. Sie war in der Nachbarschaft einer fetten Abtei geboren, die ein Einkommen von 100,000 Livres hatte. Ihr Gatte fragte mich einst, wie es zugehe, daß diese Herren, die ihrer doch nur wenige seien, so vielmal 40 Thaler schluckten. „Schaffen sie dem Vaterlande größern Nutzen als ich?" — „Nein, lieber Nachbar." — „Tragen sie, wie ich, zur Bevölkerung des Landes bei?" — „Nein; dem Anschein nach wenigstens nicht." — „Bauen sie das Land? vertheidigen sie den Staat, wenn er angegriffen wird?" — „Nein, sie beten zu Gott für euch." — „Nun gut! ich will für sie beten, so sind wir quitt. — Wie viel solcher nützlichen Leute, sowohl Männer als Mädchen, mögen wohl sämmtliche Klöster im Reiche enthalten?"

— „Nach den Berichten der Provinzial-Intendanten gegen das Ende des vorigen (17.) Jahrhunderts, gab es ungefähr 90,000."

„Nach unsrer alten Rechnung sollten sie dann, 40 Thaler auf den Kopf gerechnet, 10,800,000 Livres besitzen. Wie viel haben sie nun wirklich?“

— „Ihr Einkommen mag sich immer auf 50 Millionen belaufen, wenn man die Messen und die Sammlungen der Bettelmönche mitzählt, die dem Volke in der That eine ansehnliche Steuer auflegen. Ein Bruder Bettler aus einem Pariser Kloster rühmte sich öffentlich, daß sein Bettelsack 80,000 Livres Renten aufwiege.“

„Wir wollen jetzt sehen, wie viel 50 Millionen, unter 80,000 geschorene Köpfe vertheilt, auf einen jeden bringen.“

— „Fünfhundert fünfundfünfzig Livres.“

„Eine ansehnliche Summe für Leute, die in einer zahlreichen Gesellschaft leben, wo die Ausgaben sich nach Maßgabe der Quantität der Konsumenten vermindern; denn zehn Personen können beisammen weit wohlfeiler leben, als wenn jeder Tisch und Wohnung für sich hätte. — Die Exjesuiten, denen man jetzt 400 Livres Pension gibt, haben also wirklich bei diesem Handel verloren?“

— „Ich glaube nicht; denn sie leben fast alle bei Verwandten, die sie unterstützen; mehre lesen für Geld Messe, was sie früher nicht thaten; andre sind Hauslehrer geworden; noch andre werden von Betschwestern unterhalten; kurz jeder hat seinen Weg gefunden und vielleicht sind jetzt nur wenige unter ihnen, die, nachdem sie die Freuden der Welt und der Freiheit einmal kosteten, Lust hätten, sich die alten Ketten wieder aufbürden zu lassen[1]). Das Mönchsleben ist, was

---

[1]) Die Jesuiten wären nicht zu beklagen gewesen, wenn man jene Pension von 400 Livres zu Gunsten derer, die mit körperlichen Gebrechen behaftet oder über 60 Jahr alt waren, verdoppelt hätte;

man auch sagen mag, durchaus nicht zu beneiden. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß die Mönche Leute sind, die sich zusammenthun, ohne sich zu kennen, mit einander leben, ohne sich zu lieben und sterben, ohne daß einer um den andern eine Thräne vergießt.''

„Ihr glaubt also, daß man ihnen einen sehr großen Dienst erwiese, wenn man ihnen sammt und sonders die Kutten auszöge [1])?''

— „Sie würden ohne Zweifel viel dabei gewinnen und der Staat noch mehr. Man gäbe dem Staate eine Menge Bürger und Bürgerinnen wieder, die unbesonnener Weise ihre Freiheit in einem Alter opferten, wo man nach den Gesetzen noch nicht einmal über ein Vermögen von 10 Sous Renten verfügen kann. Man zöge Leichen aus ihren Gräbern; es wäre eine wahre Auferstehung. Aus ihren Klöstern würden Stadthäuser, Hospitäler, öffentliche Schulen oder Fabriklokale. Die Bevölkerung würde zunehmen; alle Künste würden sich einer bessern Pflege erfreuen. Man könnte wenigstens die Menge jener freiwilligen Opfer vermindern, wenn man

---

wenn die andern Pfründen besitzen oder Aemter hätten bekleiden können, ohne einen Eid abzulegen, den sie nicht mit Ehren leisten konnten; wenn man endlich denen, die in Gemeinschaft leben wollten, gestattet hätte, sich unter obrigkeitlicher Aufsicht zu vereinigen. Allein der Haß der Jansenisten gegen die Jesuiten, das Vorurtheil, daß man sich noch vor ihnen fürchten müsse, und ihr übermüthiger Fanatismus zur Zeit ihrer Auflösung und selbst nachdem dieselbe schon vollzogen war, waren Schuld daran, daß man ihnen kein solches Loos gewährte, wie Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangten. C.

[1]) Die Aufhebung sämmtlicher Klöster und geistlichen Orden in Frankreich erfolgte bekanntlich am **14.** Febr. **1790**, nachdem am **2.** Novbr. **1789** die Einziehung der Kirchengüter vorhergegangen war.

die Zahl der Novizen selbst bestimmte. Das Vaterland hätte mehr nützliche und weniger unglückliche Menschen. Das ist die Ansicht aller Obrigkeiten; das ist der einstimmige Wunsch des Volks, seitdem die Aufklärung unter ihm feste Wurzel faßte. Das Beispiel Englands und so vieler andern Staaten ist ein sonnenklarer Beweis für die Nothwendigkeit einer solchen Reform. Was sollte England jetzt anfangen, wenn es statt seiner 40,00 Seeleute, 40,000 Mönche hätte? Je mehr die Künste sich vervielfältigen, eine um so größere Zahl arbeitsamer Einwohner brauchen wir jetzt. Sicher sind in den Klöstern viele Fähigkeiten begraben, die für den Staat verloren gehen. Um einen Staat in Flor zu bringen, muß man die Zahl der Priester möglichst einzuschränken und die der Handwerker auf alle Weise zu vergrößern suchen. Die Unwissenheit und Barbarei unsrer Väter sollte uns, weit entfernt uns zur Richtschnur zu dienen, nur eine Mahnung sein, zu thun, was sie thun würden, wenn sie im Besitz unsrer erweiterten Einsicht an unserm Platz ständen."

„Also nicht aus Haß gegen die Mönche wolltet ihr sie abschaffen, sondern aus Mitleiden mit ihnen und aus Liebe zum Vaterlande? Grade so denke ich auch. Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß mein Sohn Mönch würde; und ehe ich Kinder für's Kloster in die Welt setzen wollte, gäb' ich es lieber ganz auf."

— „Welcher gute Hausvater könnte auch wohl ohne Jammer seinen Sohn oder seine Tochter der Gesellschaft absterben sehen? Man nennt das „sein Heil suchen[1])"; aber ein Soldat, der sein Heil sucht, wenn es zu kämpfen gilt,

[1]) Se sauver.

leidet verdiente Strafe. Wir alle sind Soldaten des Staats; wir stehen im Solde der Gesellschaft und sind als Ausreißer anzusehen, sobald wir sie verlassen. Doch was sage ich? Die Mönche sind Kindesmörder, die eine ganze Nachkommenschaft ersticken. 90,000 Klosterleute, die lateinische Hymnen brüllen oder durch die Nase krächzen, könnten jeder dem Staate zwei Bürger geben; das sind also 180,000, die sie im Keime umbringen. Nach 100 Jahren ist der Verlust unermeßlich; dies liegt am Tage[1])."

„Wie konnte denn nur das Mönchsthum in solchem Maße um sich greifen?"

— „Weil seit Konstantin fast alle Regierungen toll und erbärmlich waren; weil das römische Reich mehr Mönche, als Soldaten hatte; weil in Aegypten allein 100,000 waren; weil sie weder zu arbeiten, noch Steuern zu zahlen brauchten; weil die Oberhäupter der barbarischen Nazionen, die das Reich zerstörten und die, um über Christen zu herrschen, selbst Christen geworden waren, die furchtbarste Tyrannei ausübten;

---

[1]) Dies ist ein Irrthum. Die Zahl der Menschen ist wesentlich durch die Quantität der Subsistenzmittel bedingt. In einem großen Staate wie Frankreich verursachen 90,000 Menschen, die für den Ackerbau und andre nützliche Gewerbe verloren gehen, ohne Zweifel eine Lücke; doch wird diese durch die Industrie der übrigen Nation bald wieder ausgefüllt. Die Mönche sind besonders deshalb schädlich, weil sie dazu dienen, den Fanatismus und den Aberglauben zu nähren, und weil sie unermeßliche Schätze absorbiren, die zur Erleichterung und zum Unterricht des Volks verwandt werden könnten. Uebrigens wäre es nicht unmöglich zu berechnen, welche Wirkung das Dasein einer Klasse eheloser Menschen auf die Bevölkerung haben kann, allein diese Berechnung wäre sehr verwickelt und hängt von weit mehr Elementen ab, als die Gelehrten, auf deren Rechnung Voltaire hier fußt, bedachten. C.

weil man sich in Masse in die Klöster flüchtete, um vor der Wuth jener Tyrannen geborgen zu sein, und sich dieser Sklaverei unterwarf, um einer andern zu entgehen; weil die Päpste durch die Stiftung so vieler verschiednen Orden heiliger Müßiggänger eben so viele Unterthanen in fremden Staaten erwarben; weil es einem Bauer besser gefällt, sich „ehrwürdiger Herr" nennen zu lassen und seinen Segen auszutheilen, als hinter dem Pfluge herzugehen; weil er nicht weiß, daß der Pflug edler ist als die Kapuze; weil er sich lieber auf Kosten der Dummen, als durch ehrliche Arbeit ernähren will; weil er endlich nicht weiß, daß er sich durch den Eintritt ins Kloster das traurigste Loos bereitet, daß seine Tage nur aus Verdruß zusammengesetzt sein werden."

„Genug, Herr! keine Mönche mehr, zu ihrem und unserm Glück! doch bekümmerte es mich, den Gutsherrn in unserm Dorfe, der vier Jungen und drei Mädchen hat, sagen zu hören, er wisse seine Töchter nicht anders unterzubringen, als daß er sie Nonnen werden ließe."

— „So oft man dies leider als Grund anführen hört, so sehr steht der Satz mit dem Wohl der Menschheit und des Vaterlandes in Widerstreit, ja er droht die Grundpfeiler der Gesellschaft zu erschüttern. — So oft man von irgend einer Lebensweise, welche sie auch sei, behaupten kann, daß das Menschengeschlecht verloren wäre, wenn Jedermann sich ihr widmete, so liegt am Tage, daß diese Lebensweise nichts taugt und daß jeder, der sie erwählt, dem Menschengeschlechte so großen Schaden zufügt, als in seiner Macht steht. Nun ist es aber ausgemacht, daß wenn alle Knaben und Mädchen ins Kloster gingen, die Welt aussterben würde. Folglich ist das Mönchsthum schon deßhalb der Feind der menschlichen Natur,

ganz abgesehen von den entsetzlichen Uebeln, die es sonst bisweilen verursachte.“

„Könnte nicht eben dies auch von den Soldaten gelten?“

— „Nein, gewiß nicht: denn wenn an jeden Bürger die Reihe kommt, die Waffen zu tragen, wie dies in allen alten Republiken und namentlich in der römischen der Fall war, so ist der Soldat darum nur ein desto besserer Bauer. Der Bürgersoldat hat Frau und Kinder und kämpft für sie. Wollte Gott, alle Landleute wären Soldaten und Hausväter, so würden sie treffliche Bürger sein! Ein Mönch aber, in so weit er Mönch ist, dient nur dazu, den Lebensunterhalt seiner Landsleute zu verschlingen. Es gibt gar keine anerkanntere Wahrheit.“

„Aber die Mädchen, Herr, die Töchter der armen Edelleute, denen man keine Männer schaffen kann, was sollen die anfangen?“

— „Sie sollen es machen — schon tausendmal ist es gesagt worden — wie die Mädchen in England, Schottland, Irland, in der Schweiz, in den Niederlanden, in der Hälfte von Deutschland, in Schweden, Norwegen, Dänemark, der Tartarei, der Türkei und fast in allen übrigen Ländern. Sie werden weit bessere Gattinnen, weit bessere Mütter sein, wenn man sich bequemen wird, die Frauen wie in Deutschland ohne Mitgift zu nehmen. Eine sparsame, fleißige Frau wird mehr Segen in ein Haus bringen, als die Tochter eines Finanziers, die doch noch mehr für überflüssigen Tand vergeudet, als sie ihrem Manne eingebracht hat.

„Es muß allerdings Häuser geben, die dem Alter, der Krankheit und körperlichen Gebrechen als Zufluchtsstätten dienen. Allein vermöge des abscheulichsten Mißbrauchs sind jene Stiftungen nur für die Jugend und für wohlgebildete Perso=

nen bestimmt. Gleich beim Eintritt ins Kloster läßt man die Novizen beiderlei Geschlechts, allen Gesetzen der Schamhaftigkeit zuwider, sich nackt produziren und untersucht sie sorgfältig. Wenn eine alte Bucklige sich melden wollte, um als Nonne einzutreten, würde man sie mit Verachtung fortjagen, es sei denn, daß sie eine unermeßliche Aussteuer mitbrächte. Und nicht blos von einer solchen, nein, von einer jeden Novize wird eine Mitgift gefordert, wenn sie nicht der Abschaum des Klosters sein will. Nie gab es einen empörendern Mißbrauch [1]."

„Genug, genug, Herr! ich schwöre euch, meine Töchter sollen keine Nonnen werden. Sie sollen lernen, sich in der Welt nützlich machen, spinnen, nähen, Spitzen klöppeln und was es sonst ist. Ich sehe die Klostergelübde als einen Frevel gegen das Vaterland und gegen das eigene Wohl an. Bitte, erklärt mir doch, wie es zugeht, daß einer meiner Freunde, um dem Menschengeschlecht zu widersprechen, behauptet, die Mönche wären für die Bevölkerung eines Staats sehr nützlich, weil ihre Häuser besser im Stande gehalten und ihre Länder besser bestellt würden, als die der weltlichen Grundherren?"

— „Ei, wer ist denn euer Freund, der einen so seltsamen Satz aufstellt?"

„Der Menschenfreund oder vielmehr der Mönchsfreund [2]."

---

[1]) Der Großherzog Leopold (von Toscana, nachher der Kaiser Leopold II.) verbot den Klöstern in seinen Staaten, von den Novizen eine Mitgift zu fordern oder nur anzunehmen. Doch damit geizige Eltern in diesem Gesetz keine Anreizung finden, ihre Töchter zum klösterlichen Stande zu zwingen, müssen sie bei derer Einkleidung eine gleiche Summe, wie sonst das Kloster gefordert hätte, für die Hospitäler aussetzen. C.

[2]) L'ami des hommes, Paris 1759, v. Mirabeau d. Aelteren.

— „Er hat sich einen Spaß machen wollen. Er weiß sehr gut, daß zehn Familien, jede mit 5000 Livres Grundeinkommen, hundert-, nein tausendmal nützlicher sind, als ein Kloster, das 50,000 Livres Renten und außerdem immer noch einen geheimen Schatz besitzt. Er rühmt die schönen Häuser, die die Mönche bauen, und das ist es grade, was die Bürger empört; das ist der Grund der Klagen über sie in ganz Europa. Das Gelübde der Armuth verdammt die Paläste, wie das Gelübde der Demuth dem Stolz und das Gelübde, sein Geschlecht aussterben zu lassen, dem Zwecke der Natur widerstreitet."

„Ich merke doch nachgrade, daß man sich auf Bücher nicht allzu fest verlassen darf."

— „Man muß es damit halten, wie mit den Menschen, die vernünftigsten wählen, sie prüfen und nur das annehmen, was der Augenschein als gewiß ausweist.

VII. Von Steuern, die man dem Auslande zahlt.

Vor einem Monat etwa kam der Vierzigthalermann zu mir, indem er sich vor Lachen den Bauch hielt. Er lachte so herzlich, daß ich auch unwillkürlich zu lachen anfangen mußte, ohne zu wissen, wovon die Rede sei; so tief steckt der Nachahmungstrieb uns in der Natur, so sehr beherrscht uns der Instinkt, und so ansteckend ist jede Gemüthsbewegung.

Ut ridentibus arrident, ita flentibus adflent [1])
Humani vultus.

---

[1]) Der Jesuit Sanadon liest adsunt statt adflent. (Ep. ad Pis. vs. 101). Ein Liebhaber des Horaz erklärt dies für die Ursache, weßhalb man die Jesuiten fortgejagt habe. V.

Als er sich satt gelacht hatte, sagte er mir, er sei so eben einem Manne begegnet, der sich Protonotar des heiligen Stuhls nenne, und dieser Mann übersende einem Italiener, 300 Stunden von hier, eine ansehnliche Summe Geldes, und zwar im Namen eines Franzosen, dem der König ein kleines Lehn ertheilt habe, der aber die Wohlthaten des Königs nicht genießen könne, wenn er nicht sein Einkommen vom ersten Jahre jenem Italiener übermache[1]).

„Die Sache hat ihre Richtigkeit," erwiederte ich, „ist aber nichts weniger als lächerlich. Steuern dieser Art, die sich bei Kleinem häufen, bringen Frankreich jährlich um etwa 400,000 Livres, und in den 250 Jahren, daß dieser Gebrauch besteht, haben wir solchergestalt schon 8 Millionen nach Italien geschleppt."

„Himmlischer Vater!" rief er aus, „wie vielmal 40 Thaler!"

„Der Italiener hat uns also vor drittehalb hundert Jahren unterjocht und uns diese Steuer als Tribut aufgelegt!" —

„Wahrhaftig," entgegnete ich, „er hat uns vor Zeiten noch ganz andre Steuern auf weit lästigere Weise aufgelegt. Dies ist nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was er lange von unsrer armen Nazion und den übrigen armen Völkern Europa's bezog." Ich erzählte ihm hierauf, wie jene heiligen Usurpazionen sich eingeschlichen hätten. Er hat sich etwas in der Geschichte umgesehen und es fehlt ihm nicht an gesundem Menschenverstand. Es leuchtete ihm ein, daß wir Sklaven gewesen waren, die sich noch mit einem Endchen ih-

---

1) Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß mit der Revoluzion jede Abgabe dieser Art an die päpstliche Datarie ein Ende hatte.

rer Kette schleppten. Er eiferte lange und mit Nachdruck gegen jene Mißbräuche, aber mit welcher Ehrfurcht vor der Religion im Allgemeinen! welche Hochachtung bezeigte er nicht den Bischöfen! wie vielmal 40 Thaler wünschte er ihnen nicht, damit sie desto mehr Gutes in ihren Sprengeln wirken könnten!

Eben so hätte er es auch gern gesehen, daß allen Landpfarrern eine hinreichende Anzahl von 40 Thalern zu Gebot stände, um anständig davon leben zu können. „Es ist traurig," sagte er, „wenn ein Pfarrer sich genöthigt sieht, sich mit seinem Pfarrkinde um drei Garben herum zu zanken; es ist zu beklagen, daß er von der Landschaft nicht hinlänglich besoldet wird. Es ist eine Schmach, daß diese Herren beständig mit ihren Gutsherren im Prozesse liegen. Diese ewigen Zänkereien um eingebildete Rechte, um Zehnten und dergleichen, untergraben die Achtung, die man ihnen schuldig ist. Der unglückliche Bauer, der seinen Vorgesetzten den Zehnten, die zwei Sous vom Livre, die Kopfsteuer, das Quartiergeld für die Soldaten, nachdem er ihnen bereits das Quartier selbst gegeben rc. rc., bezahlt hat, dieser arme Schelm, sag' ich, der sich nun noch den zehnten Theil seiner Ernte durch seinen Pfarrer entzogen sieht, betrachtet ihn nicht mehr als seinen Seelenhirten, sondern als seinen Schinder, der ihm das bischen Fell, was ihm noch übrig geblieben, vollends über die Ohren zieht. Er fühlt recht gut, welche teuflische Grausamkeit es ist, daß man, indem man ihm von Gott und Rechtswegen die zehnte Garbe wegnimmt, nicht in Anschlag bringt, was es ihm gekostet hat, diese Garbe dem Boden abzugewinnen. Was behält er für sich und die Seinen übrig? Thränen, Mangel, Muthlosigkeit und Verzweiflung, bis er endlich in Mühsal und Elend verkümmert. Würde der Pfarrer von

der Landschaft besoldet, so wäre er der Trost seiner Pfarrkinder, statt daß sie jetzt einen Feind in ihm sehen [1]).

Der wackere Mann wurde ganz weich, wie er so sprach; er liebte sein Vaterland und war von leidenschaftlichem Eifer fürs Gemeinwohl beseelt. „Welch ein Volk," rief er oft, „welch ein Volk wären die Franzosen, wenn man nur wollte!"

Wir gingen, um uns nach seinem Sohn umzusehen, und fanden ihn auf dem Schooße seiner einfach, aber nett und sauber gekleideten Mutter, die ihm eben ihre volle weiße Brust gab. Das Kind war allerliebst. „Ach!" sprach der Vater, „du armer kleiner Schelm! also nur auf 23 Jahre und auf 40 Thaler hast du Anspruch zu machen!"

VIII. Von den Verhältnissen.

In einer Gleichung ist das Produkt des ersten und letzten Gliedes dem Produkt der beiden Mittelglieder gleich; allein zwei gestohlene Säcke Korn sind für die, welche sie entwandt haben, nicht von demselben Interesse, wie der Verlust ihres Lebens für den Bestohlenen.

Der Prior von ***, dem zwei seiner Knechte zwei Sester Korn entwandt hatten, ließ die beiden Uebelthäter hängen. Diese Exekuzion kostete ihm mehr, als seine ganze Ernte werth war, und er hatte weiter nichts davon, als daß seitdem Niemand mehr bei ihm in Dienst treten wollte.

Wenn die Gesetze bestimmt hätten, daß die, welche ihrem Herrn Korn stehlen, ihr Leben lang mit den Ketten an den Füßen und einer Schelle am Halse sein Land bestellen

[1]) Eine regelmäßige Besoldung der Weltgeistlichen verfügte die konstituirende Versammlung im November 1789.

müßten, so würde der Prior sich weit besser dabei gestanden haben.

Man muß von Verbrechen abschrecken. Allerdings, allein Zwangsarbeit und dauernde Schande jagen mehr Furcht ein, als der Galgen.

Vor einigen Monaten wurde in London ein Missethäter verurtheilt, nach Amerika transportirt zu werden, um dort mit den Negern in den Zuckersiedereien zu arbeiten. In England wie in vielen andern Ländern darf jeder Verbrecher eine Bittschrift an den König richten, um entweder um volle Begnadigung oder um Milderung der Strafe nachzusuchen. Der oben erwähnte Uebelthäter nun bat sich's als Gnade aus, gehangen zu werden. Er führte als Grund seinen tödtlichen Haß gegen alle Arbeit an, vermöge dessen er sich lieber in einer Minute erdrosseln lassen, als sein Leben lang Zucker sieden wolle.

Andre denken vielleicht anders; Jeder nach seinem Geschmack. Allein es ist bereits gesagt worden und wir müssen es wiederholen: ein Gehängter ist zu nichts zu gebrauchen, und jede Strafe sollte doch eine wohlthätige Wirkung haben.

Vor einigen Jahren verurtheilte man in der Tartarei zwei junge Leute, auf den Pfahl gespießt zu werden, weil sie eine Prozession von Lama's hatten vorüberziehen sehen, ohne ihre Mütze abzunehmen[1]). Der Kaiser von China, ein geist-

---

[1]) Anspielung auf das Todesurtheil des Chevalier de la Barre und des jungen Moinel, die 1766 wegen einiger unbesonnenen Aeußerungen über Religionsgegenstände und der hier angedeuteten Rücksichtslosigkeit bei einer Prozession in Abbeville hingerichtet wurden

D. Ueb.

reicher Mann, sagt, er würde sie verurtheilt haben, drei Monate lang in bloßem Kopfe der Prozession zu folgen [1]).

„Die Strafen müssen zu den Verbrechen in richtigem Verhältniß stehen," sagt der Marchese Beccaria. Unsre Gesetzgeber waren keine Mathematiker.

Ich hasse die Gesetze Drakon's, welche Verbrechen und Fehler, Bosheit und Thorheit mit gleichen Strafen belegen. Bei jedem Prozesse, jedem Streit und Zank sollten wir vor Allem den Angreifer von dem Beleidigten, den Unterdrücker von dem Unterdrückten unterscheiden. Der Offensivkrieg beurkundet den Tyrannen; wer sich vertheidigt, thut nur, was recht und billig ist.

Als ich eben in diese Betrachtungen versenkt war, kam der Vierzigthalermann in Thränen schwimmend zu mir. Ich fragte ihn besorgt, ob sein Sohn, der doch auf 23 Lebensjahre Anspruch machen konnte, vielleicht todt sei? „Nein," sprach er, „der Kleine ist wohl und meine Frau auch. Allein ich wurde vor Gericht gefordert, um Zeugniß gegen einen Müller abzulegen, bei dem man die gewöhnliche und die außerordentliche Folter anwandte und der doch, wie sich am Ende auswies, unschuldig war. Ich sah ihn unter den verdoppelten Martern ohnmächtig werden; ich hörte seine Knochen knacken; noch klingt mir sein Geschrei und Geheul in den Ohren; es verfolgt mich, ich weine vor Mitleid mit seinem Jammer

---

[1]) Voltaire bezieht sich hier auf eine ähnliche Aeußerung Friedrich's II. über die obenerwähnte Katastrophe in einem Briefe an ihn vom 7. August 1766, wo übrigens der König auch das Unrecht der Verurtheilten, in sofern sie durch Verhöhnung der Landesreligion dem Volke Aergerniß gaben, nachdrücklich hervorhebt. D. Ueb.

und zittere vor Entsetzen. Ich mußte selbst schaudern und winseln; denn ich bin nun einmal eine so mitleidige Haut.“

Mir fiel hierbei die entsetzliche Geschichte der Calas ein: eine treffliche Mutter in Ketten und Banden, ihre Töchter flüchtig und in Verzweiflung, ihr Haus der Plünderung preisgegeben, ein ehrwürdiger Vater durch die Qualen der Folter zermalmt, unter dem Rade in Todesmartern zuckend und in den Flammen seinen Geist aushauchend; ein Sohn mit Fesseln beladen vor die Richter geschleppt, deren einer ihm sagt: „wir haben deinen Vater gerädert, jetzt kommt die Reihe an dich.“

Ich erinnerte mich der Familie Sirven[1]), welcher einer meiner Freunde in eisbedeckten Gebirgen begegnete, als sie vor der Verfolgung eines eben so unwissenden als ungerechten Richters floh. Dieser Richter, erzählte mir mein Freund, hat die ganze unschuldige Familie zum Tode verurtheilt, indem er ohne den entferntesten und scheinbaren Beweis annahm, der Vater und die Mutter hätten mit dem Beistande von zweien ihrer Töchter die dritte erwürgt und ersäuft, aus Furcht, sie möchte in die Messe gehen. Ich sah in Urtheilssprüchen dieser Art zugleich den höchsten Grad der Dummheit, der Ungerechtigkeit und der Barbarei.

Der Vierzigthalermann beklagte mit mir die menschliche

---

[1]) Man weiß, mit welchem warmen Eifer Voltaire sich der Familie des unglücklichen Calas annahm, der 1763 auf die Anklage, seinen Sohn wegen vermeintlich beabsichtigten Uebertritts zum Katholizismus ermordet zu haben, vom Parlament zu Toulouse unschuldig zum Tode verurtheilt und gerädert wurde. Eben so menschenfreundlich vertrat er die Sache der Familie Sirven, die es ihm gelang den Folgen einer ganz gleichen Beschuldigung zu entziehen.

Natur. Ich hatte in der Tasche eine Rede eines General-Advokaten von Dauphiné, die sich zum Theil um diese wichtigen Gegenstände drehte. Ich las ihm folgende Stellen daraus vor:

„Gewiß, es waren wahrhaft große Männer, die zuerst „die Sorge Ihresgleichen zu regieren übernahmen, die es zu„erst wagten, die Last der öffentlichen Wohlfahrt auf ihre „Schultern zu laden; die um des Guten willen, das sie den „Menschen thun wollten, sich ihrem Undank aussetzten und „um der Ruhe eines Volks willen auf die ihrige verzichteten; „die sich gleichsam zwischen die Menschen und die Vorsehung „stellten, um jenen künstlich ein Glück zu bereiten, welches „diese ihnen versagt zu haben schien.

. . . .

„Welcher Richter mit einem Funken Gefühl für seine „Pflichten, für die bloße Menschlichkeit könnte diese Vorstel„lungen ertragen? Kann er in der Einsamkeit seines Arbeits„zimmers ohne Schauder und Mitleid die Augen auf diese „Papiere werfen, auf diese unseligen Urkunden des Verbre„chens oder der Unschuld? Ist ihm nicht, als ertönten Seufzer „und Klaglaute aus den verhängnißvollen Schriften und dräng„ten ihn, über das Loos eines Staatsbürgers, eines Gatten, „eines Vaters, einer ganzen Familie den entscheidenden Spruch „zu fällen? Welcher noch so unbarmherzige Richter kann, „wenn er nur einen einzigen Kriminalprozeß unter Händen „hat, mit kaltem Blute bei dem Gefängniß vorübergehen? „Ich bin es also, wird er sagen, der ich an diesem entsetzlichen „Orte Meinesgleichen, meinen Mitbürger, meinen Mitmen„schen festhalte; ich bin es, der ihn täglich mit Ketten belastet, „der diese verhaßten Pforten hinter ihm verschließt. Vielleicht „hat die Verzweiflung sich seiner Seele bemächtigt; mit Ver„wünschungen ruft er meinen Namen zum Himmel, ruft er

„als Zeugen gegen mich den großen Richter an, der uns sieht
„und uns beide richten wird.

. . . .

„Ein entsetzliches Schauspiel bietet sich hier plötzlich mei-
„nen Augen dar. Der Richter ist müde, das Verhör in Wor-
„ten fortzusetzen, er will mit Martern weiter verhören. Un-
„geduldig in seinen Untersuchungen und aufgebracht vielleicht
„über ihren ungenügenden Erfolg läßt er glühende Kohlen,
„Ketten, Daumschrauben und andre Instrumente herbeibrin-
„gen, die der menschliche Scharfsinn erfand, um Qualen zu
„verursachen. Ein Henkersknecht unterstützt den Richter in
„seinen Funkzionen und beendet auf dem Wege der Gewalt
„ein Verhör, das ohne Zwang begonnen wurde.

„Sanfte Philosophie, die du so besorgt und geduldig
„nach Wahrheit forschest, erwartetest du, daß man sich in
„deinem Jahrhundert solcher Werkzeuge bediente, um sie zu
„entdecken?

„Ist es möglich, daß unsre Gesetze dies unbegreifliche
„Verfahren billigen und daß der Gebrauch es heiligt?

. . . .

„Ihre Gesetze ahmen ihre Vorurtheile nach. Die öffent-
„lichen Strafen sind so grausam, wie die Wirkungen der Pri-
„vatrache, und die Akte ihrer Vernunft sind nicht viel weni-
„ger unbarmherzig, als die Ausbrüche ihrer Leidenschaften.
„Worin liegt nur der Grund dieses wunderlichen Widerspruchs?
„Darin, daß unsre Vorurtheile alt sind und unsre Moral
„neu; darin, daß wir uns in gleichem Grade von unsern Ge-
„fühlen beherrschen lassen, wie wir unsre Begriffe vernachläs-
„sigen; darin endlich, daß die Gier nach Vergnügungen uns
„hindert, über unsre Bedürfnisse nachzudenken, und daß wir
„weit eifriger besorgt sind zu leben, als nach vernünftigen

„Gründen zu handeln. Der Grund liegt mit einem Worte „darin, daß unsre Sitten milde, aber nicht gut sind, daß wir „höflich und doch noch nicht einmal menschlich sind."

Diese Fragmente, welche die Beredsamkeit der Menschlichkeit diktirt hatte, erfüllten das Herz meines Freundes mit sanftem Trost. Er sprach in warmen Worten seine Bewunderung aus. „Wie!" sagte er in seinem Entzücken, „solche Meisterwerke schreibt man in der Provinz! Und doch sagten mir die Leute immer, außer Paris sei die ganze Welt keinen Schuß Pulver werth."

„Allerdings," entgegnete ich, „fabrizirt man nur in Paris komische Opern; wohl aber leben heutzutage in den Provinzen Beamte und Richter genug, die von eben so hochherzigen Gesinnungen beseelt sind und sie in eben so kräftigen Worten aussprechen. Früher waren die Orakel der Justiz, wie die der Moral nur lächerlich. Der Doktor Balouard spreizte sich vor den Schranken des Gerichtssaals und Hanswurst auf der Kanzel. Endlich aber kam die Philosophie und sprach: „Laßt euch nicht anders öffentlich hören, als wenn ihr neue und nützliche Wahrheiten zu verkünden habt und dann sprecht mit der Beredtsamkeit des Gefühls und der Vernunft!"

— „Aber wenn wir nun nichts Neues zu sagen haben!" schrieen die Redner. — „Dann schweigt!" antwortete die Philosophie; „alle jene pomphaften Reden, die aus eitel Phrasen bestehen, sind wie die Johannisfeuer, die man an dem Tage im Jahre anzündet, wo man am wenigsten der Erwärmung bedarf; sie sind unerquicklich und es bleibt nicht einmal ein Häufchen Asche davon übrig."

„Ganz Frankreich sollte gute Bücher lesen. Doch trotz der Fortschritte des menschlichen Geistes liest man sehr wenig; und auch von denen, die mitunter Lust haben, sich zu beleh-

ren, lesen die Meisten sehr schlecht. Die Herren und Damen in meiner Nachbarschaft spielen nach Tisch ein englisches Spiel; sie nennen es Whist, wenn ich nicht irre, denn es wird mir schwer, das englische Kauderwälsch auszusprechen. Viele ehrliche Spießbürger und Dickköpfe, die sich aber für gewaltige Schlauköpfe halten, belehren euch mit wichtiger Miene, daß die Bücher zu nichts in der Welt taugen. Aber, ihr Herren Wälschen, wißt ihr denn nicht, daß ihr nach Büchern regiert werdet, wißt ihr denn nicht, daß der Zivil= und der Kriegskoder sammt dem Evangelium Bücher sind, die euch euer Leben lang am Seile haben? Les't und werdet klug; nur durch Lesen stärkt man seinen Geist; die gewöhnliche Unterhaltung zerstreut ihn und das Spiel engt ihn ein.''

,,Ich bin nur ein armer Schlucker,'' antwortete mir der Vierzigthalermann; ,,aber sollte ich je etwas auf den grünen Zweig kommen, so will ich mir doch bei Marc=Michel Rey Bücher kaufen.''

IX. Schluß.

Der Vierzigthalermann wohnte in einem kleinen Bezirk, wo seit 150 Jahren nie Soldaten im Quartier gelegen hatten. Die Sitten in diesem kleinen Erdwinkel waren so rein, wie seine Atmosphäre. Man wußte nicht, daß anderwärts die Liebe mit einem zerstörenden Gifte behaftet sein könne, daß ganze Geschlechter im Keime davon ergriffen seien, und daß die Natur im Widerspruch mit sich selbst die Zärtlichkeit scheußlich und die Freude zum Gräuel zu machen vermöge; man gab sich der Liebe mit der vollen Sicherheit der Unschuld hin. Jetzt kamen Truppen und Alles wurde anders.

Zwei Lieutenants, der Feldpriester, ein Korporal und

ein Rekrut, der ganz frisch aus einem Jesuitenseminar kam, reichten hin, um in weniger als drei Monaten zwölf Dörfer anzustecken. Auch zwei Basen des Vierzigthalermannes wurden von der Seuche ergriffen. Ihre Krankheit und Kur gaben Veranlassung zu einer lehrreichen Unterredung zwischen ihm und dem Regierungsarzt, der ein Schutzbündniß und einen Kreuzzug aller europäischen Fürsten gegen diese Seuche für weit wünschenswerther erklärte, als alle, die man einst gegen Ungläubige und Ketzer unternahm. Es wäre doch weit besser, meinte er, sich zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes zu vereinen, als unaufhörlich den Augenblick zu erlauern, wo es sich am besten passen möchte, die Erde weit und breit zu verheeren und die Felder mit Todten zu bedecken, um seinem Nachbar zwei oder drei Städte und ein paar Dörfer zu rauben. „Ich spreche gegen meinen eignen Vortheil,“ schloß er; „denn der Krieg und die Syphilis sind meine Hauptererwerbsquellen: aber mein Grundsatz ist, erst Mensch sein und dann Oberwundarzt.“

Auf diese Weise bildete der Vierzigthalermann „seinen Geist und sein Herz,“ wie man zu sagen pflegt. Er beerbte nicht nur seine beiden Basen, die nach sechs Monaten der Seuche unterlagen, sondern auch einen entfernten Verwandten, der als Unterpächter der Armenlazarethe durch die knappe Diät, worauf er die Soldaten setzte, sich selbst beträchtlich gemästet hatte. Der Mann hatte sich nie zur Ehe entschließen können, hielt sich aber statt dessen einen ganz artigen Harem. Er wollte mit keinem seiner Verwandten was zu schaffen haben, brachte seine Tage mit Schlemmen und Saufen hin und starb in Paris an einer Unverdaulichkeit. Kurz, er war, wie man sieht, ein äußerst nützlicher Staatsbürger.

Unser Philosoph mußte nach Paris gehen, um die Erb-

schaft seines Vetters anzutreten. Zuerst wollten die Domänenpächter sie ihm streitig machen, doch war er so glücklich den Prozeß gegen sie zu gewinnen und so großmüthig, den Armen in seinem Bezirke, die nicht ihre gebührende Porzion von 40 Thaler Renten hatten, einen Theil der hinterlassenen Beute des reichen Kauzes zu überlassen. Sodann dachte er vor allem an die Befriedigung seines sehnlichen Wunsches, eine Bibliothek zu besitzen.

Des Morgens las er und machte sich Auszüge, und des Abends erholte er sich Raths bei den Gelehrten, um seiner Sache gewiß zu sein, in welcher Sprache die Schlange sich mit unsrer guten Aeltermutter unterhalten habe; ob die Seele sich im Hirnbalken oder in der Zirbeldrüse befinde; ob Sankt Peter fünfundzwanzig Jahre in Rom gewesen sei; welcher spezifische Unterschied zwischen einem Thron und einer Herrschaft statt finde; warum die Neger eine platte Nase haben ꝛc. Uebrigens nahm er sich fest vor, sich mit der Regierung des Staats zu befassen und keine Broschüren gegen die neuen Theaterstücke zu schreiben. Man nannte ihn Herrn André nach seinem Taufnamen. Jeder, der ihn kennt, läßt seiner Bescheidenheit und seinen angeborenen sowohl als seinen erworbenen Fähigkeiten Gerechtigkeit widerfahren. Anf seinem alten Grundstück von vier Morgen hat er ein bequemes Haus gebaut. Sein Sohn ist bald alt genug, um die hohe Schule zu besuchen; er will ihn aber ins College d'Harcourt schicken und nicht ins College Mazarin wegen des Professors Cogé, der verleumderische Schmähschriften fabrizirt, was sich für einen Schulrektor gar nicht schickt [1]).

---

[1]) Auf die Denunziazion der Abbé's Cogé und Ribalier wurde Marmontel's philosophischer Roman Belisar wegen einiger freimüthi-

Frau André hat ihn auch mit einer niedlichen Tochter beschenkt, die er dermaleinst an einen Obersteuerrath zu verheirathen denkt, vorausbedungen, daß derselbe nicht an der Krankheit laborirt, die der Oberwundarzt im christlichen Europa ausrotten möchte. —

Es ist zum Erstaunen, wie sehr der Besitz einer Bibliothek Herrn André's gesunden Verstand noch gekräftigt hat. Er lebt mit seinen Büchern, wie mit den Menschen; er weiß zu wählen und läßt sich nie durch große Namen imponiren. Wie herrlich ist es nicht, für einen Thaler sich zu belehren und seine Seele zu erheben, ohne nur aus dem Hause zu gehen!

Er wünscht sich Glück, in einer Zeit geboren zu sein, wo es in den Köpfen der Menschen heller zu werden beginnt. „Wie unglücklich wär' ich doch," sagt er, „wenn ich in dem Jahrhundert lebte, als fanatische, gleißnerische Priester wirklich Unheil anzurichten vermochten, als man Leuten, die gegen die Kategorien des Aristoteles schrieben, auf die Galeeren schickte!"

Das Elend hatte die Federkraft seiner Seele gelähmt; durch den behaglichen Wohlstand gewann sie ihre ganze Elastizität wieder. Es gibt tausend André's in der Welt, denen nur ein günstiger Umschwung des Glückrades fehlte, um sie zu wahrhaft verdienstvollen Männern zu machen.

Er weiß jetzt über alle europäischen Verhältnisse trefflich

---

gen Aeußerungen über Staats- und Kirchensachen von der Sorbonne als ketzerisch verdammt. Daher Voltaire's häufige Ausfälle auf jene Kleriker, in der Satire les 3 empereurs en Sorbonne, den anecdotes sur Belisaire und vielen andern seiner Schriften. D. Ueb.

Bescheid, vor Allem aber über die Fortschritte des menschlichen Geistes.

„Es kommt mir vor," sagte er mir letzten Dinstag, „als machte die Vernunft kleine Tagereisen von Norden nach Süden, und zwar mit ihren beiden vertrauten Freundinnen Erfahrung und Duldsamkeit. Der Ackerbau und der Handel begleiten sie gleichfalls. Sie zeigte sich in Italien, wurde aber von der Kongregazion des Index zurückgewiesen. Sie konnte nichts weiter thun, als einige ihrer dienstbaren Geister abordnen, die es denn auch an Eifer, möglichst viel Gutes zu wirken, nicht fehlen lassen. Noch etwas Geduld und das Vaterland der Scipionen wird nicht mehr das Paradies der Hanswürste in der Kutte sein.

„Sie hatte zu Zeiten in Frankreich bitterböse Feinde, zählt aber hier jetzt so viele Freunde, daß es nicht fehlen kann, man muß ihr endlich das Staatsruder überlassen.

„Als sie sich in Baiern und in Oesterreich sehen ließ, fand sie zwei oder drei Dickköpfe mit großen Perücken, die sie dumm und verblüfft anglotzten. „Madam," sprachen sie, „wir haben nie was von euch gehört, wir kennen euch nicht." — „Meine Herren," entgegnete sie, „mit der Zeit werdet ihr mich schon kennen lernen und mich lieb gewinnen [1]). In Berlin, in Moskau, in Kopenhagen und Stockholm wurde ich sehr gut aufgenommen, und in England wurde mir durch den Einfluß eines Locke, Gordon, Trenchard, Shaftesbury und vieler Andern schon längst das Bürgerrecht zuerkannt. Auch ihr werdet es mir einst ertheilen. Ich bin die Tochter der Zeit und erwarte Alles von meiner Mutter."

---

[1]) Und diese Zeit ist nicht ausgeblieben. V.

„Als sie die Grenzen Spaniens und Portugals betrat, pries sie den Höchsten, zu sehen, daß die Scheiterhaufen der Inquisizion nicht mehr so oft angezündet wurden. Auch aus der Vertreibung der Jesuiten schöpfte sie große Hoffnungen, fürchtete jedoch, man möchte das Land nur von den Füchsen säubern, um es den Wölfen zu überlassen.“

Vermischte Aufsätze.

Ueber Oekonomie.

(Dictionnaire philosophique.)

Das Wort Oekonomie heißt dem gewöhnlichen Sinne nach nichts andres, als die Art und Weise, sein Vermögen zu verwalten. Es wird eben sowohl auf einen Hausvater, als auf den Finanzminister eines großen Reichs angewandt. Die verschiednen Regierungsformen, die Familien- und Hof-Zänkereien, die ungerechten und schlecht geführten Kriege, das Schwert der Themis, den Händen des Scharfrichters übergeben, um den Unschuldigen zu morden, alle innern Streitigkeiten uud Verwirrungen endlich sind der Oekonomie völlig fremde Gegenstände.

Wir haben es hier nicht mit den Deklamazionen jener Staatskünstler zu thun, die den Staat hinter ihrem Ofen durch Flugschriften regieren.

A. Hauswirthschaft.

Die ursprüngliche Oekonomie, wovon das Bestehen jeder andern abhängt, ist die Hauswirthschaft auf dem Lande. Sie liefert die drei einzigen Dinge, die dem Menschen im strengsten Sinne unentbehrlich sind: Nahrung, Kleider und Obdach; ein viertes gibt es nicht, es wäre denn die Feurung in kalten Ländern. Durch die gute Beschaffenheit jener drei

Artikel ist die Gesundheit bedingt, ohne welche nichts bestehen kann.

Man nennt den Aufenthalt auf dem Lande bisweilen das patriarchalische Leben; in unserm Klima aber wäre ein solches patriarchalisches Leben, wie es uns im alten Testament geschildert wird, unthunlich und wir würden dabei bald vor Kälte, Hunger und Elend umkommen — —[1]).

Bei uns muß ein guter Landwirth wie z. B. die Pignour in Auvergne ein gesundes nach Osten gelegnes Haus, weite Scheunen und nicht minder geräumige, rein gehaltene Ställe haben, was sich zusammen wenigstens auf 50,000 Franken nach unserm Gelde belaufen mag. Er muß alle Jahr 100 Morgen Korn besäen, eben so viel als Weideland benutzen, über einige Morgen für den Weinbau und etwa über 50 für das Sommerkorn und die Hülsenfrüchte verfügen können; er bedarf endlich 30 Morgen Waldungen, einer Pflanzung Maulbeerbäume behufs der Seidenwürmer und einer hinreichenden Bienenzucht. Mit allen diesen Vortheilen wird er, wenn sie wohl geordnet und in gutem Stande sind, eine zahlreiche Familie reichlich ernähren. Sein Gut wird sich mit jedem Tage verbessern; er kann sowohl Witterungsschäden als die Last der Auflagen ohne ernste Besorgniß ertragen, da ein gutes Jahr zwei schlechte wieder ausgleicht. Er übt auf seinem

---

[1]) Im Original folgt hier eine lange Digression über die Lebensweise der Erzväter, wie sie im ersten Buch Mose geschildert wird. Wir übergehen sie, da sie mit dem Gegenstande dieses Artikels streng genommen nichts zu schaffen hat, und Voltaire hier nur nach seiner Gewohnheit die Gelegenheit wahrnimmt oder vielmehr mit den Haaren herbeizieht, gegen die Glaubwürdigkeit der Bibel, die dem Haus- und Staatswirth als solchem sehr gleichgültig sein kann, zu polemisiren. D. Ueb.

Grund und Boden in der That eine unumschränkte Herrschaft aus, die weiter Niemandem als den Landesgesetzen unterworfen ist. Dies ist die natürlichste, die ruhigste und glücklichste, aber unglücklicher Weise zugleich die seltenste Lage, worin sich der Mensch befinden kann.

Der Sohn eines solchen echten Patriarchen, der sich als ein reicher Mann fühlt, wird es bald überdrüssig, die demüthigende Kopfsteuer zu zahlen. Unglücklicher Weise hat er ein paar Brocken Latein gelernt; er läuft in die Stadt und kauft sich ein Amt, das ihn von jener Steuer befreit und seinen Sohn nach 20 Jahren zum Edelmann stempelt. Er verkauft sein Gut, um seiner Eitelkeit zu fröhnen. Ein in Ueppigkeit aufgewachsenes Mädchen heirathet ihn, macht ihm Schimpf und Schande und richtet ihn zu Grunde. Er stirbt auf dem Strohlager und sein Sohn schätzt sich vielleicht glücklich, in Paris die Livree zu tragen.

Dies ist der Unterschied zwischen dem wahren Landhaushalt und den Täuschungen, welchen man sich in den Städten hingibt.

Mit dem Stadthaushalt ist es ein ganz ander Ding. Lebe auf deinem Landgute, so brauchst du fast nichts zu kaufen; der Boden trägt dir Alles, du kannst 60 Personen ernähren und wirst kaum etwas davon gewahr. Lebe mit dem nämlichen Einkommen in der Stadt und du kannst kaum 5 oder 6 Diener satt machen. Ein Familienvater, der mit 12,000 Livres Renten auf seinem Landgute lebt, muß schon sehr zu Rathe halten, wenn er mit 40,000 in Paris eben so bequem leben will. Von jeher hat ein solches Verhältniß zwischen dem Landhaushalt und der Wirthschaft in der Hauptstadt bestanden. Man muß immer wieder auf den merkwürdigen Brief der Frau von Maintenon an ihre Schwägerin, die Frau von

Aubigné, zurückkommen, von dem schon vielfach die Rede gewesen [1]). Man kann nicht oft genug darauf aufmerksam machen.

„Sie werden mir wohl glauben, daß ich Paris besser „kenne als Sie. In diesem Betracht, liebe Schwester, lege „ich Ihnen hier einen Ausgabeplan vor, so wie ich ihn mir, „lebte ich nicht am Hofe, zum Gesetz machen würde. Ihr „Haushalt besteht aus 12 Personen: dem Herrn und der „Frau vom Hause, drei weiblichen Dienstboten, vier Lakaien, „zwei Kutschern und einem Kammerdiener.

	Livres.	Sous.
„15 Pfund Fleisch zu 5 Sous das Pfund .	3	15
„Zweierlei Braten	2	10
„Brod	1	10
„Wein	2	10
„Holz	2	—
„Nachtisch	1	10
„Wachskerzen	—	10
„Talglichter	—	8
	14	13

„Ich rechne für 4 Sous Wein für Ihre vier Lakaien „und Ihre beiden Kutscher, so viel gibt Frau von Montespan „den ihrigen. Hätten Sie Wein im Keller, so würde er Ihnen noch nicht 3 Sous kosten. Ich rechne 6 Sous für Ihren Kammerdiener und 20 für Sie und Ihren Mann, obgleich Sie noch nicht einmal für 3 Sous trinken.

„Ich rechne ein Pfund Talglichter täglich, obgleich ein „halbes Pfund hinreicht. Ich rechne 10 Sous für Wachs-

---

[1]) S. oben S. 3. Anm.

„kerzen; es gehen aber deren 6 auf ein Pfund, das nur 1 „Livre 10 Sous kostet und womit man drei Tage auskommt.

„Ich rechne 2 Livres für Holz; Sie brauchen jedoch nur „drei Monate im Jahre Feurung und heizen auch dann nur „zwei Kamine.

„Ich rechne 1 Livre 10 Sous für den Nachtisch. Der „Zucker kostet nur 11 Sous das Pfund und man braucht „nur ein viertel Pfund zu einem Kompot.

„Ich rechne zweierlei Braten; man kann eine Sorte er„sparen, wenn der Herr oder die Dame vom Hause zum „Mittag- oder Abendessen ausgebeten ist; dafür habe ich aber „auch ein Stück gekochtes Geflügel zur Suppe vergessen. Wir „verstehen die Wirthschaft. Ohne die Summe von 15 Livres „zu überschreiten, können Sie Sich recht gut noch ein Vor„gericht gönnen, seien es nun Bratwürstchen oder Ochsen„zunge oder Kalbsgekröse, so wie auch ein Schmorstück, die „Pyramide éternelle und das Kompot, das Sie so sehr lieben [1].

„Steht diese Rechnung fest, liebes Kind, so dürfen Ihre „Ausgaben 100 Livres wöchentlich nicht übersteigen. Das „macht 400 Livres monatlich. Doch wir wollen 500 anneh„men, damit die Kleinigkeiten, die ich vergesse, sich nicht über „Zurücksetzung beklagen. 500 Livres monatlich machen

„Für Essen und Trinken	6000	Livres.
„Für Ihre Kleider	1000	=
„An Hausmiethe	1000	=
„An Löhnung und Kleidung der Dienst„boten	1000	=

---

[1]) In jener Zeit und es war die glänzendste Ludwig's XIV., wurden nur bei großen Banketten Zwischengerichte servirt. B.

„Für Kleider, Theater und sonstige
„Luxusausgaben des Hausherrn [1]) 3000 Livres.

12,000 Livres.

„Ist das Alles nicht ganz anständig?“ ꝛc.

Die Mark Silber galt damals ungefähr die Hälfte des heutigen Zahlwerths; alles dringend Nöthige war halb so theuer und der gewöhnliche Luxus, dem jetzt dieser Name nicht mehr zukommt, sondern der zum Bedürfniß geworden ist, kostete kaum den dritten Theil so viel wie heutzutage. Der Graf d'Aubigné hätte demnach für seine 12,000 Livres Renten, womit er in Paris nichts weniger als eine große Rolle spielte, auf seinem Landgute wie ein Fürst leben können.

Es leben in Paris 3 bis 400 alte städtische Familien, die seit einem Jahrhundert die obrigkeitlichen Aemter bekleiden und deren Vermögen in Renten auf dem Stadthause angelegt ist. Angenommen, sie hätten sämmtlich 20,000 Livres Renten, so waren diese 20,000 Livres vor Zeiten grade doppelt so hoch anzuschlagen wie jetzt; ihnen blieb demnach in der That nur die Hälfte ihres ehemaligen Einkommens. Von dieser Hälfte strich man wieder die Hälfte in der unbegreiflichen Zeit des Law'schen System's. Jene Familien genießen also wirklich nur noch den vierten Theil der Einkünfte, die sie zur Zeit der Thronbesteigung Ludwigs XIV. besaßen. Da nun der Luxus um das Dreifache gestiegen ist, bleibt für sie fast nichts übrig, wenn sie nicht etwa ihren Verlust durch reiche

1) Frau v. Maintenon rechnet zwei Kutscher und vergißt vier Pferde, die damals, nebst der Unterhaltung der Wagen, etwa auf 2000 Franks jährlich zu stehen kommen mußten.

Heirathen oder durch Erbschaften oder durch eine geheime Industrie ausglichen, was denn auch in der That geschehen ist.

In jedem Lande wird ein Kapitalist ohne weitere Erwerbsquellen, der sein Vermögen in der Hauptstadt nicht vermehrt, es am Ende verlieren. Die Grundeigenthümer halten sich, weil in gleichem Verhältniß mit dem Zahlwerth des Geldes, auch der Ertrag ihrer Ländereien steigt. Allein sie sind einem andern Unglück ausgesetzt, das sie sich selbst zuzuschreiben haben. Ihr Luxus und ihre fast noch verderblichere Nachlässigkeit führen sie dem Untergange entgegen. Sie verkaufen ihre Güter Finanzmännern, die Schätze aufhäufen, die dann ihre Kinder zu ihrer Zeit wieder verschwenden. Es ist ein ewiger Kreislauf des Steigens und Fallens, und nichts ist Schuld daran als der Mangel einer vernünftigen Oekonomie, die einzig und allein darin besteht, daß man nicht mehr ausgibt, als man einnimmt.

B. Staatsökonomie.

Die Oekonomie eines Staats ist nichts Andres, als die einer großen Familie. Dies bewog den Herzog von Sully, seine Memoiren Economies zu betiteln. Alle andern Zweige der Regierung sind der Verwaltung des Staatsvermögens nicht sowohl förderlich, als vielmehr im Wege. Verträge, die man bisweilen um schweres Geld erkaufen muß, so wie unglückliche Kriege ruiniren den Staat auf lange Zeit; selbst die glücklichen erschöpfen ihn. Die Störung und fehlerhafte Leitung des Handels tragen gleichfalls zu seiner Verarmung bei; übermäßige Auflagen endlich machen das Elend vollständig.

Was ist ein reicher und gut bewirthschafteter Staat? Ein solcher, wo Jedermann, der arbeitet, vom Könige bis

zum Tagelöhner, auf eine Einnahme rechnen kann, wie sie seinen Verhältnissen angemessen ist.

Nehmen wir z. B. den Staat, wo die Finanzverwaltung am verwickeltsten ist, England. Der König kann immer mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, über eine Million jährlich für sein Haus, seinen Tisch, seine Gesandten und seine Lustbarkeiten verfügen zu können. Diese Million fließt vermittelst der Konsumzion ungeschmälert dem Volke wieder zu; denn wenn die englischen Gesandten ihren Gehalt im Auslande verzehren, so lassen dafür die fremden Minister ihr Geld in London. Jeder Grundeigenthümer ist des Genusses seiner Einnahme gewiß, bis auf die Steuern, womit sein Eigenthum von seinen Repräsentanten im Parlament, was nichts anders sagen will, als von ihm selbst, belastet wird.

Der Kaufmann spielt ein Spiel des Zufalls und der Industrie beinahe gegen die ganze Welt, und ist lange in Ungewißheit darüber, ob er einen Pair des Königreichs zum Schwiegersohn bekommen oder im Armenhause sterben wird.

Die, welche ohne selbst Handel zu treiben, ihr unverbürgtes Besitzthum in den großen Handelskompagnien niederlegen, gleichen völlig den französischen Müßiggängern, die königliche Pfandbriefe kaufen und deren Loos lediglich von dem Glück oder Mißgeschick der Regierung abhängt.

Die, deren einziges Gewerbe darin besteht, Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen, je nachdem sich glückliche oder unglückliche Gerüchte im Publikum verbreiten, und solchergestalt mit Furcht und Hoffnung Handel zu treiben, bilden eine untergeordnete Klasse, die sich in gleichem Fall befindet, wie die Akzionäre, und alle sind Spieler mit Ausnahme des Feldarbeiters, der das herbeischaffen muß, was sie verspielen.

Jetzt bricht ein Krieg aus; die Regierung muß baares

Geld borgen, denn Flotten und Heere lassen sich nicht mit Versprechungen bezahlen. Das Unterhaus ersinnt eine Steuer auf Bier, auf Kamine, auf Kohlen, auf Fenster, auf Korn- und Weideland, auf die Einfuhr 2c.

Man berechnet, was diese Auflage ungefähr einbringen kann; die ganze Nazion ist davon unterrichtet; eine Parlamentsacte thut es allen Staatsbürgern kund. Wer nun seinem Vaterlande etwas vorstrecken will, empfängt jährlich 4 Prozent von seinem Gelde und nach zehn Jahren wird ihm sein Kapital zurückgezahlt.

Eben diese Regierung errichtet von dem Ueberschuß des Ertrags der Steuern einen Tilgungsfonds. Dieser Fonds soll dazu dienen, den Gläubigern ihr Geld zurück zu zahlen. Ist nun der Zahlungstermin erschienen, so fragt man sie: Wollt ihr euer Kapital wieder haben oder wollt ihr es zu 3 Prozent stehen lassen? Die Gläubiger, die ihr Geld für wohl geborgen halten, lassen es meistens in den Händen der Regierung zurück.

Nun bricht aber ein neuer Krieg aus; es kommt zu neuen Anleihen, neuen Schulden: der Tilgungsfonds ist erschöpft und man zahlt keinen Heller.

Endlich im Jahre 1770 unsrer Zeitrechnung ist dieser Haufen Papier, wodurch eine Summe Geldes, die gar nicht existirt, repräsentirt wird, bis auf 130 Millionen Pfund Sterling oder 127 Millionen Guineen angewachsen.

Es sei beiläufig bemerkt, daß Frankreich sich beinahe in demselben Falle befindet; seine Schuldenlast beträgt etwa 127 Millionen Louisd'or. Nun existiren aber diese beiden Summen, die sich zusammen auf 254 Millionen Louisd'or belaufen, in ganz Europa nicht. Wie steht es demnach um die Zahlung? Wenden wir uns zuvörderst nach England.

Wenn Jeder sein Kapital zurückfordert, so ist das Ding rein unmöglich, man müßte denn den Stein der Weisen oder eine auf dasselbe hinauslaufende Multiplikazionskunst entdecken. Was thun? Ein Theil der Nazion hat der ganzen Nazion Geld geliehen. England ist England 130 Millionen Pfund Sterling zu 3 Prozent Zinsen schuldig; es zahlt also für diesen sehr mäßigen Artikel allein jährlich 3,900,000 Pfund Sterling in Golde[1]). Die Abgaben betragen etwa 7 Millionen. Es bleiben also zur Bestreitung der Staatslasten 3,100,000 Pfund Sterling, wovon man noch bei zweckmäßiger Verwaltung allmälig einen Theil der Staatsschulden tilgen kann.

Die Staatsbank ist, bei allen den unermeßlichen Vortheilen, die sie den Direktoren verschafft, auch für die Nazion von Nutzen, weil sie den Kredit vermehrt, weil ihre Operazionen bekannt sind und weil sie nicht mehr Scheine ausstellen kann, als nöthig sind, ohne jenen Kredit zu verlieren und sich selbst zu Grunde zu richten. Das ist eben der große Vorzug eines handeltreibenden Landes, wo Alles kraft eines positiven Gesetzes geschieht, wo keine Operazion im Finstern vorgenommen wird, wo endlich das Vertrauen sich auf Berechnungen stützt, die von den Vertretern der Nazion angestellt und von allen Staatsbürgern geprüft werden. England sieht also, mag man auch sagen, was man will, seinen Wohlstand gesichert, so lange es seinen fruchtbaren Boden, seine reichen Heerden und seinen vortheilhaften Handel behält[2]).

---

[1]) Dies wurde im Jahre 1770 geschrieben.

[2]) Die unermeßliche Schuld Englands und Frankreichs bereitet beiden Nazionen nicht grade den gänzlichen Untergang oder auch nur dauernden Verfall, wohl aber langes Unglück und vielleicht große

Sollten andre Länder dahin gelangen, Englands Getreide entbehren zu können und der Handelsbilanz eine Wendung zu seinem Nachtheil zu geben, so kann allerdings eine sehr große Umwälzung in den Vermögensverhältnissen der Einzelnen stattfinden, aber das Land, die Betriebsamkeit bleibt;

Umwälzungen. Angenommen indessen, die Schuld wäre gleich, (während in der That die englische weit stärker ist), so wäre doch Frankreich bei weitem nicht so übel daran. Denn 1) obgleich die Ueberlegenheit seines wirklichen Reichthums zu der des Umfangs seines Gebiets und der Zahl seiner Einwohner nicht im Verhältniß steht, ist sie gleichwohl sehr beträchtlich. 2) Da Ackerbau, Industrie und Handel in Frankreich dem erreichbar höchsten Grade der Vollkommenheit noch nicht so nahe gekommen sind, als in England, so können ihre Fortschritte noch größere Hülfsquellen eröffnen. Die Aufhebung der Frohndienste, so wie die der Zwangsrechte in Bezug auf Gewerke und Handel, die Freigebung des Korn-, Wein- und Viehhandels, kurz die Gesetze von 1776 und die, welche damals im Werke waren, würden in wenigen Jahren Frankreich ein ganz andres Ansehen gegeben haben. 3) Da die auf dem Grund und Boden haftende Schuld in Frankreich großentheils mit 5 Prozent und noch höher verzinst wird, jeder aufgeklärte und rechtschaffene Minister aber, von dem man glaubt, daß er sich auf seinem Posten halten werde, leicht Geld zu 4 Prozent anleihen kann, so wird es ihm, wenn er nur borgt, um abzuzahlen, möglich, die Zinsen jenes Theils der Staatsschuld um den fünften Theil und darüber zu vermindern, und hiervon allein schon einen Tilgungsfonds zu bilden. 4) Der Verkauf der Domänen und Kirchengüter, die dem Staate gehören, ist eine unermeßliche Hülfsquelle, die England gleichfalls entbehrt. Die Oeffentlichkeit aller Finanzoperazionen kann auch in Frankreich stattfinden; und wenn das Zutrauen in England größer sein kann, indem die Parlamentsglieder selbst dabei interessirt sind, daß die Nazion ihre Verbindlichkeiten erfüllt, so finden andrerseits eben diese Parlamentsglieder in weit höherm Grade ihren Vortheil dabei, daß die Finanzen schlecht verwaltet werden, als dies bei den Ministern des Königs von Frankreich der Fall sein kann.

E.

und nimmt Englands Reichthum an Gelde dann auch ab, so ist es doch immer eben so reich durch den unwandelbaren Werth der Erzeugnisse seines Bodens. Es kehrt dann zu demselben Zustande zurück, worin es sich im sechzehnten Jahrhundert befand.

Es verhält sich mit einem ganzen Reiche völlig eben so, wie mit dem Grundstück eines Privatmannes. Ist der Boden an sich nur gut, so kann es nie allen Werth verlieren. Die Familie, die es in nutzbaren Stand setzte, kann an den Bettelstab kommen; der Boden aber wird dann unter der Obhut andrer Besitzer gedeihen.

Es gibt andre Länder, die nie reich sein werden, wie sie es auch immer anfangen mögen, Länder, die unter einem rauhen Himmelsstrich belegen, es im günstigsten Falle nur dahin bringen können, nicht am Nothwendigsten Mangel zu leiden. Die Bürger eines solchen Landes können sich die Bequemlichkeiten des Lebens nur verschaffen, indem sie dieselben um einen für sie übermäßigen Preis vom Auslande erkaufen. Man gebe den Ländern Sibirien und Kamtschatka, die zusammen viermal so groß sind als Deutschland, einen Cyrus zum Fürsten, einen Solon zum Gesetzgeber, einen Herzog von Sully oder Colbert zum Finanzdirektor, einen Choiseul zum Kriegs- und Friedens-Minister, einen Anson zum Admiral und sie werden dort mit all' ihrem Genie Hungers sterben.

Dagegen lasse man Frankreich durch einen ernsthaften Narren wie Law, regieren, oder durch einen spaßhaften Narren, wie der Kardinal Dubois, oder durch andre Minister, wie wir deren mehr als einen erlebten, so wird man von ihnen immer dasselbe sagen können, was nach dem Bericht der Anekdotenerzähler ein venetianischer Senator dem König Lud-

wig XII. von seinen Kollegen sagte. Ludwig XII. drohte nämlich in seinem Zorn, die Republik zu Grunde zu richten. „Das probirt einmal!" erwiederte der Senator, „ich gebe euch mein Wort darauf, ihr kommt nun und nimmer damit zu Stande. Haben doch meine Kollegen sich seit zwanzig Jahren alle ersinnliche Mühe gegeben, der Republik das Garaus zu machen, und es ist ihnen doch nicht gelungen."

Ohne Zweifel war kein größrer Unsinn denkbar, als eine nur in der Einbildung bestehende Mississippi'sche Handelsgesellschaft zu stiften, die jedem Interessenten wenigstens 10,000 Prozent verhieß, durch einen Machtbefehl den Zahlwerth des Geldes um das Dreifache zu erhöhen, die Schulden und Lasten des Staats in schimärischem Papiergelde zu bezahlen und endlich mit jenem eben so tollen als tyrannischen Befehl den Beschluß zu machen, daß kein Bürger über 500 Franken in Gold oder Silber im Hause haben solle. Es war dies, wie gesagt, das non plus ultra des Unsinns, und daher auch die dadurch herbeigeführte allgemeine Unordnung so groß, als sich voraussehen ließ. Jedermann schrie, es sei auf ewig um Frankreich geschehen, und nach zehn Jahren war von der ganzen Zerrüttung keine Spur mehr übrig.

Ein gutes Land kommt immer von selbst wieder in Flor, wenn es nur irgend erträglich regiert wird; ein unergiebiges kann sich nur durch eine rastlose und glückliche Industrie bereichern.

Zwischen Spanien, Frankreich, dem eigentlichen England und Schweden wird immer das nämliche Verhältniß obwalten [1]). Man zählt gewöhnlich 20 Mill. Einwohner in

---

[1]) Wenn nämlich Gesetzgebung und Verwaltung nicht anders

Frankreich, was vielleicht übertrieben ist; Ustariz nimmt nur sieben in Spanien an, Nichols acht in England, und in Schweden rechnet man noch nicht einmal fünf Mill. Der Spanier hat im Durchschnitt jährlich achtzig Livres nach unserm Gelde aufzuwenden; der Franzose als ein beſſrer Landwirth 120 Livres, der Engländer 180, der Schwede 50. Wollten wir von dem Holländer reden, so würden wir finden, daß er weiter nichts hat, als was er erwirbt, da nicht sein Grund und Boden ihn ernährt und kleidet; Holland ist ein beständiger Markt, wo jeder nur durch seinen oder seines Vaters Fleiß reich ist.

Welches ungeheure Mißverhältniß in der Vertheilung der Glücksgüter! Ein Engländer, der 7000 Guineen einzunehmen hat, verzehrt die Subsistenzmittel von 1000 Menschen. Diese Berechnung scheint auf den ersten Blick empörend; allein am Ende des Jahrs hat er seine 7000 Guineen im Staate vertheilt und Jeder ungefähr so viel erhalten, als ihm zukommt.

Im Allgemeinen kostet der Unterhalt des Menschen der Natur sehr wenig. In Indien, wo die Raja's und Nabob's so große Schätze aufhäufen, kommt der gemeine Mann mit höchstens zwei Sous den Tag bequem aus.

Diejenigen Amerikaner, welche unter keiner Oberherrschaft stehen und nichts weiter, als ihre Arme besitzen, geben auch nichts aus; das halbe Afrika lebte von jeher ebenso; und wir haben im Durchschnitt vor allen jenen Leuten nur etwa

---

werden. Denn Frankreich, das jetzt verhältnißmäßig schwächer bevölkert ist, als England, kann es zu einer gleichen Bevölkerung bringen. Spanien und Schweden können binnen Kurzem ihre Einwohnerzahl verdoppeln. E.

40 Thlr. jährlich voraus. Allein diese 40 Thlr. machen auch einen ungeheuren Unterschied, einen Unterschied, der das Land mit schönen Städten und das Meer mit Schiffen bedeckt.

Mit unsern 40 Thalern baute Ludwig XIV. eine Flotte von 200 Schiffen und Versailles obendrein; und so lange man im Durchschnitt annehmen kann, daß jeder Einwohner eine Einnahme von 40 Thalern genießt, braucht man an der Blüthe des Staats nicht zu verzweifeln.

Je mehr Menschen und Schätze in einem Staate vorhanden sind, um so mehr Mißbräuche werden offenbar auch darin stattfinden. Die Reibungen in großen Maschinen sind so bedeutend, daß sie fast immer mehr oder weniger unrichtig gehen. Diese Unordnungen aber machen einen solchen Eindruck auf die Gemüther, daß in England, wo jeder Bürger sagen darf, was er denkt, alle Monat irgend ein Rechenmeister auftritt und seinen Landsleuten in christlicher Barmherzigkeit verkündet, daß Alles aus, daß die Nazion ohne Rettung verloren ist. Da man der Erlaubniß zu denken in Frankreich etwas engere Schranken gesetzt hat, wird hier mit den Klagen nur ein Schleichhandel getrieben; man druckt heimlich, aber sehr oft, daß nie, weder unter den Söhnen Klotar's noch zur Zeit des Königs Johann, Karls VI., der Schlacht bei Pavia, der Bürgerkriege oder der Bartholomäusnacht das Volk sich in einem so jammervollen Zustande befunden habe wie jetzt.

Wenn man auf solche Lamentazionen mit einem Verhaftsbefehl antwortet, der für keinen legitimen Grund gilt, aber dafür desto peremtorischer ist, so macht sich der Kläger aus dem Staube und schreit dabei den Alguazil's zu, daß sie nicht mehr auf sechs Wochen zu leben haben und Gott sei

Dank noch vor Ablauf dieser Zeit Hungers sterben werden, wie die übrigen auch.

Bois-Guillebert, der so unverschämter Weise seinen unsinnigen „königlichen Zehnten" dem Marschall Vauban zuschrieb, behauptete in seinem Détail de la France, der große Minister Colbert habe den Staat bereits um 1500 Millionen ärmer gemacht, und es werde noch schlimmer kommen.

Ein Rechenmeister unsrer Zeit, der die besten Absichten von der Welt zu haben scheint, obgleich er durchaus will, daß man sich nach der Messe betrinke, behauptet, der Werth der sich stets reproduzirenden Naturerzeugnisse in Frankreich, die das Einkommen der Nazionen ausmachen, belaufe sich nur auf etwa 400 Millionen. Er irrt sich hierin offenbar nur etwa um 1600 Mill. Livres, zu 20 Sous das Stück, wenn sich die Mark gemünzten Silbers auf 49 Livres 10 Sous beläuft. Er versichert ferner, daß die Auflage, um die Staatslasten zu bezahlen, sich nur auf 75 Millionen belaufen kann, während sie 300 Millionen beträgt, die noch bei weitem nicht hinreichen, um die jährlichen Schulden zu decken.

Ein einziger Irrthum in allen diesen Speculazionen, deren Anzahl sehr bedeutend ist, gleicht den Versehen bei astronomischen Messungen, die man auf der Erde vornimmt. Zwei Linien entsprechen hier unermeßlichen Räumen am Himmel.

In Frankreich und England ist die Staatsökonomie am verwickeltsten. In allen übrigen Ländern vom Berge Atlas bis nach Japan hat man gar keinen Begriff von einer solchen Verwaltung. Erst vor etwa 130 Jahren begann diese Kunst die eine Hälfte dieser Nazion nach und nach zur Schuldnerin der andern zu machen, die Glücksgüter in der Gestalt scheinlosen Papiers aus einer Hand in die andre zu spielen, den Staat als Gläubiger des Staats hinzustellen, in ein Chaos

zu verwandeln, was einer gleichförmigen Regel unterworfen sein sollte. Diese Methode verbreitete sich auch in Deutschland und den Niederlanden. Man trieb das Uebermaß der Künstelei so weit, daß man ein Spiel zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen errichtete, die Lotterie. Der Einsatz geschieht in baarem Gelde; wer gewinnt, erhält wieder baares Geld oder Rentenanweisungen; wer verliert, leidet keinen großen Schaden. Die Regierung nimmt gewöhnlich 10 Prozent für ihre Mühe. Man pflegt den Lotterien eine möglichst verwickelte Einrichtung zu geben, um das Publikum zu verwirren und anzulocken. Alle diese Methoden wurden auch in Deutschland und den Niederlanden angenommen. Fast an jeden Staat kam die Reihe, sich mit Schulden zu bedecken. Das ist eben nicht allzu weise. Doch wer ist dies überhaupt? Die Kleinen, die nicht die Macht haben, sich zu Grunde zu richten.

Ueber Bevölkerung.

(Dictionnaire philosophique.)

Vergangnes Jahr hatten wir in unsrer Gegend nur sehr wenige Raupen. Wir tödteten sie fast alle und in diesem Jahre strafte uns Gott mit mehr Raupen, als Blätter auf den Bäumen sind.

Verhält es sich nicht fast eben so mit den andern Geschöpfen und insbesondre mit der menschlichen Gattung? Hungersnoth, Pest und Krieg, die beiden Schwestern aus Arabien und Amerika veröden einen Bezirk fast gänzlich und nach 100 Jahren wundert man sich sehr, ihn wieder dicht bevölkert zu finden.

Ich gestehe, daß es eine heilige Pflicht ist, die Welt zu bevölkern, und daß alle lebende Wesen durch das Vergnügen gezwungen werden, dieser Absicht des großen Demiurgos nachzukommen.

Wozu diese Völkerschaften auf Erden? und wozu diente es, so viele Wesen zu schaffen, die bestimmt sind, sich einander zu verschlingen und das Thier Mensch, das von einem Ende der Erde bis zum andern dazu geboren scheint, Seinesgleichen zu erwürgen? Man versichert mich, ich werde einst dies Geheimniß erfahren. Ich bin vermöge meiner angebornen Neugier sehr gespannt darauf.

Es ist ausgemacht, daß wir an der Bevölkerung arbeiten müssen, so viel in unsern Kräften steht. Die weisen Araber, die Räuber der Wüste, bedungen sich in jedem Friedensvertrage, den sie schlossen, eine Anzahl von Weibern aus. Als sie Spanien eroberten, legten sie den Einwohnern einen Tribut von Mädchen auf. Das Land Medea entrichtet den Türken seine Steuer in Mädchen. Die Flibustier ließen aus Paris Mädchen nach der kleinen Insel kommen, deren sie sich bemächtigt hatten, und Romulus soll bei einem Schauspiel, das er den Sabinern gab, ihnen 300 Mädchen geraubt haben.

Ich begreife nicht, warum die Juden, denen ich übrigens ungemessene Verehrung zolle, in Jericho Alles und selbst die Mädchen niedermetzelten, und warum sie in ihren Psalmen sagen, es werde süß sein, die Kinder an der Brust zu würgen, ohne die Mädchen ausdrücklich davon auszunehmen.

Alle andre Völker, mochten es nun Tataren, Kannibalen, Teutonen oder Wälsche sein, hielten zu allen Zeiten auf die Mädchen große Stücke.

Kraft dieses glücklichen Instinkts, sollte man denken, müßte die ganze Erde mit Geschöpfen unsrer Gattung bedeckt

sein. Der Pater Petau zählte ja auch wirklich 280 Jahre nach der Sündfluth nahe an 700,000 Millionen. Und es war nicht etwa in einer Fortsetzung von 1001 Nacht, wo er diese herrliche Zählung abdrucken ließ.

Ich zähle jetzt etwa 900 Millionen Brüder und Schwestern auf unsrer kleinen Kugel. Wallace nimmt 1000 Millionen an. Entweder irre ich mich oder er; ja vielleicht irren wir uns alle beide. Indessen eine Differenz um den zehnten Theil hat wenig zu sagen und in der ganzen Arithmetik der Geschichtschreiber sind weit stärkere Irrthümer an der Tagesordnung. —

— — — — — — — — — — —

Ich halte England, das protestantische Deutschland und die Niederlande für verhältnißmäßig besser bevölkert, als Frankreich und andre katholische Länder. Der Grund davon liegt am Tage: in jenen Ländern gibt es keine Mönche, die Gott geloben, den Menschen unnütz zu sein. Die Priester beschäftigen sich, da sie sonst wenig zu thun haben, mit wissenschaftlichen Studien, und arbeiten an der Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Sie zeugen kräftige Kinder und geben ihnen eine bessere Erziehung, als deren sich die französischen und italienischen Junker rühmen können.

Rom dagegen wäre ohne die Kardinäle, die Gesandten und die Reisenden eine Einöde. Es wäre, wie der Tempel des Jupiter Ammon, nur eine erhabene Ruine. Zur Zeit der ersten Cäsaren zählte man Millionen von Bewohnern auf jenem unfruchtbaren Landstrich, den Sklaven und Dünger ergiebig machten. Es war eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, wonach die Bevölkerung von der Güte des Bodens abhängt.

Der Sieg hatte den undankbaren Boden fruchtbar ge-

macht und bevölkert. Die seltsamste und widersinnigste Regierungsart, die je die Welt in Erstaunen setzte, gab dem Lande des Romulus seine ursprüngliche Beschaffenheit wieder. Das ganze Land von Orvieto bis Terracina ist öde. Rom, auf die Zahl seiner eignen Bürger reduzirt, würde sich zu London noch nicht einmal wie Eins zu Zwölf verhalten, und in Bezug auf die Menge des Geldes und den Handel verhielte es sich zu den Städten Amsterdam und London noch nicht wie Eins zu Tausend.

Was aber Rom verlor, hat Europa nicht nur wiedergewonnen, sondern die Bevölkerung hat sich seit Karl dem Großen fast überall verdreifacht.

Ich sage verdreifacht, und das ist viel; denn die Fortpflanzung geht nicht in geometrischer Progression von statten. Alle Berechnungen, die man über diese angebliche Vermehrung anstellte, sind ungereimte Hirngespinnste.

Wenn eine Menschen- oder Affen-Familie sich auf jene Weise vermehrte, könnte die Erde sie nach zweihundert Jahren nicht mehr ernähren.

Die Natur sorgte zugleich dafür, die Gattungen zu erhalten und sie auf das gehörige Maß zu beschränken. Sie gleicht den Parzen, die den Faden beständig spannen und abschnitten. Sie ist nur mit Entstehungen und Vernichtungen beschäftigt.

Gab sie dem Thiere Mensch mehr Begriffe und Gedächtniß, als den übrigen; befähigte sie ihn, seine Begriffe zu verallgemeinern und zu kombiniren; begünstigte sie ihn vorzugsweise mit der Gabe der Sprache, so versagte sie ihm dagegen die der Vermehrung, die sie den Insekten gewährte. Auf einer Quadratmeile Heideland wimmeln mehr Ameisen, als jemals Menschen auf dem ganzen Erdball lebten.

Wenn in einem Lande eine Menge Müßiggänger leben, so kann man überzeugt sein, daß es hinlänglich bevölkert ist, da diese Müßiggänger von denen, welche arbeiten, beherbergt, ernährt, gekleidet, amüsirt und respektirt werden.

Hat die Bevölkerung überhand genommen, ist jeder Fleck Landes besetzt, so gehen die Leute, um zu arbeiten und zu sterben, nach Sankt Domingo, nach Martinique, Philadelphia, Boston ꝛc.

Die Hauptaufgabe der Regierungen besteht nicht darin, die Zahl der Menschen übermäßig zu vermehren, sondern die Lage derer, die einmal da sind, möglichst zu verbessern.

Danken wir der Natur, daß sie uns in der gemäßigten, fast überall mehr als hinlänglich bevölkerten und durch die Blüte aller Künste beglückten Zone ins Dasein rief, und streben wir vor Allem, unser Glück nicht durch unsre Thorheiten zu verscherzen!

Ueber das Eigenthum.

(Dictionnaire philosophique.)

Liberty and property! ist das Feldgeschrei der Engländer. Ich höre es lieber als: „Heiliger Georg und mein Recht!“ oder: „Saint Denys et Mont-joie!“ Es ist der Ruf der Natur.

In der Schweiz wie in China besitzen die Bauern Grund und Boden als ihr Eigenthum. Nur das Recht der Eroberung konnte in einigen Ländern die Menschen eines so natürlichen Rechts berauben.

Der allgemeine Vortheil einer Nazion ist der des Sou-

veräns, der Obrigkeit und des Volks im Frieden, wie im Kriege. Ist nun jener Besitz der den Bauern bewilligten Ländereien dem Throne und den Unterthanen zu jeder Zeit in gleichem Maße ersprießlich? Um es für den Thron zu sein, muß er eine ansehnlichere Einnahme und die Möglichkeit, mehr Soldaten zu halten, bewirken.

Wir müssen also sehen, ob er dem Handel und der Bevölkerung zuträglich sein wird. Es ist eine ausgemachte Sache, daß der Besitzer eines Grundstücks sein eignes Erbe weit besser bestellen wird, als das eines andern. Das Bewußtsein, daß er sein Eigenthum verwaltet, verdoppelt die Kraft des Menschen. Man arbeitet für sich und seine Familie rüstiger und freudiger, als für einen Herrn. Der Sklave, der unter der Gewalt eines Andern steht, hat wenig Lust zum Heirathen. Er fürchtet oft sogar, Sklaven, wie er selbst einer ist, in die Welt zu setzen. Seine Betriebsamkeit ist erstickt, seine Seele verdummt; seine Kräfte entwickeln und üben sich nie in ihrer ganzen Elastizität. Der freie Besitzer dagegen sehnt sich nach einem Weibe, das sein Glück theile, nach Kindern, die ihm bei seiner Arbeit helfen. Seine Gattin und seine Söhne sind sein Reichthum. Das Grundstück eines solchen Landwirths kann unter den Händen einer arbeitsamen Familie zehnmal so fruchtbar werden, als es war. Der Handel des ganzen Landes wird sich so heben, und das kommt natürlich dem Schatz des Fürsten zu Gute. Auch mehr Soldaten wird das Land stellen können. Der Vortheil, den der Fürst daraus zieht, liegt also klar am Tage. Polen würde dreimal so reich an Menschen und Gütern sein, wenn seine Bauern keine Sklaven wären.

Nicht minder würde der freie Besitz der Bauern zum Vortheil der großen Grundeigenthümer gereichen. Wenn ein

solcher Grundherr 10,000 Morgen Land besitzt, das von Leibeignen bestellt wird, so werden die 10,000 Morgen ihm nur ein sehr schwaches Einkommen liefern, das oft noch für Verbesserungen darauf geht und mitunter durch ungünstige Witterung auf nichts reduzirt wird. Wie wird es erst darum stehen, wenn die Besitzung noch weitläuftiger und der Boden unergiebig ist? Der Eigenthümer ist dann nur der Herr einer ungeheuren Wüstenei. Wahrhaft reich kann er nur sein, wenn seine Untersassen es sind. Sein Glück ist durch das ihre bedingt. Geht letzteres so weit, daß sein Gebiet übervölkert wird, reicht das Land für so viele fleißige Hände nicht aus (statt daß früher die Hände für das Land nicht ausreichten), dann verbreitet der Ueberschuß der nothwendigen Arbeiter sich in den Städten, in den Seehäfen, in den Werkstätten der Handwerker und Künstler, in den Kriegsheeren ꝛc. die stärkere Bevölkerung hat diese günstige Wendung bewirkt; und sie selbst ist die Wirkung des den Landleuten eingeräumten freien Besitzes der von ihnen bebauten Ländereien gegen einen Zins, der den Grundherrn bereichert.

Es gibt noch eine andre nicht minder nützliche Art des Eigenthums, wir meinen die, wonach der Eigenthümer von jedem Grundzins frei ist, und nur die allgemeinen vom Landesherrn aufgelegten Steuern zum Besten und zur Unterhaltung des Staats bezahlt. Diese Art des freien Eigenthums hat zum Reichthum Englands, Frankreichs und der freien Städte Deutschlands am meisten beigetragen. Die Fürsten, welche die Grundstücke, woraus ihre Herrschaften bestanden, von den früher darauf ruhenden Lasten frei sprachen, ernteten gleich einen großen Vortheil davon, da man diese Befreiungen theuer erkaufte, und bis auf den heutigen Tag erwächst ihnen, namentlich in England und Frankreich, in den Fort=

schritten der Industrie und des Handels ein noch weit größerer Nutzen daraus.

England ging im sechzehnten Jahrhundert mit einem großen Beispiel voran, da man die von der Kirche und den Mönchen abhängenden Ländereien frei sprach. Es war eine höchst gehässige, dem Staate höchst nachtheilige Einrichtung, daß Leute, die nach den Satzungen ihres Standes ihr Leben in Demuth und Armuth hinbringen sollten, die schönsten Strecken des Reichs sich zugeeignet hatten und die Menschen, ihre Brüder, wie Hausthiere behandelten, die nur geschaffen wären, um ihre Lasten zu tragen. Die Macht dieser kleinen Anzahl von Priestern erniedrigte die menschliche Natur. Ihr ungeheurer Privatreichthum machte das übrige Land arm. Der Mißbrauch wurde abgeschafft und England ist reich geworden.

Im ganzen übrigen Europa nahm die Blüte des Handels, die ehrenvolle Stellung der Künste, das Wachsthum und die Verschönerung der Städte erst ihren Anfang, als die Leibeignen der Krone und der Kirche nach und nach freie Landeigenthümer wurden. Es verdient dabei insbesondre bemerkt zu werden, daß, während die Kirche auf diese Weise Rechte, die ihr ursprünglich nicht zukamen, verlor, die Krone in eben dem Maß ihre gesetzmäßigen Rechte ausdehnte. Denn die Kirche, deren älteste Satzung ihren Gliedern vorschrieb, sich ihren armen und demüthigen Gesetzgeber zum Muster zu nehmen, war keineswegs ursprünglich dazu berufen, sich von den Früchten des Fleißes der Menschen zu mästen; und der Souverän, der den Staat repräsentirt, soll die Früchte eben dieses Fleißes zum Wohl des Staats selbst und zur Ehre der Nazion sparsam und weise verwalten. Ueberall, wo das Volk für die Kirche arbeitet, ist der Staat arm; überall, wo es für sich selbst und den Souverän arbeitet, ist es reich.

Nur in letzterm Fall breitet der Handel nach allen Seiten seine Arme aus. Die Handelsmarine wird zur Schule der Kriegsmarine. Große Handelsgesellschaften bilden sich. Der Souverain findet in schwierigen Zeiten Hülfsquellen, von denen man früher nichts wußte. So sieht man, wie in den österreichischen Staaten, in England, in Frankreich der Fürst ohne Schwierigkeit von seinen Unterthanen hundertmal stärkere Summen borgt, als er ihnen mit Gewalt abpressen konnte, da die Völker noch in der Sklaverei schmachteten.

Nicht alle Bauern werden reich, und das soll auch nicht sein. Man bedarf auch Menschen, die nur kräftige Arme und guten Willen haben. Doch selbst diese Leute, die uns als Stiefkinder des Glücks erscheinen, werden des Glücks der übrigen theilhaftig. Es steht ihnen frei, ihre Arbeit dem Meistbietenden zu verkaufen, und diese Freiheit dient ihnen statt Eigenthums. Die sichere Hoffnung auf einen billigen Lohn hält sie aufrecht. Freudigen Muths erziehen sie ihre Kinder zu ihrem mühsamen und nützlichen Beruf. Diese in den Augen der Mächtigen so verächtliche Menschenklasse ist namentlich die wahre Pflanzschule der Soldaten. So nimmt vom Szepter bis herab zur Sichel und zum Hirtenstab Alles einen neuen Aufschwung, gewinnt Alles neues Leben und neue Kraft durch jene mächtige Triebfeder des freien Eigenthums.

Nachdem wir gesehen haben, welchen Vortheil es dem Staate bringt, wenn der Bauer selbst Besitzer des Bodens ist, den er bestellt, müssen wir noch sehen, wie weit dies ihm zugestandene Eigenthumsrecht sich ausdehnen darf. In mehr als einem Reiche trat der Fall ein, daß der freigelassene Leibeigene, wenn er durch seine Betriebsamkeit reich geworden war, den Platz seiner ehemaligen, durch ihren Luxus verarmten Herren einnahm. Er kaufte ihre Güter und nahm ihre Namen

an. Der alte Adel wurde erniedrigt und der neue nur beneidet und verachtet. Alles gerieth in Verwirrung. Völker, die solche Usurpazionen duldeten, wurden zum Spielball der Nazionen, die sich vor dieser Landplage in Acht nahmen.

Die Irrthümer einer Regierung können andern zur Lehre dienen. Wie sie von dem, was jene gut gemacht, Vortheil nahm, werden sie die Uebel meiden, die jene sich durch ihre Mißgriffe zugezogen hat.

Es ist so leicht, der Habgier und dem Dünkel der Emporkömmlinge durch die Zügel der Gesetze Einhalt zu thun, die Ausdehnung der Bauergüter, die sie kaufen dürfen, fest zu setzen und ihnen die Erwerbung großer Rittergüter zu untersagen [1]), daß eine kräftige und weise Regierung es nie wird bereuen können, die Knechtschaft befreit und die Dürftigkeit bereichert zu haben. Aus etwas Gutem kann nur in dem Fall ein Uebel erwachsen, wenn das Gute bis zu einem fehlerhaften Uebermaß getrieben wird und dann hört es auf, gut zu sein. Die Beispiele andrer Nazionen dienen zur Warnung; und daher kommt es, daß die Völker, die sich zuletzt zu einem geordneten bürgerlichen Zustande erhoben, oft die Lehrer, denen sie die Elemente der Staatskunst verdanken, überflügeln.

---

[1]) Diese beiden Gesetze wären höchst ungerecht. Wollte man aber der allzu ungleichen Vertheilung des Reichthums entgegen arbeiten und besäße weder Muth genug, noch hinlängliche Einsicht des wahren Staatsvortheils, um Substituzionen und Erstgeburtsrechte gänzlich abzuschaffen, so könnte man dies Privilegium auf Lehngüter im Besitz des alten oder betitelten Adels beschränken. Auf diese Weise würde man wenigstens konsequent einem allerdings fehlerhaften Prinzip gemäß handeln, dem Grundsatz nämlich, die Standesunterschiede im Staat zu begünstigen. E.

Ueber Ackerbau.

(Dictionnaire philosophique.)

Es ist unbegreiflich, wie die Alten, die doch das Land bauten wie wir, sich einbilden konnten, daß aller Samen, den sie in die Erde streuten, nothwendig absterben und verfaulen müsse, ehe er keimte und aufginge. Es stand ja bei ihnen, nach zwei oder drei Tagen ein Samenkorn aus der Erde zu nehmen, und sie würden gesehen haben, wie es unversehrt und ein wenig aufgequollen, die Wurzel nach unten und die Spitze nach oben kehrte. Einige Zeit später würden sie den Keim, die kleinen, weißen Wurzelfasern, die milchartige Masse, woraus das Mehl sich bildet, seine beiden Hülsen und seine Blätter unterschieden haben. Allein es war genug, daß irgend ein griechischer oder barbarischer Philosoph gelehrt hatte, alle Zeugung entstehe aus der Verwesung, und Niemand zweifelte daran. So hat dieser Irrthum, der größte und albernste, den man sich denken kann, weil keiner mit der Natur in entschiednerm Widerspruch steht, sich in Bücher eingeschlichen, die zur Belehrung des Menschengeschlechts geschrieben wurden.

Auch haben neuere Philosophen, die ihre Aufklärung allzu verwegen machte, ihre Einsicht so weit mißbraucht, daß sie es unserm Erlöser und dem heiligen Paulus, der aus seinem Verfolger zu seinem Apostel wurde, vorwarfen, gesagt zu haben, das Samenkorn müsse in der Erde verfaulen, um zu keimen, es müsse sterben, um wieder geboren zu werden [1]). Sie erklärten es für eine entsetzliche Ungereimtheit, den neuen Lehrsatz von der Auferstehung durch ein so falsches und lächer-

[1]) Vgl. Ev. Joh. XII, 24 und 1. Korinth. XV, 36, 37.

liches Gleichniß beweisen zu wollen. Sie wagten sogar in der „kritischen Geschichte Jesu Christi" zu behaupten, solche Ignoranten seien nicht geeignet, die Welt zu belehren, und jene Bücher, von denen so lange Zeit Niemand etwas gewußt habe, paßten höchstens für den niedrigsten Pöbel.

Die Urheber solcher Lästerungen bedachten nicht, daß Christus und der heilige Paulus sich nur nach dem einmal herrschenden Begriff und Sprachgebrauch richteten, daß sie statt der ihnen gar wohl bekannten physischen Wahrheiten nur jene der Moral lehrten, und daß sie sich den ehrwürdigen Verfasser des Buches Genesis zum Muster nahmen. Wirklich bequemt sich in der Genesis der heilige Geist in jeder Zeile nach den rohesten Begriffen des rohesten Volks. Die ewige Weisheit ließ sich nicht auf die Erde herab, um die Akademien der Wissenschaften zu erleuchten. Das antworteten wir von jeher denen, die allen Propheten und überall allen Schriften der Juden so viele physische Irrthümer vorwarfen. Man weiß ja, daß Religion und Philosophie zweierlei ist.

Uebrigens entbehren drei Viertel der Erde unsern Weizen, ohne den man nach unsrer Behauptung nicht leben kann. Wenn die üppigen Bewohner der Städte wüßten, welche unsägliche Mühe es kostet, ihnen Brod zu verschaffen, sie würden erschrecken.

Von pseudonymen Büchern über die Oekonomie im Allgemeinen.

Das Dictionnaire encyclopédique enthält in den Artikeln Agriculture, Grain, Ferme etc. die nützlichsten Dinge. Nur will ich hier bemerken, daß im Artikel Grain der Marschall Vauban als Verfasser der Schrift „über die königlichen Zehnten" genannt wird. Fast alle ökonomische Schriftsteller

verfielen in diesen Irrthum und wir halten deßhalb folgende Berichtigung für nöthig.

Bois=Guillebert gab sein Buch über den königlichen Zehnten unter dem Titel heraus: „Politisches Testament des Marschalls Vauban.“ Dieser Bois=Guillebert, der Verfasser des Détail de la France in zwei Bänden, war kein unverdienstlicher Schriftsteller. Er war genau bekannt mit den Finanzen des Reichs, ließ sich aber von der Neigung, alle Maßregeln des großen Colbert zu tadeln, zu weit hinreißen. Man hielt ihn für einen sehr unterrichteten Mann, der aber beständig auf Irrwege gerieth, für einen Projektmacher, der die Uebelstände des Landes übertrieb und schlechte Heilmittel dagegen vorschlug. Die kühle Aufnahme seines Buchs von Seiten der Regierung veranlaßte ihn, seinen „königlichen Zehnten“ unter dem Schutze eines angesehenen Namens in die Welt zu schicken. Er wählte den des Marschall Vauban und hätte wohl keine bessere Wahl treffen können. Fast ganz Frankreich glaubt noch jetzt, daß das Projekt des königlichen Zehnten von jenem Marschall, der von so regem Eifer fürs Gemeinwohl beseelt war, herrühre; allein die Täuschung ist leicht zu enthüllen.

Die Lobsprüche, womit Bois=Guillebert sich selbst in der Vorrede bedenkt, verrathen ihn. Er lobt dort sein Détail de la France zu sehr; es war höchst unwahrscheinlich, daß der Marschall ein Buch voller Irrthümer so ausnehmend hätte herausstreichen sollen. Man sieht in dieser Vorrede einen Vater, der seinen Sohn lobt, um einem seiner Bastarde in der Welt fortzuhelfen.

Die Zahl derer, die ihre Ansichten über Regierung, Staatsökonomie, Finanzen, Taktik ꝛc. unter geachteten Namen veröffentlichten, ist nur zu beträchtlich. Der Abbé de

Saint-Pierre, der einer solchen Betrügerei gar nicht bedurfte, schob nichts desto weniger sein Hirngespinnst über den ewigen Frieden dem Herzog von Burgund unter. Der Verfasser des Financier citoyen zitirt beständig das vermeinte „politische Testament Colberts, jenes in jeder Beziehung nichtsnützige Machwerk des Gatien de Courtilz. Einige Ignoranten zitiren noch jetzt die politischen Testamente des Königs Philipp II. von Spanien, des Kardinals Richelieu, Colbert's, Louvois's, des Herzogs von Lothringen, des Kardinals Alberoni und des Marschalls Belle-Isle. Man fabrizirte Testamente bis herab auf das des Mandrin.

Die Enzyklopädie führt unter dem Artikel Grain folgende Worte aus einem Buche über die „Vorzüge und Nachtheile Großbritanniens" an, einem Werke, das allen den eben von uns zitirten weit überlegen ist.

„Wenn man einige Provinzen Frankreichs durchreist, findet man, daß nicht nur eine Menge Grundstücke, worauf Getreide und Viehfutter wachsen könnte, brach liegen, sondern daß auch bebautes Land keinen mit seiner Güte nur entfernt im Verhältniß stehenden Ertrag liefert, weil es dem Landmann an Mitteln fehlt, dem Boden seine ganze Fruchtbarkeit zu geben.

„Nicht ohne Freude bemerkte ich in der französischen Staatsverwaltung ein Grundgebrechen, dessen Folgen so ausgedehnt sind, und ich wünschte meinem Vaterlande Glück deshalb. Zugleich aber drang sich mir der Gedanke auf, wie furchtbar diese Macht würde geworden sein, wenn sie sich alle Vortheile, die ihre Besitzungen und ihr Volk ihr darboten, zu Nutze gemacht hätten. O sua si bona norint."

Ich weiß nicht, ob dies Buch nicht von einem Franzosen herrührt, der, da er im Geiste eines Engländers sprechen

wollte, als solcher Gott danken zu müssen glaubte, daß die Franzosen ihm arm schienen; der sich aber zu gleicher Zeit verräth, indem er ihnen wünscht, sie möchten reich sein, und mit Virgil ausruft: „O kennten sie ihre Güter!" Sei er aber Franzose oder Engländer, jedenfalls ist es falsch, daß der Ertrag der französischen Ländereien ihrer Güte nicht entspräche. Man pflegt nur zu leicht vom Einzelnen aufs Ganze zu schließen. Glaubte man vielen unsrer neuen Schriftsteller, so wäre Frankreich freilich nicht fruchtbarer als Sardinien und die kleinen Schweizerkantone.

Von der Ausfuhr des Korns.

In dem nämlichen Artikel Grain stoßen wir noch auf folgende Betrachtung: „In England herrschte oft große Theurung, woraus wir vermöge unsers freien Kornhandels unter Heinrich IV. und Ludwig XIII., so wie auch zu Anfang der Regierung Ludwigs XIV. Gewinn zogen."

Allein unglücklicher Weise wurde die Kornausfuhr 1598 unter Heinrich IV. verboten, das Verbot blieb unter Ludwig XIII. und während Ludwig's XIV. ganzer Regierung in Kraft. Man durfte Korn nur außer Landes verkaufen, wenn man sich mit einer Bittschrift an den Staatsrath gewandt, der dann über den Nutzen oder die Gefahr des Verkaufs entschied oder vielmehr von dem Intendanten der Provinz Bericht darüber einholte. Erst 1764 gab der Staatsrath Ludwigs XV. kraft seiner geläuterten Einsicht den Kornhandel, unter Vorbehalt zweckmäßiger Einschränkungen für schlechte Jahre, frei.

Vom Landbau im Großen und im Kleinen.

Im Artikel Ferme, einem der gehaltvollsten in der Enzyklopädie, unterscheidet man den Landbau im Großen und

im Kleinen. Bei jenem wird das Feld mit Pferden, beim Landbau im Kleinen dagegen mit Ochsen bestellt; und dieser Landbau im Kleinen, der sich über den größten Theil der Grundstücke in Frankreich erstreckt, gilt für eine fast ganz undankbare Arbeit, für eine vergebliche Anstrengung der Dürftigkeit.

Diese ganze Vorstellung scheint mir nicht richtig zu sein. Die Bestellung des Ackers mit Pferden hat keine sonderlichen Vorzüge vor jener mit Ochsen. Die Vorzüge und Nachtheile beider Methoden wiegen einander vollkommen auf. Die Alten scheinen sich beim Pflügen nie der Pferde bedient zu haben, wenigstens ist bei Hesiod, Xenophon, Virgil und Columella nur von Stieren die Rede. Das Pflügen mit Rindern ist nur dann kümmerlich und armselig, wenn selbst dürftige Eigenthümer den Meiern, die in Ermangelung der erforderlichen Hülfsquellen das Land überhaupt schlecht bestellen, schlechte und ausgehungerte Ochsen liefern. Der Meier, der nichts aufs Spiel setzt, weil er nichts hergegeben, geizt mit dem Dünger und mit der übrigen Bearbeitung des Bodens. Er wird selbst nicht reich und macht seinen Grundherrn arm. In diesem Fall befinden sich leider nur zu viele Familienväter [1]).

Die Bestellung des Landes mit Ochsen ist so vortheilhaft wie die mit Pferden, denn wenn man nicht so schnell damit

---

[1]) Voltaire bezeichnet hier den wahren Unterschied zwischen dem Landbau im Großen und im Kleinen. Bei beiden kann man zum Ackern Ochsen und Pferde brauchen. Landwirthschaft im Großen ist aber eine solche, die von den Eigenthümern selbst oder von Pächtern besorgt wird; Landwirthschaft im Kleinen die eines Meiers, dem der Eigenthümer die Bestellungskosten vorschießt, unter der Bedingung, den Ertrag mit ihm zu theilen. E.

pflügen kann, so läßt man sie dafür mehr Tage hintereinander arbeiten, ohne sie zu übernehmen. Sie kosten weniger Futter; sie brauchen nicht beschlagen zu werden, ihr Geschirr ist nicht so kostspielig, man verkauft sie wieder oder mästet sie für den Fleischer. So bringen sie im Leben und im Tode Gewinn, was sich von den Pferden nicht rühmen läßt.

Endlich kann man Pferde zum Landbau nur in solchen Gegenden verwenden, wo der Hafer sehr wohlfeil ist, und daher kommen im Durchschnitt auf einen, der mit Pferden ackert, immer vier oder fünf, die mit Ochsen ackern.

Von der Urbarmachung des Bodens.

Im Artikel Défrichement erklärt man für Urbarmachung nur die Vertilgung des Unkrauts und der Wucherpflanzen von einem Grundstück, um es für die Bestellung in Stand zu setzen.

Die Kunst, das Land urbar zu machen, beschränkt sich aber nicht auf diese gewöhnliche und immer nothwendige Methode. Sie besteht darin, unergiebiges Land fruchtbar zu machen. Es gibt eine Menge Landstriche von dieser Beschaffenheit, wie z. B. morastiger Boden, wie Ziegel- oder Walkererde, worauf jede Aussaat so unnütz vergeudet wäre, als ob man sie auf nackten Felsgrund streute. Was den Sumpfboden betrifft, so ist nur die Trägheit oder die bitterste Armuth schuld daran, wenn man ihn nicht urbar macht.

Ein völlig lehmiges Erdreich oder Kreideboden, so wie auch reiner Flugsand widerstreben jeder Kultur. Hier ist keine andre Abhülfe möglich, als Jahre lang gute Erde hinzuschaffen. Einem solchen Unternehmen sind freilich nur sehr reiche

Leute gewachsen; der Gewinn kann nur nach sehr langer Zeit die Kosten decken, wenn man es überhaupt je dahin bringt. Man muß, wenn man lockere Erde hingeschafft hat, dieselbe mit schlechter vermischen, sie tüchtig düngen, dann wieder Erde nachfahren und namentlich nur solches Korn drauf säen, das, weit entfernt den Boden auszusaugen, ihm vielmehr frische Säfte mittheilt.

Einige Privatleute stellten solche Versuche an; allein nur einem Fürsten käme es zu, auf diese Weise die Beschaffenheit eines weiten Landstrichs zu verwandeln, indem er dort Kavallerie lagern und die aus der Umgegend herbeigeschaffte Fourage verzehren ließe. Es wären dazu ganze Regimenter nöthig. Da das dafür ausgegebene Geld im Königreiche bliebe, verlöre man keinen Heller und hätte am Ende der Natur ein großes Stück Land abgewonnen. Der Verfasser dieses Artikels hat den Versuch im Kleinen gemacht und zwar mit dem besten Erfolge.

Es verhält sich mit einer solchen Unternehmung, wie mit der Anlegung von Kanälen und Bergwerken. Würde auch die Ausgabe für einen Kanal nicht durch die davon erhobenen Zölle gedeckt, so würde er dennoch für den Staat von großem Vortheil sein.

Wenn auch die Ausgabe für die Nutzung eines Silber-, Kupfer-, Blei- oder Zinnbergwerks und selbst die einer Kohlengrube den Ertrag übersteigt, so ist die Nutzung doch immer sehr vortheilhaft; denn das darauf verwandte Geld ernährt die Arbeiter, zirkulirt im Lande, und das Metall oder Mineral, welches man gewinnt, ist ein neuer und bleibender Reichthum. Was man auch vornehmen möge, immer behält die Fabel von jenem guten Alten Recht, der seinen Kindern sterbend eröffnete, in ihrem Felde liege ein Schatz begraben; sie

wühlten ihr ganzes Erbe auf und wurden endlich inne, daß die Arbeit ein Schatz ist.

Der Stein der Weisen für den Ackerbau würde die Kunst sein, wenig zu säen und viel zu ernten. Der große und kleine Albert, das Bauerhaus 2c. lehren zwölf geheime Mittel, die Vermehrung des Korns zu bewerkstelligen, die sammt und sonders mit der Methode, Bienen aus Rindsleder zu erzeugen, und mit den Hahneneiern, woraus Basilisken hervorkriechen, in eine Kategorie gehören. Es ist ein Hirngespinnst der Landwirthe, zu glauben, daß sie die Natur zwingen müssen, mehr zu leisten, als sie vermag. Es ist grade, als wollte man ein Mittel ersinnen, kraft dessen eine Frau zehn Kinder auf einmal gebären sollte, da sie doch höchstens zwei zur Welt bringen kann. Man kann und soll weiter nichts thun, als während ihrer Schwangerschaft gehörig Sorge für sie tragen.

Die sicherste Methode, etwas mehr Korn als gewöhnlich zu ernten, besteht in der Anwendung der Säemaschine. Dies Verfahren, wobei man zugleich säet, eggt und die Saat zudeckt, beugt der Verheerung des Windes vor, der bisweilen den Samen zerstreut, und der Räuberei der Vögel, die ihn fressen. Das ist ein Vortheil, der sicher nicht zu vernachlässigen ist.

Ueberdies wird der Samen regelmäßiger vertheilt, so daß jedes Korn mehr Raum hat; es kann sich freier ausbreiten und demnach stärkere Halme und etwas mehr Aehren ansetzen. Allein die Säemaschine paßt weder für jedes Erdreich, noch für alle Landwirthe. Der Boden muß eben und nicht steinigt, und der Landmann wohlhabend sein. Eine Säemaschine kostet Geld und noch mehr kosten die oft nöthigen Reparaturen. Sie erfordert zwei Leute und ein Pferd; viele Landleute haben aber nur Ochsen. Dies nützliche Instrument

sollte von reichen Landwirthen angeschafft und benutzt, und den Armen geliehen werden.

Welchen Schutz man dem Ackerbau soll angedeihen lassen.

Wie geht es nur zu, daß der Ackerbau nur in China wahrhaft geehrt wird? Jeder europäische Staatsminister sollte die nachstehende Denkschrift aufmerksam durchlesen, obgleich sie einen Jesuiten zum Verfasser hat [1]). Nie wurde ihr im Inhalte von einem Missionär widersprochen, trotz des Handwerksneides, der diese Leute von jeher beseelte. Sie stimmt völlig mit allen andern Berichten über jenes ungeheure Reich überein.

„Zu Anfang des chinesischen Frühlings, d. h. im Monat Februar, bestimmte das mathematische Obertribunal, welches Befehl hatte, den passendsten Tag für die Zeremonie des Ackerfestes auszuwählen, als solchen den 24. des 11. Monats, und vom Tribunal der Gebräuche wurde dieser Tag dem Kaiser in einer Denkschrift angezeigt, wo es zugleich bemerkte, welche Zurüstungen seine Majestät behuf dieses Festes zu treffen habe.

„Nach der Denkschrift hat der Kaiser 1) die 12 vornehmen Männer zu ernennen, die ihn begleiten und nach ihm pflügen sollen: nämlich 3 Prinzen und 9 Präsidenten der obersten Reichskollegien. Sollte einer oder der andre dieser letztern zu alt oder schwach sein, so muß einer von dessen Beisitzern nach des Kaisers Bestimmung für ihn eintreten.

„2) Die Zeremonie besteht nicht bloß darin, daß der

---

1) Du Halde, histoire et description de la Chine.

Kaiser das Land umpflügt, um durch sein Beispiel zur Nacheiferung anzuspornen, sondern es ist auch ein Opfer damit verbunden, das er als Oberpriester dem Schang-Di darbringt, um von ihm Ueberfluß für sein Volk zu erflehen [1]). Um sich aber auf dies Opfer würdig vorzubereiten, muß er drei Tage vorher fasten, und sich in jeder Art völliger Enthaltsamkeit befleißigen. Dieselbe Vorsicht haben auch alle diejenigen zu beobachten, die zum Beistande Sr. Majestät ernannt werden, sowohl die Prinzen als die übrigen, seien es nun Kriegs- oder Friedensmandarinen.

„3) Am Tage vor der Zeremonie erwählt Se. Majestät einige Herren vom höchsten Range und sendet sie in den Ahnensaal, wo sie sich vor deren Heiligthum zu Boden werfen und ihnen, als ob sie noch am Leben wären, anzeigen [2]), daß er am folgenden Tage das große Opfer bringen werde.

„Dies ist in wenig Worten, was in der Denkschrift in Bezug auf die Person des Kaisers bemerkt war. Es zählte auch die Vorbereitungen auf, welche den verschiednen Tribunälen oblagen. Eins muß die Zurüstungen zum Opfer treffen, ein andres die Verse abfassen, die der Kaiser beim Opfer absingt, ein drittes für die Fortschaffung und Aufspannung der Zelte sorgen, worunter der Kaiser speist, wenn er ein Mahl befohlen hat, ein viertes 40 oder 50 ehrwürdige Greise, Landwirthe von Fach, berufen, um gegenwärtig zu sein, wenn der Kaiser das Land umpflügt. Man läßt auch an 40 jüngere

---

1) Widerlegt dieser Umstand allein nicht hinlänglich die im Abendlande geglaubte unsinnige Verleumdung, daß die chinesische Regierung keinen Gott anerkenne? V.

2) Das (chines.) Sprichwort sagt: Beobachtet gegen die Todten dieselben Rücksichten, als ob sie noch lebten. V.

Landleute kommen, um den Pflug herzurichten, die Stiere anzuspannen und das Saatkorn bereit zu halten. Der Kaiser säet fünf Sorten Korn, die in China für die nothwendigsten gelten, und worunter alle andern mit inbegriffen sind, nämlich Weizen, Reis, Hirse, Mais [1]) und noch eine Art Hirse, die man Leang nennt.

„Dies waren die Vorbereitungen. Am 24. Tage des Monats begab sich Se. Majestät sammt dem ganzen Hofe in Zeremonienkleidern nach dem Platze, wo dem Schang-Di das Frühlingsopfer gebracht wurde, wobei der Kaiser ihn anfleht, den Früchten der Erde Wachsthum und Gedeihen zu geben. Deshalb opfert er, ehe er die Hand an den Pflug legt.....

„Der Kaiser opferte und nach dem Opfer ging er mit den 3 Prinzen und den 9 Präsidenten, die mit ihm pflügen sollten, auf den bestimmten Acker. Mehrere Große trugen die kostbaren Kasten, worin sich das Saatkorn befand. Der ganze Hof wohnte dem Akt in tiefstem Schweigen bei. Der Kaiser faßte den Pflug und zog einige Furchen hin und zurück; nach ihm kam ein Prinz und sodann die übrigen nach einander an die Reihe.

„Nachdem der Kaiser an verschiedenen Stellen gepflügt hatte, streute er den verschiednen Samen in die Furchen. Man ackert nicht gleich das ganze Stück Land um, sondern an den folgenden Tagen bestellen Ackerleute von Fach es vollends.

„In diesem Jahre waren 44 ältere und 42 jüngere Landleute zugegen. Die Zeremonie schloß mit einer Belohnung, die der Kaiser unter sie vertheilen ließ."

---

[1]) Nicht Bohnen, wie im Original steht.

Mit diesem Bericht über eine Zeremonie, die unstreitig die schönste von allen ist, da keine andre gleichen Nutzen stiftet, muß man noch ein Edikt desselben Kaisers Jong-Tsching verbinden. Es werden darin Belohnungen und Ehrenzeichen jedem zugesagt, der unbebautes Land von 15 bis 80 Morgen an den Grenzen der Tartarei urbar macht; denn im eigentlichen China gibt es kein unbebautes Land. Wer 80 Morgen urbar macht, wird Mandarin der achten Klasse.

Was sollen unsre Fürsten in Europa thun, wenn sie von solchen Beispielen hören? „Bewundern und erröthen sollten sie, vor Allem hingehn und desgleichen thun."

N. S. Ich las vor Kurzem ein kleines Buch über Künste und Gewerbe, worin ich manches Nützliche und Interessante fand. Was aber darin vom Ackerbau steht, kommt so ziemlich mit der Art und Weise überein, wie die meisten Pariser, die nie einen Pflug gesehen, sich darüber vernehmen lassen. Der Verfasser redet von einem glücklichen Landmann, der in der reizendsten und fruchtbarsten Gegend auf Erden ein Grundstück bestellte und das hundertste Korn davon erntete.

Er wußte also nicht, daß ein Acker, der nur das hundertste Korn eintrüge, nicht blos keine einzige der Bestellungskosten decken, sondern den Besitzer auf immer zu Grunde richten würde. Soll ein Landgut einen nur mäßigen Gewinn abwerfen, so muß es wenigstens das fünfhundertste Korn tragen. Glückliche Pariser, genießt die Früchte unsres Fleißes und macht eure Glossen über die komische Oper!

Ueber das Korn.

(Dictionnaire philosophique.)

Erster Abschnitt.

Ursprung der französischen Benennung und der Sache.

Man müßte ein übertriebener Skeptiker sein, um zu bezweifeln, daß das französische pain von dem lateinischen panis herstammt. Um aber Brod zu bereiten, muß man erst Korn haben. Die Gallier hatten unstreitig zu Cäsars Zeit Getreide; woher aber nahmen sie oder ihre Nachkommen das Wort Blé? Man will es von bladum herleiten, einem Worte, das der barbarischen Latinität des Mittelalters angehört und unter anderm bei dem Kanzler Desvignes oder de Vineis vorkommt, dem, wie es heißt, Kaiser Friedrich II. die Augen ausstechen ließ.

Allein die lateinischen Worte jener barbarischen Jahrhunderte waren nur latinisirte altceltische oder deutsche Worte. Bladum wurde demnach aus unserm Blead gebildet und nicht umgekehrt. Die Italiener sagten Biada und in den Ländern, wo die altromanische Sprache sich erhielt, heißt es noch jetzt Blia.

Dies zu wissen ist an sich von keinem sonderlichen Nutzen; allein man wüßte doch gern, woher die Gallier und die Deutschen Korn genommen hatten, um es zu säen? Man entgegnet, die Tyrier hätten es nach Spanien, die Spanier nach Gallien und die Gallier nach Germanien gebracht. Wo hatten aber die Tyrier dies Korn hergenommen? Sie verdankten es wahrscheinlich den Griechen, von denen sie es wahrscheinlich gegen ihr Alphabet eingetauscht hatten.

Wer hatte denn nun die Griechen damit beschenkt? Die

Demeter ohne Zweifel, und wenn man bis auf sie zurückgegangen ist, kann man nicht weiter mehr gehen. Demeter muß sich eigens vom Himmel herabgelassen haben, um uns mit Weizen, Roggen, Gerste ꝛc. zu versehen.

Da nun aber das Ansehen der Demeter, die den Griechen das Getreide mittheilte, so wie jenes der Isis, welche die Aegypter damit begnadigte, heutzutage beträchtlich gesunken ist, bleiben wir immer in Ungewißheit über den wahren Ursprung des Korns.

Sanchuniathon versichert, in Phönizien habe Dagon, ein Enkel des Thaaut, die Oberaufsicht über das Getreidewesen geführt. Thaaut aber muß etwa zur Zeit unsers Jared gelebt haben, woraus sich ergibt, daß das Korn sehr alt, daß es eben so alt, wie das Kraut ist. Vielleicht war dieser Dagon der erste, der Brod backte, doch ist dies freilich nicht erwiesen.

Es ist merkwürdig! wir wissen ganz genau, daß wir den Wein Noah verdanken, wer uns aber mit dem Korn begabte, ist uns unbekannt. Und was noch merkwürdiger ist, wir sind gegen den Noah so undankbar, daß auf 2000 Lieder zum Lobe des Bacchus kaum eins zu Ehren unsers Wohlthäters Noah kommt.

Ein Jude betheuerte mir, das Korn wachse in Mesopotamien wild, wie Aepfel, Holzbirnen, Kastanien und Mispeln in den Abendländern. Ich will es glauben, bis man mir das Gegentheil beweist, denn irgendwo muß das Korn doch am Ende wachsen; es ist unter den schönsten Himmelsstrichen und im ganzen Norden zum gewöhnlichen und unentbehrlichen Nahrungsmittel geworden.

Große Philosophen, deren Scharfsinn wir hoch achten, ohne uns zu ihren Systemen zu bekennen, behaupten in der

Naturgeschichte des Hundes S. 195, die Menschen hätten das Korn fabrizirt; unsre Väter hätten so lange Trespen und Quecken durcheinander gesäet, bis Weizen daraus geworden sei. Da diese Philosophen unsre Meinung über die Muscheln nicht theilen, mögen sie uns erlauben, ihrer Ansicht über das Korn nicht beizutreten. Wir glauben nun und nimmer, daß man aus Jasmin Tulpen ziehen kann. Wir finden den Keim des Korns durchaus verschieden von dem der Trespe und glauben an keine Verwandlung, so lange man uns nicht durch den Augenschein überführt.

Wir sahen in dem Artikel über die Brodfrucht, daß man nicht in allen Welttheilen Brod ißt[1]). Man behauptet, die

---

[1]) Die betreffende Stelle lautet: ,,Es ist eine ausgemachte Sache, daß das Brod keineswegs in dem größten Theile der Welt die Hauptnahrung ausmacht. Fast in ganz Amerika lebt man von Mais und Kassaven. Wir haben ganze Provinzen, wo die Bauern nur Brod von Kastanien essen, welches nahrhafter und schmackhafter ist als das Roggen= und Gerstenbrod, wovon so viele Leute leben, und weit besser, als das Kommisbrod, das man den Soldaten gibt. Im südlichen Afrika weiß man nichts von Brod. Der unermeßliche indische Archipel, Siam, Laos, Pegu, Kochinchina, Tonkin, ein Theil von China, Japan, die Küsten Malabar und Koromandel und die Ufer des Ganges erzeugen einen Reis, dessen Kultur viel leichter ist, als die des Weizens, und daher die Vernachlässigung des letztern zur Folge hat. Auf einer Landstrecke von 800 Meilen längs der Küste des Eismeers ist das Korn durchaus unbekannt. Dies Nahrungsmittel, woran wir einmal gewöhnt sind, ist bei uns von so hohem Werth, daß schon die bloße Furcht, Mangel daran zu leiden, unter den friedfertigsten Völkern Empörungen erregt. Der Kornhandel ist überall einer der wichtigsten Gegenstände der Verwaltung; das Korn ist ein Theil unsres Seins und gleichwohl verschwendet man bisweilen dies hochwichtige Nahrungsmittel auf die albernste Weise. So brauchen z. B. die Stärkehändler das beste Mehl, um die Haare unsrer Damen und jungen Herren mit Puder zu bestreuen ꝛc.''

Aethiopier machten sich über die Aegypter lustig, weil sie vom Brod lebten. Da es aber nun einmal unsre Hauptnahrung ist, wurde das Korn bei uns zu einem der wichtigsten Gegenstände des Handels und der Staatskunst. Man hat über diesen Artikel so viel geschrieben, daß ein Bauer, der so viel gutes Korn säete, als wir Bände über diese Waare besitzen, auf die überflüssigste Ernte hoffen und reicher werden könnte, als alle die Herren, die in ihren überfirnißten und vergoldeten Prunkzimmern sich von dem Uebermaß seiner Mühe und seines Elends keinen Begriff machen.

Zweiter Abschnitt.

Reichthum des Korns.

Sobald man anfängt, etwas in die Staatsökonomie zu pfuschen, macht man es wie alle die Nachbarn und Gevatterinnen in unsrer Straße: „Wie viel hat er zu verzehren? wie lebt er? wie viel bekommt wohl seine Tochter zur Mitgift?" So fragt man in Europa: „Wächst in Deutschland mehr Korn oder in Frankreich? Hält England reichere Ernten, als Spanien? Gibt das polnische Korn so viel Mehl als das sizilianische?" Die Hauptfrage ist die, ob ein ausschließlich Ackerbau treibendes Land reicher ist, als ein ausschließlich Handel treibendes?

Die Vorzüge des Kornlandes sind in einem an Umfang kleinen, aber dafür desto inhaltreichern Buche von Melon dargethan, dem ersten Manne, der nach der allgemeinen Tollheit des Law'schen Systems etwas Gescheidtes in Frankreich drucken ließ. Melon blieb nicht frei von Irrthümern, die von andern einsichtsvollen Schriftstellern aufgedeckt wurden, von Schrift-

stellern, für deren eigene Irrthümer dann auch die Berichtigung nicht ausblieb. In Erwartung, auch die meinigen berichtigt zu sehen, bemerke ich, was folgt.

Aegypten wurde erst dann das ergiebigste Kornland der alten Welt, als nach einer Reihe von Jahrhunderten, die es schwer halten möchte genau zu berechnen, die Einwohner Mittel fanden, einen zerstörenden Strom, der von jeher das Land überschwemmt hatte und nur den Ratten, Insekten, Schlangen und Krokodillen ersprießlich war, der Fruchtbarkeit des Erdreichs dienstbar zu machen. Nicht einmal zur Stillung des Durstes oder zum Bade war sein mit schwarzem Schlamm vermischtes Wasser tauglich. Es bedurfte unsäglicher Arbeit und wohl vieler Jahrhunderte, um des Flusses Herr zu werden, ihn in Kanäle abzuleiten, Städte auf einem früher wankenden Boden zu gründen und Felshöhlen in geräumige Wohnungen zu verwandeln.

Dies Alles verdient gewiß mehr Bewundrung als die Pyramiden. Nachdem Alles geschehen war, konnte das Volk Jahr aus Jahr ein auf reichliche Nahrung und zwar auf das schönste Korn von der Welt rechnen, ohne daß es fast nöthig hatte zu arbeiten. Es konnte jetzt Geflügel ziehen und mästen, mit dem sich kaum die Pommerschen Gänse messen könnten. Es kleidete sich unter dem gemäßigsten Himmelsstrich in die schönste Leinwand. Es hatte also kaum eines von den Bedürfnissen der andern Völker.

Seine Nachbarn die Araber dagegen ernten nicht einen Sester Korn von der Wüste, zwischen dem See von Sodom und Jerusalem, bis nahe an den Euphrat, bis nach Yemen und dem Lande Gad, mithin auf einem Landstrich viermal so groß als Aegypten. Sie sprechen: „Wir haben Nachbarn, denen es an nichts Nothwendigem fehlt; wir wollen nach In-

dien gehen, um das Ueberflüssige für sie herbeizuschaffen; wir wollen ihnen Zucker, Gewürze, Spezereien und Seltenheiten bringen; wir wollen die Lieferanten ihrer Launen und Gelüste sein und sie sollen uns Mehl dafür geben.“ Ebenso sprechen sie von ihren nördlichen Nachbarn, den Babyloniern. Sie geben die Mäkler dieser beiden reichen Nazionen ab, die Ueberfluß an Korn haben; und indem sie ihnen beständig dienen, bleiben sie fortwährend arm. Memphis und Babylon schwelgen im Genuß, und die Araber sind ihre ergebenen Diener. Das Kornland bleibt immer das allein reiche; sein Ueberfluß an Weizen verschafft ihm Metalle, Gewürze und alle Producte des Kunstfleißes. Der Besitzer des Korns kann immer jenem, dem es an Brod fehlt, Gesetze vorschreiben, und Midas hätte einem pikardischen Landwirth all sein Gold abgetreten.

Die Niederlande scheinen hiervon heutzutage eine Ausnahme zu machen, aber es scheint auch nur so. Der Wechsel, dem diese Welt unterworfen ist, hat eine so merkwürdige Umwälzung aller Verhältnisse herbeigeführt, daß die Bewohner eines Morastes, zugleich vom Ozean bedroht, der sie ersäufen, und von der Inquisizion, die sie verbrennen wollte, nach dem andern Ende der Welt gingen, um dort Inseln in Besitz zu nehmen, welche Gewürze und Spezereien erzeugen, diese für die Reichen eben so nothwendig gewordene Waare, wie das Brod es für die Armen ist. Die Araber verkauften Myrrhen, Balsam und Perlen in Memphis und Babylon; die Holländer verkaufen in Europa und Asien alles Mögliche, und bestimmen den Preis nach Belieben.

Sie haben kein Korn, sagt ihr; ich sage aber, sie haben mehr, als England und Frankreich. Wer ist in Wahrheit der Besitzer des Korns? Der Kaufmann, der es von

dem Landmann kauft. Nicht der einfache Bauer in Chaldäa oder Aegypten war es, der mit seinem Weizen sonderliche Geschäfte machte, sondern der kluge chaldäische und ägyptische Kaufmann, der ihn aufspeicherte und den Arabern verkaufte. Er bezog dafür Gewürze, Perlen, Rubinen, die er dann theuer wieder an die Reichen verhandelte. So macht es der Holländer; er kauft und verkauft überall; für ihn gibt es keine schlechte Ernte; nie wird er für baar Geld denen, die kein Mehl haben, seinen Beistand versagen.

Wenn drei oder vier verständige, unabhängige, mäßige Kaufleute, die keiner Erpressung ausgesetzt, und von jeder Furcht frei sind, sich an einem Hafenorte niederlassen; wenn ihre Schiffe gut sind, wenn ihre Mannschaft sich mit Käse und Dünnbier begnügt, wenn sie in Danzig und Tunis das Getreide zu niedrigen Preisen aufkaufen, wenn sie es endlich aufzubewahren und die Zeit abzuwarten verstehen, so werden sie genau eben so gute Geschäfte machen, wie die Holländer.

Dritter Abschnitt.

Geschichte des Korns in Frankreich.

Zur Zeit der alten Könige oder vielleicht der alten barbarischen Anarchie legte ein Oberherr oder Tetrarch von Soissons den Landleuten, den Dreschern und den Müllern so übermäßige Steuern auf, daß Jedermann davon ging und ihn allein ohne Brod nach Belieben regieren ließ [1]).

Wie fing man es an, um Korn zu bekommen, als

[1]) Es war ein gewisser Chilperich und die Geschichte passirte im J. 562.

die Normannen, die daheim keins hatten, Frankreich und England ausplünderten, und die Lehnsfehden das Land vollends zu Grunde richteten? als zu diesen Räubereien sich noch die Einfälle der Engländer gesellten, als Eduard III. die Ernten Philipp's VI. von Valois und Heinrich V. die Karl's VI. verwüsteten? als die Heere Kaiser Karl's V. und Heinrich's VIII. in der Pikardie hausten? zur Zeit endlich, als fromme Katholiken und gute Protestanten das unreife Korn abmähten und Väter, Mütter und Kinder erwürgten, um zu entscheiden, ob man Sonntags gesäuertes oder ungesäuertes Brod essen solle?

Wie man es machte? Das Volk aß sich nicht halb satt; man ernährte sich auf die kümmerlichste Weise; man verschmachtete im Elend; die Bevölkerung war sehr schwach; ganze Städte waren verödet.

Demungeachtet gibt es noch sogenannte Geschichtschreiber, die kühn einander nachbeten, daß Frankreich zur Zeit der Bartholomäusnacht 29 Millionen Einwohner zählte.

Auf diese Rechnung stützte ohne Zweifel der Abbé de Caveirac seine Rechtfertigung der Bartholomäusnacht. Ihm galt die Niedermetzelung von etwa 70,000 Menschen in einem damals so blühenden Reiche mit 29 Millionen Einwohnern, die im Ueberfluß schwammen, für eine Kleinigkeit.

In Wahrheit aber hatte Frankreich damals wenig Menschen und wenig Korn, und befand sich so gut wie Deutschland in der allererbärmlichsten Lage.

Unter der kurzen und friedlichen Regierung Heinrich's IV. endlich, während Sully's sparsamer Verwaltung, im J. 1597 hielten die Franzosen eine reiche Ernte, ein Glücksfall, den noch keiner unter der damaligen Generazion erlebt hatte. Sogleich verkauften sie ihr sämmtliches Korn ins Ausland, das keine so glückliche Ernten gehalten hatte, indem sie nicht daran

zweifelten, daß die nächstfolgende noch besser ausfallen werde. Sie fiel aber sehr schlecht aus. Das Volk befand sich jetzt in dem Falle der Fräulein Bernard, die ihre Hemden und Betttücher verkauft hatte, um ein Halsband zu kaufen; sie mußte ihr Halsband mit Verlust wieder losschlagen, um Betttücher und Hemden zu bekommen. Dem französischen Volke ging es noch übler. Es mußte das nämliche Korn, das es um einen mäßigen Preis verkauft hatte, theuer wieder kaufen.

Um einer solchen Unvorsichtigkeit und einem solchen Unglück für die Zukunft vorzubeugen, verbot die Regierung die Kornausfuhr und dies Gesetz wurde nicht widerrufen. Wohl aber wurde es unter Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. nicht blos oft umgangen, sondern die Regierung selbst ertheilte, wenn sie sich überzeugt hatte, daß die Speicher wohlgefüllt waren, je nach der Rechnung, die man ihr über den Ertrag der Provinzen ablegte, oft spezielle Erlaubniß zur Kornausfuhr und erregte dadurch nicht selten das Mißvergnügen des Volks. Die Kornhändler wurden als Monopolisten, die eine Provinz in Hungersnoth stürzen wollten, verabscheut. Trat Theurung ein, so zog sie jedesmal Meutereien nach sich. Man war immer eher geneigt, sie auf Rechnung der Regierung, als auf zu große Dürre oder Nässe zu schreiben [1]).

Indessen fehlte es, ein Jahr ins andre gerechnet, Frankreich

---

[1]) Hieran war aber nur die Regierung schuld, indem sie sich überhaupt anmaßte, Verordnungen über den Kornhandel zu erlassen. Sie berechtigte dadurch das Volk, ihr die Theurung, worunter es litt, aufzubürden. Das einzige Mittel, letzterer vorzubeugen, besteht darin, daß man durch die vollkommenste Freiheit den Handel aufmuntert und die Aufspeicherung des Getreides begünstigt, das Volk aufzuklären und das Vorurtheil seines Abscheus gegen die Kornhändler zu beseitigen sucht. E.

nicht an hinreichender Nahrung und bisweilen hatte man selbst genug Korn übrig, um es zu verkaufen. Man klagte beständig, und das ist auch ganz zweckmäßig, um nicht allzu arg geschunden zu werden; gleichwohl befand sich Frankreich seit dem pyrenäischen Frieden (1661) bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts auf dem Gipfel seiner Größe. Nicht der Verkauf seines Korns machte es so mächtig, sondern der Handel mit seinem trefflichen Burgunderwein, mit seinen gebrannten Wassern im ganzen Norden, mit seinem Oel, mit seinen Früchten, seinem Salz, seiner Leinwand und seinen Tüchern, mit den herrlichen Seidenstoffen von Lyon und selbst von Tours, mit seinen Bändern und seinen Modewaaren aller Art, kurz mit allen Erzeugnissen seiner fortgeschrittenen Industrie. Das Land ist so gut und das Volk so arbeitsam, daß selbst der Widerruf des Edikts von Nantes es nicht zu Grunde zu richten vermochte. Es gibt vielleicht keinen schlagendern Beweis der ihm inwohnenden Kraft.

Das Korn blieb immer wohlfeil und folglich auch der Tagelohn; der Handel blühte und beständig lamentirte man über die schlechten Zeiten.

Die Nazion verschmachtete nicht in der furchtbaren Theurung von 1709; sie schien freilich in den letzten Zügen zu liegen, kam aber doch mit einem blauen Auge davon. Wir sprechen hier nur vom Korn, woran man gänzlichen Mangel litt; die Franzosen mußten es sogar von ihren Feinden kaufen; die Holländer allein lieferten ihnen eben so viel, wie die Türken.

Welches Mißgeschick Frankreich im Uebrigen erdulden oder welcher Glücksfälle es sich erfreuen mochte, sei es, daß die Weinstöcke erfroren oder so viele Trauben trugen, wie im himmlischen Jerusalem: die Kornpreise blieben sich immer

ziemlich gleich; und ein Jahr ins andre gerechnet, konnte man immer seit der Zeit Karl's des Großen mit einem Sester Korn vier Paar Schuhe bezahlen [1]).

Um 1750 war die Nazion mit Versen aller Art, Tragödien, Komödien und Opern, mit Romanen, romanhaften Geschichtsbüchern, noch romanhaftern moralischen Betrachtungen und theologischen Zänkereien über die Gnade und über die Verzückungen der Jansenisten dergestalt übersättigt, daß sie endlich darauf verfiel, Betrachtungen über das Korn anzustellen.

Man vergaß sogar den Wein, um nur von Weizen und Roggen zu sprechen. Man schrieb manches Gute über den Ackerbau und Jedermann las es, nur die Landleute nicht. Man erinnerte sich, wenn man aus der komischen Oper kam, daß Frankreich ungeheuer viel Korn über habe, und endlich im J. 1764 gab die Regierung auf das Geschrei der Nazion die Ausfuhr frei [2]).

Nun führte man aus und es ging just so, wie zur Zeit Heinrichs IV. Man verkaufte ein wenig zu viel. Es kam ein unfruchtbares Jahr und zum zweitenmal mußte Fräulein Bernard ihr Halsband verkaufen, um sich Betttücher und Hemden zu verschaffen. Nun verfielen einige der Beschwerdeführer aus einem Extrem ins andre. Sie eiferten gegen die Ausfuhr,

---

[1]) Zwischen einem Jahre und dem andern aber findet oft ein ungeheurer Unterschied statt, und das eben verursacht die Noth des Volks, da der Arbeitslohn nicht in demselben Verhältniß steigt. C.

[2]) Diese Freiheit war nur beschränkt; es ging nur sehr wenig Korn aus dem Lande und bald machten die schlechten Ernten jede Ausfuhr unmöglich. Aus einer völligen Freiheit der Ausfuhr würden zwei sehr gute Folgen hervorgehen: Aufmunterung des Landbau's und minder schwankende Kornpreise. C.

die sie erst verlangt hatten, woraus zu ersehen, wie schwer es hält, es Jedermann und seinem Vater recht zu machen.

Sehr geistreiche, wohlmeinende und uneigennützige Leute hatten sich mit eben so viel Scharfsinn als Muth für die unbeschränkte Freiheit des Kornhandels erklärt. Andre dagegen, die mit eben so viel Geist eben so reine Absichten verbanden, empfahlen eine Beschränkung dieser Freiheit; und der Abbé Gagliani, ein Neapolitaner, machte die Kornausfuhr zu einem Gegenstande der Unterhaltung für die Franzosen. Er verstand es, und noch dazu in französischer Sprache, Dialoge darüber zu schreiben, die so anziehend sind, wie unsre besten Romane, und so lehrreich, wie unsre besten wissenschaftlichen Bücher. Wenn auch sein Werk das Brod nicht wohlfeiler machte, so machte es doch der Nazion das größte Vergnügen, was vielleicht noch weit mehr sagen will. Die Anhänger der unbeschränkten Ausfuhr antworteten ihm nachdrücklich. Das Ende vom Liede war, daß die Leser nicht mehr wußten, was sie von der Sache halten sollten. Die meisten fingen wieder an Romane zu lesen, und warteten, bis 3 oder 4 gute Jahre hinter einander sie in Stand setzen würden, ein Urtheil zu fällen. Die Damen konnten nach wie vor keinen Weizen von Roggen unterscheiden, und die Pfarrgehülfen glaubten nach wie vor, das Korn müsse in der Erde sterben und verwesen, um zu keimen.

Vierter Abschnitt.

Ueber das Getreidewesen in England.

Die Engländer waren bis zum 17. Jahrhundert mehr ein Jäger- und Hirtenvolk, als eine ackerbautreibende Nazion. Die Hälfte von ihnen ritt, im flachen Sattel sitzend, die Trense

in der Hand, auf die Fuchsjagd; die übrigen waren Schafzüchter und Wollfabrikanten. Die Sitze der Pair's bestehen noch jetzt in dicken Wollsäcken, um sie beständig daran zu erinnern, welchen Schutz sie der vornehmsten Waare des Reichs schuldig sind. Erst zur Zeit der Wiederherstellung der Stuarts wurden sie nach und nach aufmerksam darauf, daß sie auch treffliches Kornland besaßen. Bisher hatten sie nur so viel Land bestellt, als für ihre eignen Bedürfniße ausreichte. Drei Viertel der Bevölkerung Irlands lebten von Kartoffeln, die sie Patatoes und die Franzosen damals Topinambous und später Pommes de terre nannten. Halb Schottland kannte kein Korn. Es war damals ein ganz artiges englisches Sprichwort im Schwunge, das in einer Uebersetzung etwa lauten würde:

Wär' Vater Adam in Schottland geboren,
Er hätte sein Paradies nicht verloren.
Gott hätt ihn verdammt, daheim zu bleiben,
Statt in die Welt ihn hinaus zu treiben.

England war das einzige der drei Königreiche, wo man einiges Land urbar machte, doch in unbedeutender Quantität. Freilich essen diese Insulaner so viel Fleisch und Gemüse und so wenig Brod als möglich. Der Tagelöhner in Auvergne und Limousin verschlingt vier Pfund Brod, das er in Wasser tunkt, während der englische Arbeiter kaum eins mit Käse ißt und dabei ein eben so nahrhaftes, als widerlich schmeckendes Bier trinkt, wobei er dick und fett wird.

Man kann hierbei noch in allem Ernst die ungeheure Menge Mehl in Anschlag bringen, welche die Franzosen lange Zeit in ihre Haare streuten. Sie trugen entsetzliche Perücken, die sich einen halben Fuß hoch über die Stirn erhoben und bis auf die Hüften herabreichten. Mit einem Pfunde Kraftmehl

puderten sie ein Pfund fremder Haare, die unter ihrem Wust den Oberkörper eines kleinen Mannes völlig versteckten; so daß man in einem Possenspiel, wo ein Gesanglehrer und moderner Zierbengel, Herr von Seufzern, auf dem Theater seine Perrücke schüttelte, eine Viertelstunde lang in eine Puderwolke gehüllt war. Diese Mode wurde freilich auch in England mitgemacht, doch die Engländer gingen sparsamer mit dem Mehl um.

Um nun zur Sache selbst zu kommen, muß man wissen, daß im ersten Regierungsjahr Wilhelms und Mariens, 1689, eine Parlamentsakte jedem, der Korn und selbst schlechten Kornbranntwein auf englischen Schiffen ausführen würde, eine Gratifikazion bewilligte.

Wir wollen sehen, was es mit dieser, der Schifffahrt und dem Landbau im gleichen Maße günstigen Akte für eine Bewandtniß hat [1]).

Wenn ein Quarter Weizen, was so viel ist als 24 Pariser Scheffel, nach dem Marktpreise in England nicht mehr

---

[1]) Diese Prämie konnte keine andre Wirkung haben, als daß sie das Korn höher im Preise hielt, als die Natur es mit sich brachte. Betrachtet man sie rücksichtlich ihres Verhältnisses zum Landbau, so findet man, daß sie bezweckt, demselben mehr Grund und Boden zuzuwenden, als man sonst bestellen würde. Dies ist aber für einen wahren Verlust zu rechnen, weil man aus dem nämlichen Boden Erzeugnisse von größerm Werth gewinnen könnte. Die Begünstigung des Getreidebaus auf Kosten andrer Zweige der Kultur des Bodens ist nur in Ländern zu billigen, wo die durchschnittliche Jahresernte nicht zur Ernährung des Volkes ausreicht, weil es ein Unglück für ein Volk wäre, nicht in Absicht auf das unentbehrlichste Nahrungsmittel von andern unabhängig zu sein, — wenigstens so lange als die merkantilen Vorurtheile bestehen. C.

als 2 Pfund Sterling 8 Schilling galt, so zahlte die Regierung dem, der ihn ausführte, 5 Schilling, d. i. 6 französische Livres; für die Ausfuhr des Weizens, wenn er nur ein Pfund Sterling 12 Schill. kostete, gab man eine Gratifikazion von 3 Schill. 6 Pence, oder 3 Livres 12 Sous nach französischem Gelde, und so in allem Uebrigen ziemlich genau nach demselben Verhältniß.

Stiegen die Kornpreise, so fand keine Gratifikazion statt, und wurde das Getreide theuer, so war die Ausfuhr nicht erlaubt. Diese Einrichtung erlitt einige Veränderungen; es ergab sich aber daraus ein unermeßlicher Gewinn. Nach einem, 1751 dem Unterhause vorgelegten Extrakt über die Kornausfuhr, hatte England in 5 Jahren den andern Nazionen für 7,405,786 Pfund Sterling oder nach französischem Gelde für 170,333,078 Livres Getreide verkauft. Und von dieser Summe, die England in 5 Jahren aus Europa zog, zahlte Frankreich allein etwa 10 $^{1}/_{2}$ Million.

England verdankte sein Glück seinem Ackerbau, den es zu lange vernachlässigt hatte; allein es verdankte dasselbe auch seinem Erdreich. Je mehr sein Grund und Boden einbrachte, um so mehr verbesserte er sich fortwährend. Mit jedem Jahre hatte man mehr Pferde, Rindvieh und Dünger. Ja man behauptet, eine reichliche Ernte könne England auf fünf Jahre mit hinreichender Nahrung versehen, während eine gleiche Ernte Frankreich höchstens zwei Jahre ernähren könnte.

Frankreich hat aber auch beinahe doppelt so viel Einwohner; und in diesem Betracht ist England nur um ein Fünftel reicher an Korn, um halb so viel Menschen satt zu machen — ein Vorzug, der durch andre Handelsartikel und durch die Manufakturen Frankreichs reichlich aufgewogen wird.

Fünfter Abschnitt.

Kurzer Bericht über die andern Länder.

Deutschland befindet sich in gleichem Verhältniß wie Frankreich. Es hat Provinzen, die reich an Korn und wieder andre, die unfruchtbar sind. Die Länder zunächst dem Rhein und der Donau und Böhmen sind die ergiebigsten. Bedeutender Kornhandel wird nur im Innern getrieben.

Die Türkei hat nie Mangel an Korn uud verkauft nur wenig. In Spanien fehlt es bisweilen und wird nie ausgeführt. Die afrikanischen Küsten haben zur Genüge und handeln auch damit. In Polen ist immer reichlicher Vorrath, der aber das Land nicht reicher macht.

Die südlichen Provinzen Rußlands haben Ueberfluß an Korn. Man schafft es mit großer Mühe in die nördlichen und könnte über Riga einen bedeutenden Handel damit treiben.

Schweden baut Weizen nur in der Provinz Schonen, sonst nur Roggen, und in den nördlichen Provinzen nichts. Dänemark hat nur wenig Korn und Schottland noch weniger.

Flandern und Brabant sind gesegnete Länder.

In Italien ist die ganze Umgebung Roms von Viterbo bis nach Terracina dürr und unfruchtbar. Das Gebiet von Bologna, das die Päpste zu sich nahmen, weil es ihnen so bequem lag, ist fast die einzige Provinz, woraus sie Brodkorn in reichlicher Menge beziehen.

Die Venezianer haben von eignem Gewächs kaum genug für die dringendste Nothdurft und müssen oft in Konstantinopel einen Ferman, das ist, die Erlaubniß zu essen, kaufen. Ihr Feind und Ueberwinder versieht sie mit Nahrung.

Mailand ist das gelobte Land, angenommen, daß es im gelobten Lande Weizen gab.

Sicilien bewährt sich immer noch als Lieblingsland der Ceres; doch behauptet man, es sei mit dem Ackerbau dort nicht mehr so gut bestellt, als zur Zeit Hiero's, der den Römern so viel Korn sandte. Das Königreich Neapel ist lange nicht so fruchtbar, wie Sizilien, und wird trotz des heiligen Januar nicht selten von Theurung heimgesucht.

Piemont ist eins der besten Länder. Savoyen war von jeher arm und wird es ewig bleiben.

Die Schweiz ist nicht viel reicher. Sie hat wenig Weizen und in einigen Kantonen fehlt er ganz.

Ein Kornhändler kann sich diese kurze Uebersicht zur Richtschnur dienen lassen. Er ist verloren, wenn er nicht über die Ernte des Jahrs und das Bedürfniß des Augenblicks die genausten Nachrichten einzieht.

Moral:

Befolge Horazen's Regel: habe immer auf ein Jahr Korn vorräthig; provisae frugis in annum (Epp. I, 18, vs. 109.)

Ueber Verbesserung der Landwirthschaft.

(Dictionnaire philosophique.)

Erster Abschnitt.

1. Ich gebe hier nur allgemeine Ansichten über die Verbesserung der Landwirthschaft. Ich lasse mich nicht darauf ein, zu untersuchen, wann man in den Pyrenäen und wann man in Flandern Steckrüben säen muß. Jeder Bauer versteht sich auf

diese Einzelheiten besser, als alle Lehrer und alle Bücher. Ich untersuche nicht die ein und zwanzig verschiednen Methoden, das Korn zu vervielfältigen, worunter nicht eine einzige ihren Zweck erreicht; denn die Vermehrung der Keime hängt nicht von der Zubereitung der Samenkörner, sondern von der des Erdreichs ab. Es ist mit dem Korn, wie mit allen andern Früchten: mag man einen Pfirsichkern noch so lange in Lauge oder Salzwasser legen, gute Pfirsichen bekommt man nur, wenn man einen vor der Witterung geschützten Platz und den geeigneten Boden zur Anpflanzung wählt.

2. In der ganzen gemäßigten Zone gibt es gute, mittelmäßige und schlechte Landstriche. Das einzige Mittel, die guten noch besser, die mittelmäßigen etwas fruchtbarer und auch die schlechten wenigstens einigermaßen ergiebig zu machen, besteht vielleicht darin, daß die Besitzer der Landgüter sie selbst bewohnen.

Die mittelmäßigen und besonders die schlechten Ländereien werden bei der Verwaltung durch Pächter nie besser werden, da diese weder Fähigkeit noch guten Willen besitzen, sie zu verbessern. Sie pachten sie zu niedrigem Preise, gewinnen sehr wenig daran und lassen das Land in schlechterm Stande, als worin sie es übernommen haben.

3. Es bedarf bedeutender Auslagen, um weitläuftige Grundstücke in bessern Stand zu setzen. Der Verfasser dieser Bruchstücke fand in einem sehr schlechten Lande eine weite Strecke unbebauter Felder, deren Besitzer Bauern waren. Er sagte diesen: „Kraft des Heimfallrechts könnte ich dies Land zu meinem Vortheil anbauen; ich will es aber auf meine Kosten für euch und mich urbar machen. Sobald ich die Heidestrecke in Weideland verwandelt haben werde, wollen wir

Vieh darauf mästen. Unser kleiner Bezirk wird dann wohlhabender und menschenreicher werden."

Eben so verhält es sich mit den Morästen, die über so viele Gegenden Unfruchtbarkeit und ungesunde Luft verbreiten. Nur die Grundherren können diesen Feinden des Menschengeschlechts mit Erfolg entgegen arbeiten. Sind aber die Moräste zu groß, so ist nur die Landesregierung mächtig genug zu solchen Unternehmungen. Sie kann dadurch mehr gewinnen, als durch einen Krieg.

4. Noch eine geraume Zeit lang werden nur die Gutsbesitzer im Stande sein, von der Säemaschine Gebrauch zu machen. Dies Instrument ist kostspielig und bedarf häufiger Reparaturen. Kein Handwerker auf dem Lande ist im Stande, sie zu verfertigen; kein Bauer befaßt sich damit. Und wenn man ihm eine gibt, so knausert er mit dem Samen und wird doch nur eine mäßige Ernte halten.

Gleichwohl erspart dies Instrument, auf die rechte Art angewandt, ungefähr den dritten Theil der Aussaat, und muß folglich das Land um ein Drittel reicher machen; das ist die wahre Vermehrung. Es ist also von wesentlichem Belang, den Gebrauch desselben einzuführen, aber wie gesagt, noch lange Zeit werden nur die Reichen es anwenden können.

5. Reiche Gutsbesitzer können auch die Ausgabe für eine Siebwanne bestreiten, die, wenn sie in gutem Stande ist, viele Arme und viel Zeit erspart. Kurz, es leuchtet ein, daß, wenn das Land nicht so viel aufbringt, als es aufbringen könnte, der Grund darin liegt, daß unbemittelte Bauern nicht im Stande sind, die nöthigen Auslagen zu machen. Der Ackerbau ist eine wahre Fabrik, und um eine solche in Flor zu bringen, muß der Unternehmer reich sein.

6. Die vermeinte Gleichheit der Menschen, eine Mode-

phrase im Munde einiger neuern Sophisten ist ein verderbliches Hirngespinnst. Ständen einem Herrn nicht 30 Arbeiter zur Verfügung, so würde das Land unbebaut bleiben. Wer eine Hufe Landes besitzt, bedarf zweier Knechte und mehrer Taglöhner. Je mehr Menschen es gibt, die kein andres Eigenthum als ihre Arme haben, um so höher werden die Grundstücke im Werthe stehen. Um aber die Arme auf eine ersprießliche Weise in Thätigkeit zu setzen, müssen die Grundherren an Ort und Stelle sein[1]).

7. Ein Grundherr, der seine Ländereien unter seinen Augen bestellen läßt, darf nicht darauf rechnen, sich ein Vermögen zu machen, wie ein Hospitalunternehmer oder ein Armenlieferant, wohl aber kann er im anständigsten Ueberflusse leben.

8. Scheut er nicht die Ausgabe für einen Hengst von guter Raçe, so hat er nach vier Jahren schöne Pferde, die ihm nichts kosten; er gewinnt dabei und der Staat nicht minder.

Sieht sich der Pächter unglücklicher Weise genöthigt, alle Kälber und Färsen zu verkaufen, um den König und seinen

---

[1]) Die Frage, ob ein Grundstück von bedeutendem Umfange, wenn es von einem einzigen Eigenthümer bestellt wird, einen größern oder geringern Roh- oder Reinertrag liefert, als bei der Vertheilung in kleine Porzionen, deren jede von ihrem Besitzer bebaut wird, ist noch nicht vollständig gelöst. Im Allgemeinen freilich ist es richtig, daß man sich in jeder Fabrik sowohl hinsichtlich der Kostenersparniß als der zu erzielenden Vollkommenheit der Arbeit um so besser steht, unter je mehr Arbeiter man letztere und zwar so vertheilt, daß jeder immer nur mit einer und derselben Sache beschäftigt ist. Allein bis zu welchem Punkt läßt sich dies Prinzip auf den Ackerbau anwenden, oder, allgemeiner gesprochen auf eine Kunst, deren sukzessive Verrichtungen gewissen Perioden, der Ordnung der Jahreszeiten, unterworfen sind? C.

Gutsherrn bezahlen zu können, so zieht letzterer die Färsen und einige Kälber auf. Nach drei Jahren hat er ohne Kosten ansehnliche Heerden. Alle diese ins Einzelne gehenden Maßregeln sind eben so unterhaltend, als vortheilhaft. Der Geschmack an solchen Beschäftigungen nimmt mit jedem Tage zu, während die Zeit fast alle übrigen schwächt.

9. Gibt es schlechte Ernten, Wetterschäden oder sonstige Verluste, so ist der Gutsherr im Stande sie auszugleichen. Der Pächter und der Meier können sie kaum verwinden. Es ist also von wesentlichem Belang für den Staat, daß die Grundbesitzer oft auf ihren Gütern wohnen.

10. Die Bischöfe bringen den Städten Vortheil, wo sie residiren. Residirten die Aebte an den Orten, woher sie ihre Pfründen beziehen, so würden sie dem Lande Vortheil bringen; ihre Abwesenheit ist nachtheilig.

11. Es ist um so nothwendiger, an den Reichthum des Bodens zu denken, da jeder andre uns möglicher Weise entgehen kann. Die Handelsbilanz kann sich zu unserm Nachtheil wenden; unser baares Geld kann ins Ausland fließen, die Scheingüter können verloren gehen, aber der Boden bleibt.

12. Unsre neuen Bedürfnisse setzen uns in die Nothwendigkeit, uns auch neue Hülfsquellen zu eröffnen. Zur Zeit Heinrichs IV. wäre es weder den Franzosen, noch irgend einem andern Volke eingefallen, die Nase mit einem schwarzen, übelriechenden Pulver voll zu stopfen und schmutzige Tücher in den Taschen zu tragen, die sonst nur Ekel und Abscheu eingeflößt hätten. Dieser Artikel allein kostet Frankreich jährlich wenigstens 6 Millionen. Zu dem Frühstück unsrer Väter wurden nicht die vier Welttheile in Anspruch genommen, sie behalfen sich ohne die Blätter und den Thon China's, ohne das Rohr, das in Amerika wächst, und ohne die Bohnen

Arabiens. Diese neuen Waaren und viele andre, die wir baar bezahlen, können unsre Kräfte erschöpfen. Eine Handelskompagnie, die in 40 Jahren ihren Akzionären keinen Sous als Dividende zu bieten vermochte und sie nur mit einem Theil der Einkünfte des Königs bezahlt, kann auf die Dauer lästig werden. Der Landbau ist also eine unerläßliche Hülfsquelle.

13. Mehr als ein Zweig dieser Hülfsquelle ist vernachlässigt. So halten wir z. B. zu wenig auf Bienenzucht, während doch eine ungeheure Masse Wachslichter verbraucht werden. Es gibt wohl kein Haus, das nur einigen Aufwand macht, wo deren nicht täglich für 2 bis 3 Thaler aufgebrannt werden. Von diesem Gelde allein könnte eine sparsame Familie leben. Wir verbrauchen fünf oder sechsmal so viel Brennholz als unsre Vorfahren; wir sollten demnach auch eine größere Sorgfalt darauf verwenden, Holz anzupflanzen und unsre Anpflanzungen in gutem Stande zu erhalten. Dazu aber ist der Pächter nicht einmal berechtigt, und der Grundherr wird nur etwas dazu thun, wenn er die Verwaltung seiner Besitzungen selbst leitet.

14. Wenn die Besitzer der an den Grenzen des Reichs belegenen Landgüter dort wohnen, werden sie auswärtige Handwerker und Arbeiter aller Art herbeiziehen; auf diese Art nimmt die Bevölkerung nach und nach zu und es bildet sich ein kräftiger Menschenschlag. Die meisten Manufakturen verderben den Wuchs der Arbeiter und schwächen ihre ganze Zucht. Alle, die in Metallen arbeiten, verkürzen ihr Leben. Die Feldarbeiten dagegen stählen den Körper und erzeugen kräftige Generazionen, vorausbedungen, daß die Ausschweifungen an den Festtagen nicht das Gute, was Arbeit und Mäßigkeit stiften, wieder verderben.

15. Man kennt hinlänglich die traurigen Folgen des

Müßiggangs und der Unmäßigkeit, die jenen vermeintlich der Religion, in der That aber nur der Liederlichkeit in den Schenken gewidmeten Tagen anhaften. Man weiß, welche Ueberlegenheit uns gegenüber die Protestanten der Verminderung eben jener gefährlichen Tage verdanken. Unsre Vernunft beginnt sich nach und nach so weit zu entwickeln, daß wir dunkel fühlen, Gott könne an Müßiggang und Völlerei unmöglich so großes Wohlgefallen finden, als man glaubte. Mehr als ein Bischof hat an 40 oder mehr Tagen im Jahr die Menschen dem Landbau zurückgegeben, der ihre Hände nicht entbehren konnte. Allein an den Grenzen, wo viele unsrer Güter in dem Bisthum eines Fremden liegen, gefallen sich diese Fremden, sei es nun aus Widerspruchsgeist oder aus einer nichtswürdigen Politik, nur zu oft darin, uns eine Last aufzubürden, die unsre weisesten Prälaten nach dem Vorgange des Papstes den Landleuten abnahmen. Die Regierung kann uns leicht von diesem Schabernack, den die Fremden uns spielen, befreien. Sie sind allenfalls berechtigt, unsre Bauern zu nöthigen, daß sie am Tage des heiligen Rochus eine Messe hören, dürfen aber wohlerwogen den Unterthanen des Königs nicht wehren, nach der Messe einen Acker zu bestellen, der dem König gehört, und dessen Ertrag er mit seinen Unterthanen theilt. Sie sollten überdies wissen, daß man sich seiner Pflicht gegen Gott nicht besser entledigen kann, als indem man des Morgens zu ihm betet und den Rest des Tages der Befolgung seines Gesetzes widmet, wodurch er uns zu arbeiten befiehlt.

16. Viele Gutsbesitzer haben Schulen auf ihren Gütern errichtet; ich selbst habe es gethan, doch bin ich nicht ohne Besorgniß wegen des Erfolgs. Ich halte es für zweckmäßig, daß einige Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen; daß

dagegen die große Menge und namentlich die Kinder der Lohnarbeiter nur das Land zu bestellen verstehen, da man kaum eine Feder auf 2 bis 300 Arme nöthig hat. Der Feldbau erfordert nur einen sehr gewöhnlichen Grad von Einsicht; die Natur hat alle Arbeiten, für die sie den Menschen bestimmte, sehr leicht gemacht; man muß daher so viele Menschen als möglich zu diesen leichten Arbeiten verwenden und sie ihnen nothwendig machen [1]).

17. Die einzige Aufmunterung für die Landleute besteht in dem Verkauf der Feldfrüchte. Die Ausfuhr des Korns aus dem Reiche wehren, heißt dem Auslande erklären, daß wir Mangel daran leiden und schlechte Oekonomen sind. In Frankreich hat mitunter Theurung, aber nie wahrer Mangel geherrscht. Wir versehen die Höfe Europa's mit Tänzern und Perückenmachern; es wäre uns jedoch weit ersprießlicher, sie mit Weizen zu versehen. Doch es bleibt der Klugheit der Regierung anheim gegeben, diesem wichtigen Handelsgegenstande eine größere oder geringere Ausdehnung zu geben. Einem Privatmann, der nur seinen kleinen Bezirk vor sich hat, ziemt

---

[1]) Die Zeit der Kindheit, das Alter, welches jenem vorangeht, wo das Kind zu regelmäßiger Arbeit gebraucht werden kann, ist mehr als hinreichend, um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, ja selbst um die Anfangsgründe der Feldmeßkunst, der Physik und der Naturgeschichte sich anzueignen. Man braucht nicht zu fürchten, daß solche Kenntnisse Widerwillen gegen die Feldarbeiten einflößen würden. Grade weil fast kein gemeiner Mann ordentlich schreiben kann, wird diese Kunst ein Mittel, sich mit weniger Mühe einen reichlichern Unterhalt zu verschaffen, als durch mechanische Arbeit. Nur durch Unterricht kann man hoffen, im Volke die Vorurtheile zu schwächen, seine ewigen Tyrannen, denen fast überall selbst die Großen gehorchen, mögen sie immerhin ihre Verachtung dagegen aussprechen. C.

es nicht, denen die Augen öffnen zu wollen, die das allgemeine Beste des ganzen Reichs übersehen und umfassen.

18. Die Ausbesserung und Unterhaltung der Feldwege ist ein wichtiger Gegenstand. Die Regierung hat sich durch die Vollendung der großen Heerstraßen verdient gemacht, die Frankreich in gleichem Grade zum Vortheil wie zur Zierde gereichen. Auch in Betreff der Feldwege hat sie sehr heilsame Verordnungen erlassen, denen aber leider nicht so genügend Folge geleistet wurde, wie jenen in Betreff der großen Landstraßen. Der Bauer, der seine Früchte aus seinem Dorfe in einer Stunde Zeit mit einem Pferde nach dem benachbarten Markte schaffen würde, legt denselben Weg mit zwei Pferden in drei Stunden zurück, weil er nicht Sorge trägt, das stehende Wasser abzuleiten, die Gleisen auszufüllen und ein wenig Grand herbeizuschaffen; und diese geringe Mühe, die er sich erspart, verursacht ihm am Ende die unsäglichste Mühe und den größten Schaden.

19. Die Zahl der Bettler ist übermäßig und trotz der Gesetze duldet man, daß dies Gezücht sich noch immer vermehrt. Ich möchte darauf antragen, daß man allen Gutsherren gestattete, jeden rüstigen Bettler, sowohl Männer als Weiber, die sich auf ihrem Grund und Boden herumtreiben, festzuhalten und zur Arbeit um billigen Lohn zu nöthigen.

20. Wäre mir vergönnt, weiter greifende Maßregeln in Anregung zu bringen, so würde ich nochmals auf die Verderblichkeit des ehelosen Standes aufmerksam machen. Ich möchte es beinahe für zweckmäßig halten, die Steuern eines Jeden, der mit 25 Jahren nicht verheirathet wäre, um ein Drittel zu erhöhen[1]), so wie Jeden, der sieben lebendige Söhne

---

[1]) Dies Gesetz wäre eben so ungerecht als unnütz. Die Ehe-

hätte, so lange Vater und Kinder zusammen leben, von den Abgaben zu befreien. Colbert sprach alle die frei, welche zwölf Kinder hätten; doch dieser Fall tritt so selten ein, daß das Gesetz ohne Nutzen ist.

21. Es fehlt nicht an dicken Büchern über alle Vortheile, die man aus dem Landbau ziehen kann, über Verbesserungen, über Korn, Hülsenfrüchte, Weideland, Hausthiere und tausenderlei Geheimnisse, die fast sämmtlich auf Hirngespinnste hinauslaufen. Das beste Geheimniß ist, selbst seine Besitzungen zu überwachen [1]).

Zweiter Abschnitt.

Warum manche Ländereien so schlecht bestellt sind?

Ich kam einst an schönen Feldern vorüber, die auf einer Seite von einem an Berge sich lehnenden Walde und auf der

losigkeit kann in keinem vernünftigen System der Sittenlehre für strafbar gelten, und doch wäre eine Ueberladung mit Steuern eine wahre Geldbuße. Wäre außerdem diese Strafe stark genug, um die Gründe, die jemanden von der Ehe zurückhielten, zu überwiegen, so würde sie doch nur schlechte Heirathen zur Folge haben, und die Bevölkerung, die aus solchen Ehen hervorginge, dürfte weder sehr zahlreich, noch sehr ersprießlich sein. C.

[1]) Die Ackerbauwissenschaft hat bis jetzt nur geringe Fortschritte gemacht, und dies ist überhaupt das Loos aller Wissenschaften, die sich mehr auf Beobachtung als auf Erfahrung stützen. Sie hängen von der Zeit und den Ereignissen mehr als von dem Geiste der Menschen ab. So verhält es sich mit der Medizin und so auch mit der Witterungslehre. C.

andern in weiter Ausdehnung von gesundem und klarem Wasser, das treffliche Fische enthielt, begrenzt wurden. Man kann sich keinen schönern Anblick denken; der Gesichtskreis umfaßt die Grenzen mehrer Staaten; das Land ist mit Heerden bedeckt und würde auch das ganze Jahr hindurch Blumen und Früchte tragen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Wind und Hagelstürme die reizende Landschaft verheerten und in ein Sibirien verwandelten.

Hart an der Grenze der kleinen Provinz sah ich ein stattliches Haus, wo sieben oder acht wohlgebildete, kräftige Leute wohnten. „Ohne Zweifel," fragte ich sie, „beschäftigt ihr euch an diesem reizenden Orte mit der Bestellung eines einträglichen Erbguts?" — „Das fehlte noch, Herr! Wir sollten uns so weit erniedrigen, die Erde, die den Menschen nährt, fruchtbar zu machen! Nein, zu einem so erbärmlichen Gewerbe halten wir uns doch zu gut. Wir verfolgen die Landleute, die die Früchte ihrer Arbeit aus einem Lande ins andre bringen; wir legen sie in Ketten; wir sind Helden von Profession. Ihr sollt wissen, daß wir in diesem Lande, das zwei Stunden breit und sechs lang ist, 14 Häuser haben, die eben so stattlich wie dies, und zu demselben Zweck bestimmt sind. Die Würde, womit wir bekleidet sind, unterscheidet uns von den übrigen Bürgern; wir bezahlen auch keine Steuern, weil unsre Arbeit nur darin besteht, denen, die da arbeiten, Furcht und Schrecken einzujagen."

Ganz verdutzt setzte ich meinen Weg nach einem andern Hause fort. Hier erblickte ich in einem hübschen Garten einen Mann inmitten einer zahlreichen Familie. Ich glaubte, er halte es nicht unter seiner Würde, seinen Garten zu bestellen, erfuhr aber, daß er das Amt eines Salzkontroleurs bekleide.

Etwas weiter hin wohnte der Direktor eben dieses Salz-

magazins, dessen Einkommen aus den Geldbußen bestand, die man den Leuten abpreßte, wenn sie kamen, um jenen einfachen Handelsartikel einzukaufen und dadurch ihre Fleischbrühe ein wenig schmackhafter zu machen. Es gab Richter dieses Magazins, wo das Seewasser, in unregelmäßigen Formen niedergeschlagen, aufbewahrt wird; Untersteuerbeamte, deren Beruf es war, die Namen der Bürger und die Strafgelder, die sie dem Fiskus schuldig waren, aufzunotiren; Agenten ferner, die mit den Einnehmern des Fiskus die Beute theilten; Menschen endlich, mit Aemtern aller Art bekleidet, die einen königliche Räthe, ohne jemals einen Rath ertheilt zu haben, die andern königliche Geheimschreiber, obgleich sie kein Sterbenswörtchen von des Königs Geheimnissen wußten. Unter dieser Menge von Leuten, die sich im Namen des Königs pfauenmäßig brüsteten, trugen viele eine lächerliche Uniform und obendrein einen großen Beutel, den sie im Namen Gottes füllen ließen.

Man sah auch andre, die anständiger gekleidet waren, und einen regelmäßigern Gehalt bezogen, um nichts zu thun. Sie wurden ursprünglich besoldet, um am frühen Morgen zu singen, sangen aber schon seit Jahrhunderten nur noch bei Tisch.

Endlich sah ich in der Ferne einige halb nackte Gespenster mit Ochsen, die so fleischlos waren, wie sie selbst, einen noch ausgemergeltern Boden aufreißen. Da begriff ich, warum das Land nicht so fruchtbar war, als es hätte sein können.

Ueber Verzinsung.

(Dictionnaire philosophique.)

I. Sind Gold und Silber eine Waare? Ja. Der Verfasser des Geistes der Gesetze denkt nicht daran, wenn er sagt: „Das Geld als der Preis für alle andre Dinge, läßt sich nur miethen, nicht aber kaufen [1].“

Es läßt sich miethen und kaufen. Ich handle Gold für Silber ein und umgekehrt; und der Preis von beiden wechselt bei allen handeltreibenden Nazionen mit jedem Tage.

Nach dem holländischen Gesetze muß man Wechselbriefe in Silber und zwar in Landesmünze bezahlen, nicht aber in Gold, wenn der Gläubiger es verlangt. In diesem Fall kaufe ich Silbergeld und bezahle es entweder in Gold, oder in Tuch, oder in Korn, oder in Diamanten.

Ich habe auf ein Jahr Geld oder Korn oder Diamanten nöthig. Der Korn-, Geld- oder Diamantenhändler sagt mir: „Ich könnte im Verlauf dieses Jahrs mein Geld, mein Korn, meine Diamanten vortheilhaft verkaufen. Wir wollen meinen Verlust durch den jetzt mit euch abzuschließenden Handel nach Landesbrauch auf 4, 5 oder 6 Prozent schätzen. Ihr sollt mir z. B. am Ende des Jahrs für 20 Karat Diamanten, die ich euch jetzt leihe, 25 zurückgeben, für 20 Sack Getreide 21, für 20,000 Thaler 21,000. Das nennt man Interessen. Sie sind bei allen Völkern durch das Naturgesetz eingeführt; der Zinsfuß dagegen ist durch das besondre Gesetz jedes Landes bestimmt [2]. In Rom leiht man nach dem Gesetz auf

---

[1]) Montesquieu, G. d. Ges., Th. 8, S. 37 unsr. Ausg.

[2]) Der Zinsfuß muß frei sein und das Gesetz ist nur in solchen Fällen berechtigt, ihn festzusetzen, wo von den Kontrahenten keine Uebereinkunft deshalb getroffen ist. C.

Pfänder zu drittehalb Prozent, und zahlt ihr nicht auf den festgesetzten Termin, so verkauft man euer Pfand. Ich leihe nicht auf Pfänder und verlange nur die in Holland üblichen Zinsen. Wäre ich in China, so würde ich mich nach dem in Makao und Kanton herrschenden Gebrauch richten."

II. Während man in Amsterdam diesen Handel abschließt, kommt mit einmal aus Saint-Magloire ein Jansenist an (und die Geschichte ist wahr: er nennt sich Abbé des Issarts). Dieser Jansenist nun spricht zum holländischen Kaufmann: „Nehmt euch wohl in Acht! Ihr stürzt euch in die ewige Verdammniß. Geld kann kein Geld erzeugen, nummus nummum non parit. Es ist nicht anders erlaubt, Zinsen von seinem Gelde zu nehmen, als indem man auf das Kapital Verzicht leistet. Das einzige Mittel, euer Seelenheil zu retten, ist, daß ihr einen Kontrakt mit diesem Herrn schließt und für 20,000 Thaler, die ihr nie wieder zu sehen bekommt, empfangt ihr und eure Erben dann bis in alle Ewigkeit jährlich 1000 Thaler."

„Ihr habt Lust zu spaßen," erwiedert der Holländer; „ihr wollt mich da ja zu einem Wucher überreden, der ins Unendliche geht. Schon nach 20 Jahren würde ich oder würden die Meinen das Kapital zurück empfangen haben, in 40 Jahren das Doppelte, in 80 das Vierfache. Ihr seht wohl, daß das eine unendliche geometrische Reihe ist. Ich kann übrigens mein Geld nur auf 12 Monate ausleihen und begnüge mich mit einer Entschädigung von 1000 Thaler dafür."

Der Abbé des Issarts. Es thut mir leid um eure holländische Seele. Gott verbietet den Juden ausdrücklich Geld auf Zinsen auszuleihen; und euch wird einleuchten, daß ein Amsterdamer Bürger pünktlich den Handelsgesetzen

gehorchen muß, welche einst in der Wüste umherirrenden Flüchtlingen, die keinen Handel hatten, vorgeschrieben wurden.

Der Holländer. Das leuchtet ein. Jedermann muß sich natürlich zum Judenthum bekennen. Allein mir däucht, das Gesetz gestattete der hebräischen Horde den ärgsten Wucher im Verkehr mit Fremden und die Horde wußte späterhin auf diese Erlaubniß gestützt ganz treffliche Geschäfte zu machen. Uebrigens muß das Verbot, Zinsen zu nehmen, auch unter den Juden selbst sehr in Vergessenheit gerathen sein, da unser Herr Jesus, als er in Jerusalem predigte, ausdrücklich sagt, daß der Zinsfuß seiner Zeit auf 100 Prozent stand. In dem Gleichniß von den anvertrauten Pfunden wenigstens heißt es, daß der Knecht, der fünf Pfunde empfangen hatte, andre fünf Pfunde in Jerusalem damit gewann, so wie der, welcher zwei empfangen, zwei, und daß der dritte, der nur eins bekommen und es nicht höher verwerthet hatte, von dem Herrn in den Kerker geworfen wurde, weil er sein Geld nicht bei den Wechslern hatte wuchern lassen. Diese Wechsler aber waren Juden, folglich war der Wechsel auch im gegenseitigen Verkehr unter den Juden in Jerusalem an der Tagsordnung und jenes Gleichniß, dem die Sitten der damaligen Zeit zum Grunde lagen, beweist offenbar, daß der Zinsfuß sich auf 100 Prozent belief. Man schlage nur den heiligen Matthäus nach im Kap. 25. Er verstand sich darauf, er war selbst Zolloffiziant in Galiläa gewesen. Laßt mich gefälligst meinen Handel mit dem Herrn da abschließen und verlangt nicht, daß ich mein Geld und meine Zeit verliere.

Der Abbé. Alles gut und schön; aber die Sorbonne hat nun einmal den Ausspruch gethan, daß es eine Sünde ist, Geld auf Zinsen auszuleihen.

Der Holländer. Ihr wollt mich zum Narren haben,

daß ihr einem Amsterdamer Kaufmanne die Sorbonne zitirt. Unter allen jenen Schwätzern ist nicht einer, der nicht gern, wenn er kann, sein Geld mit fünf oder sechs Prozent wuchern läßt, sei es nun durch den Ankauf von Staats-Pacht-Anweisungen, oder von Akzien der indischen Kompagnie, oder von Kassenscheinen, oder von Kanada'schen Porteur-Papieren. Der französische Klerus in corpore nimmt Geld gegen Zinsen auf. In mehren französischen Provinzen vergleicht man sich mit dem Obern über die Art der Verzinsung. Ueberdies haben die Universitäten Oxford und Salamanca gegen die Sorbonne entschieden, wie ich auf meinen Reisen erfuhr. So zeugt also ein Gott gegen den andern. Kurz und gut, macht mir den Kopf nicht länger warm.

Der Abbé. O Mynheer, Mynheer! den Bösen hat es nie an guten Gründen gefehlt. Ihr rennt ins Verderben, sag' ich euch; denn der Abbé von Saint-Cyran, der keine Wunder that, und der Abbé Pâris, der jetzt so manche auf dem Kirchhofe Saint-Medard verrichtet...."

III. Hier verlor der Kaufmann die Geduld und wies den Abbé des Issarts mit dürren Worten aus seinem Komtoir. Nachdem er darauf sein Geld nach dem gesetzmäßigen Fuß, d. h. zu 5 Prozent, ausgeliehen hatte, stattete er von jener Unterredung der Obrigkeit Bericht ab, die sofort den Jansenisten verbot, eine dem Handel so verderbliche Lehre zu verbreiten.

„Meine Herren," sprach der oberste Schöppe zu ihnen, „von der wirksamen Gnade und der Prädestinazion so viel ihr wollt; von der Kommunion so viel oder so wenig euch beliebt: das steht bei euch; aber hütet euch wohl, die Gesetze unsres Staats anzutasten!"

Ueber Banken.

(Dictionnaire philosophique.)

Die Bank ist der Umsatz von baarem Gelde gegen Papiere 2c.

Es gibt öffentliche und Privatbanken.

Die Privatbanken bestehen in Wechselbriefen, die ein Privatmann Jemandem gibt, um sein Geld an dem bezeichneten Orte in Empfang zu nehmen. Der Bankier nimmt ein halbes Prozent, und der Korrespondent, zu dem man geht, nimmt eben so viel, wenn er den Wechsel bezahlt. Dieser erste Gewinn ist unter ihnen festgesetzt, ohne den Ueberbringer des Wechsels davon zu avertiren [1]).

Der zweite weit ansehnlichere Gewinn beruht auf dem Werthe des Geldes. Dieser Gewinn hängt von der Kunde des Bankiers und der Unwissenheit des Remittenten des Geldes ab. Die Bankiers haben unter sich eine besondre Sprache, wie die Chemiker, und der Laie, der nicht in diese Geheimnisse eingeweiht ist, zieht dabei beständig den Kürzern. Sie sagen z. B.: Wir remittiren von Berlin nach Amsterdam; bewegliche Valuta gegen fixe; der Wechsel steht hoch; er steht auf 34, 35 2c. und, Dank diesem Kauderwälsch, verliert Jemand, der sie zu verstehen glaubt, 6 oder 7 Prozent; so daß, wenn er etwa 15 Reisen nach Amsterdam macht, und dabei immer sein Geld durch Wechsel bezieht, seine beiden Bankiers

---

1) Dieser Gewinn ist oft weit unbedeutender. Man verschafft ihn sich, indem man für baares Geld Wechsel ausstellt, die erst nach einigen Wochen zahlbar sind, wobei dann natürlich versichert wird, man könne mit keinen zu früherer Verfallszeit dienen. C.

am Ende sein ganzes Vermögen in der Tasche haben. Auf diese Weise machen sich fast alle Bankiers ein so großes Vermögen. Mit der beweglichen und fixen Valuta verhält es sich aber folgendermaßen:

Die Amsterdamer Thaler haben in Holland einen festen Preis, in Deutschland dagegen wechselt derselbe. Hundert holländische Thaler oder Patagonen Bankgeld sind hundert Thaler von 60 Sous. Hiervon muß man ausgehen und nun sehen, wie viel die Deutschen für diese 100 Thaler geben.

Man gibt dem deutschen Bankier 130, 131 oder 132 Reichsthaler, und das ist das Ungewisse, Bewegliche: warum 131 oder 132 Reichsthaler? Weil das deutsche Geld im Ruf steht, von schlechterm Gehalt zu sein, als das holländische.

Es wird angenommen, daß man mit gleichem Gewicht und gleichem Gehalt bezahlt wird; man muß demnach in Deutschland mehr Thaler bezahlen, weil sie zu einem geringern Werth angeschlagen werden.

Warum bald 132, bald 133 oder bisweilen selbst 136? Weil Deutschland mehr Waaren, als gewöhnlich, aus Holland bezogen hat. Deutschland ist Holland verschuldet und in Folge dessen verlangen die Amsterdamer Bankiers einen größern Gewinn, sie mißbrauchen die Nothwendigkeit, in der man sich befindet, und wenn man Wechsel auf sie bezieht, wollen sie ihr Geld nur zu sehr hohem Preise geben. Die Bankiers in Amsterdam sagen zu denen in Frankfurt oder Berlin: Ihr seid in unsrer Schuld und wollt noch Anweisungen auf uns geben; so zahlt uns denn 136 Thaler für 100 Patagonen.

Das ist aber erst die eine Hälfte des Geheimnisses. Ich zahlte in Berlin 1360 Thaler und ging mit einem Wechsel, der auf 1000 Thaler lautete, nach Amsterdam. Hier fragt mich der Bankier: „Wollen Sie Courant oder Banko?“ Ich

antworte ihm, daß ich nichts davon verstehe und ihn bitte zu thun, was er für das Beste hält. „Folgen Sie meinem Rathe,“ spricht er jetzt: „nehmen Sie Courant.“ Und ich folge ihm ohne Bedenken.

Ich wähne jetzt den vollen Werth dessen, was ich in Berlin gezahlt, zu erhalten; ich denke z. B. wenn ich das Geld, was er mir auszahlt, auf der Stelle nach Berlin zurückbrächte, würde ich nichts verlieren. Doch weit gefehlt. Ich verliere auch hieran und zwar auf folgende Weise. Das sogenannte Banko in Holland ist, wie man annimmt, das Geld, welches im J. 1609 in der Staatskasse, in der Generalbank niedergelegt wurde. Die in derselben deponirten patagonischen Thaler wurden zu 60 Grooten angenommen und galten in der That 63[1]). Alle große Zahlungen geschehen in Amsterdamer Bankzetteln. Ich mußte demnach an dieser Bank für einen Schein von 1 Thaler 63 Grooten empfangen. Ich gehe hin oder vielmehr ich verkaufe meinen Schein, und empfange nur 62 $^1/_2$ oder auch nur 62 Grooten für meinen Patagonen Banko. Das ist für die Mühe der Herren oder für die, welche mir meinen Schein diskontiren. Man nennt das Agio, was im Italienischen so viel als Hülfe heißt[2]). Man hilft mir also einen Grooten am Thaler verlieren und mein Bankier hilft mir abermals, indem er mir die Mühe erspart, zu den Wechslern zu gehen; er bringt mich um zwei Grooten,

---

1) Sie gelten wirklich nur 60; aber die im Kurs befindliche Münze, die 60 Grooten gelten soll, gilt in der That nicht so viel wegen der Schwäche des Gepräges und des Abgangs, den sie durch den Gebrauch erleidet. C.

2) Nicht Agio, sondern Ajuto. Einem frostigen Spaß zu Gefallen erlaubt sich also V. hier eine willkürliche Sprachverdrehung.

indem er versichert, das Agio stehe sehr hoch, das Geld sei sehr theuer. Er bestiehlt mich und ich muß mich noch bedanken [1]).

Und so besorgen von einem Ende Europas bis zum andern die Negozianten ihre Bankgeschäfte.

Eine Staatsbank ist andrer Art. Man versteht darunter entweder das Geld, welches Privatleute nur zu ihrer Sicherheit, ohne Gewinn davon zu ziehen, niederlegen, wie man es in Amsterdam 1609 und in Rotterdam 1636 machte; oder es ist eine vom Staat autorisirte Gesellschaft, die von Privatleuten Geld empfängt, um es zu ihrem Vortheil zu verwenden, und die dasselbe den Deponenten verinteressirt. Dies geschieht in England, wo die vom Parlamente autorisirte Bank den Eigenthümern 4 Prozent gibt.

In Frankreich wollte man 1717 nach diesem Muster eine Bank errichten. Der Plan war, mit den Scheinen derselben alle laufende Ausgaben des Staats zu decken, die Abgaben in derselben Zahlung anzunehmen und alle Bankzettel

---

[1]) Ich sah einen sehr bekannten Bankier in Paris 2 Prozent nehmen, um eine Summe Geldes al pari nach Berlin zu spediren. Das macht zwei Livres auf das Pfund. Auf der Post brauchte man für das Pfund Geld von Paris nach Berlin noch nicht einmal 20 Sous Porto zu bezahlen. Ein Hauptzweck des französischen Ministeriums *) bei der Einführung der königlichen Posten (messageries royales) i. J. 1775 war, dem ungeheuern Profit des Bankiers Schranken zu setzen, und ihn immer unter der Taxe des Porto's für Geldversendungen niederzuhalten. Daher erhoben auch die Bankiers ein entsetzliches Geschrei, daß die Minister nichts von den Finanzen verständen; und diejenigen Finanzbeamten, welche einen Bankhandel zwischen den Provinzialkassen und dem königl. Schatze trieben, verfehlten nicht, den Bankiers beizustimmen. E.

*) Turgot.

zu honoriren, alle sowohl von den Einwohnern des Reichs als vom Auslande auf die Bank ausgestellten Anweisungen ohne Abzug zu bezahlen und ihr dadurch den größten Kredit zu sichern. Diese Operazion hätte in der That das gemünzte Geld verdoppelt, wären nur so viele Bankzettel verfertigt, als Geld im Reiche war; sie würde es verdreifacht haben, hätte man auch doppelt so viel Scheine ausgegeben und Sorge getragen, zum bestimmten Termin die Zahlungen zu leisten. Denn wäre das Institut einmal in Aufnahme gekommen, würde Jedermann sein Geld darin gelassen haben und man hätte den Kredit nicht blos auf das Dreifache gebracht, sondern noch viel weiter, so wie in England. Mehre Finanzleute, und besonders große Bankiers, die auf Law, den Begründer der Bank, eifersüchtig waren, wollten sie im Entstehen vernichten. Sie vereinigten sich mit holländischen Negozianten und stellten binnen 8 Tagen Anweisungen über ihre gesammten Fonds auf die Bank aus. Statt nun neue Fonds zur Zahlung vorzuschießen, was das einzige Mittel gewesen wäre, die Bank zu halten, kam die Regierung auf den Einfall, die Tücke ihrer Feinde strafen zu wollen, und erhöhte zu dem Ende durch ein Edikt den Werth des baaren Geldes um ein Drittel, so daß die holländischen Kaufleute, als sie ihre letzten Zahlungen in Empfang nehmen wollten, nur zwei Drittel der Valuta ihrer Wechsel in baarem Gelde erhielten. Allein sie hatten nur noch wenig zu erheben; ihre Hauptstreiche waren bereits gefallen und hatten gut getroffen. Die Bank war erschöpft und jene Erhöhung des Zahlwerths des baaren Geldes diente nur dazu, sie vollends in Mißkredit zu bringen. Dies war die erste Epoche des Umsturzes jenes berüchtigten Law'schen Systems [1]).

[1]) S. Voltaire's ausführlichere Abhandlung über dasselbe aus dem Zeitalter Ludwig's XV.

Seit dieser Zeit gab es in Frankreich keine Staatsbank mehr; und was Schweden, Venedig, England und den Niederlanden in den Zeiten des größten Mißgeschicks nicht begegnet war, das erfuhr Frankreich mitten in einer Periode des Friedens und des Ueberflusses.

Alle guten Regierungen erkennen die Vortheile einer Staatsbank; gleichwohl besitzen Frankreich und Spanien keine. Die Herren, welche an der Spitze der Regierung dieser Reiche stehen, müssen am besten wissen, wie das zugeht.

Ueber Bankerotte.

(Dictionnaire philosophique.)

Bis zum sechzehnten Jahrhundert wußte man in Frankreich wenig von Bankerotten. Der Hauptgrund davon war, daß es keine Bankiers gab. Lombarden und Juden liehen Geld auf Pfänder gegen zehn Prozent. Der Handel wurde nur mit baarem Gelde betrieben. Wechsel und Rimessen ins Ausland waren ein Geheimniß, wovon kein Richter etwas wußte.

Damit ist nicht gesagt, daß nicht viele Leute sich zu Grunde richteten; doch hieß das damals nicht Bankrott, sondern Niederlage (déconfiture). Dies Wort lautet sanfter. Im Landrecht von Boulogne (coutume du Boulonnais) bedient man sich des Worts rompture, Bruch; allein das klingt nicht gut.

Wir verdanken die Bankerotte den Italienern; „bancorotto, bancarotta, gambarotta e la giusticia non impicar." Jeder Geschäftsmann hatte seine Bank auf dem Wechselplatze;

und ging es schlecht mit seinen Geschäften, erklärte er sich für fallito, und überließ er sein Vermögen seinen Gläubigern, wobei er natürlich einen artigen Theil davon für sich behielt, so war er frei und galt für einen kreuzbraven Mann. Man konnte nichts gegen ihn einwenden; seine Bank war zerbrochen, banco rotto. Er konnte sogar in einigen Städten sein ganzes Vermögen behalten und seine Gläubiger prellen, wenn er sich in Gegenwart sämmtlicher Kaufleute mit dem bloßen Hintern auf einen Stein setzte. Dies war eine mildernde Modifikazion des alten römischen Sprichworts: Solvere aut in aere, aut in cute, mit seinem Gelde oder mit seiner Haut zahlen. Doch dieser Gebrauch ist abgekommen; die Gläubiger zogen ihr Geld jenem rührenden Anblicke vor.

In England und andern Ländern erklärt man sich in den Zeitungen für Bankerott. Die Handelsgenossen und Gläubiger versammeln sich in Folge einer solchen Nachricht, die man in den Kaffeehäusern liest, und finden sich mit dem Falliten und unter einander ab, so gut sie können.

Da es bei vielen Bankerotten nur auf Betrug abgesehen ist, war es nöthig, Strafen dafür festzusetzen. Werden sie vor Gericht anhängig gemacht, so gelten sie in allen Ländern dem Diebstahl gleich und die Schuldigen werden überall zu schimpflichen Strafen verurtheilt.

Es ist nicht wahr, daß man in Frankreich gegen jeden Bankerott ohne Unterschied die Todesstrafe festgesetzt. Ueber einfache Falliten ist gar keine Strafe verhängt. Gegen betrügerische Bankerottirer wurde allerdings von der Ständeversammlung zu Orleans unter Karl IX. und von der zu Blois im J. 1576 die Todesstrafe ausgesprochen; doch hatten diese von Heinrich IV. erneuerten Edikte nur die Abschreckung zum Zweck.

Es ist allzu schwer zu beweisen, daß Jemand sich absichtlich entehrt und freiwillig sein ganzes Vermögen seinen Gläubigern abgetreten habe, um sie zu betrügen. In zweifelhaften Fällen begnügte man sich, den Unglücklichen zum Schandpfahl oder zu den Galeeren zu verurtheilen, wiewohl ein Bankier in der Regel ein sehr schlechter Ruderer ist.

Im letzten Regierungsjahre Ludwigs XIV. und während der Regentschaft verfuhr man in Frankreich mit den Bankrottirern sehr nachsichtig. Der traurige innere Zustand des Reichs, die Menge von Kaufleuten, die nicht bezahlen konnten oder wollten, die große Quantität unverkaufter oder unverkaufbarer Staatspapiere nnd die Furcht vor der Unterbrechung alles Handels nöthigten die Regierung in den Jahren 1715, 1716, 1718, 1721, 1722 und 1726 jedes gerichtliche Verfahren gegen die, welche sich für insolvent erklärten, zu suspendiren. Die gerichtliche Erkenntniß dieser Prozesse wurde den Handelskonsuln übertragen, einem Forum von Kaufleuten, die in solchen Fällen sehr erfahren sind und in die verwickelten Einzelheiten kommerzieller Verhältnisse tiefer und klarer einzudringen vermögen, als die Parlamente, die sich von jeher mehr mit den Gesetzen des Reichs, als mit Finanzverordnungen befaßten. Da der Staat selbst damals Bankerott machte, wäre es zu hart gewesen, arme Bürger wegen ihrer Insolvenz zu strafen.

Wir haben seitdem erlebt, wie angesehene Leute betrügerische Bankerotte machten und ohne alle Strafe davon kamen.

Ein Gelehrter von meiner Bekanntschaft verlor durch den Bankrott eines „hochstehenden“ Beamten, der von seinem Herrn Vater mehre Millionen geerbt hatte und der, abgesehen von seiner „hohen Stellung“ kraft seines Amts nnd seiner Person, eine ihn gleichfalls sehr hochstellende Würde am

Hofe bekleidete. Er starb trotz alle dem, und sein Herr Sohn, der gleichfalls ein hohes Amt gekauft hatte, bemächtigte sich des besten Theils seines Nachlasses.

Der Gelehrte schrieb ihm und zweifelte nicht an seiner Rechtlichkeit, da der Mann selbst ein richterliches Amt bekleidete. Der Hochstehende versicherte ihm, daß er jederzeit die Gelehrten protegiren werde, machte sich aus dem Staube und bezahlte keinen Pfennig.

Ueber Abgaben.

(Dictionnaire philosophique.)

Erster Abschnitt.

Es gibt eine solche Menge philosophischer Schriften über die Natur der Abgaben, daß wir hier auch ein Wörtchen darüber sagen müssen. Freilich ist die Sache an sich sehr unphilosophisch; allein sie kann in die Moralphilosophie eingreifen, indem man einem Ober-Finanzdirektor oder einem türkischen Defterdar vorstellt, daß es sich nicht mit der allgemeinen Moral verträgt, seinem Nächsten das Geld abzunehmen, und daß alle Einnehmer, Zöllner und Steuerbediente im Evangelium verdammt werden.

Trotz ihrer Verdammung indessen muß man einräumen, daß eine Gesellschaft unmöglich bestehen kann, wenn nicht jedes Mitglied sein Scherflein zu ihrem Unterhalt beiträgt, und da Jedermann zu zahlen verpflichtet ist, muß auch nothwendig ein Einnehmer da sein. Es läßt sich nicht absehen, warum dieser Einnehmer verdammt sein und für einen Götzendiener gelten sollte. Es ist doch kein Götzendienst, das Geld der

Gäste in Empfang zu nehmen, womit sie ihre Zeche bezahlen.

In Republiken und solchen Staaten, die bei dem Titel eines Königreichs doch in der That für Republiken gelten können, wird Jeder nach seinem Vermögen und den Bedürfnissen der Gesellschaft besteuert.

In despotischen oder, um uns höflicher auszudrücken, in monarchischen Staaten geht es etwas anders zu. Man besteuert die Nazion, ohne sie zu fragen. Ein Landwirth, der 1200 Livres Einkommen hat, ist höchst verwundert, 400 davon abgeben zu sollen. Ja viele müssen selbst über die Hälfte ihrer Einnahme wieder herausgeben [1]).

Wozu wird all dies Geld verwandt? Man kann keinen anständigern Gebrauch davon machen, als daß man es andern Staatsbürgern gibt.

---

[1]) Gestehen wir, daß, wenn man vielleicht auch in einigen Republiken so thut, als frage man die Nazion um ihre Meinung, es doch vielleicht keine einzige gibt, wo sie in der That ein entscheidendes Wort mitsprechen darf. — Gestehen wir ferner, daß in England, bis auf die Befreiung von jeder persönlichen Abgabe, bei der Steuererhebung ein so großes Mißverhältniß, so große Unbequemlichkeiten, unnütze Kosten und heftige Verfolgungen stattfinden, wie in keiner Monarchie. Gestehen wir endlich, daß sehr möglicherweise in einer Republik der gesetzgebende Körper seinen Vortheil darin finden kann, eine schlechte Steuerverwaltung fortdauern zu lassen, während ein Monarch durchaus kein Interesse dabei haben kann. So kann das Volk in einer Republik zugleich Ursache haben, den Irrthum und die Gewissenlosigkeit seiner Häupter zu fürchten, wogegen den Unterthanen eines Monarchen nur seine Irrthümer Gefahr drohen *). C.

*) Condorcet vergißt die in einer wahren Republik jedem Staatsbürger zustehende Controle, woran in einer wahren, d. i. absoluten Monarchie kein Gedanke ist.

Der Bauer fragt, warum man ihm die Hälfte seines Vermögens nimmt, um Soldaten zu bezahlen, während der hundertste Theil dazu hinreichte. Man antwortet ihm, daß außer den Soldaten auch die Künste und der Luxus bezahlt sein wollen, daß nichts verloren geht, daß man bei den alten Persern der Königin Städte und Dörfer anwies, um ihren Gürtel, ihre Pantoffeln und ihre Stecknadeln zu bezahlen.

Er entgegnet, er wisse nichts von der persischen Geschichte, und es thue ihm sehr leid, daß man ihm um einen Gürtel, um ein Paar Schuh und einige elende Stecknadeln die Hälfte seiner Habe nehme; er wolle das Alles weit wohlfeiler liefern, und solch ein Verfahren sei eine wahre Leuteschinderei.

Man bringt ihn zur Vernunft, indem man ihn ins Loch steckt und seine fahrende Habe versteigern läßt. Leistet er gar den im neuen Testamente verdammten Steuereintreibern Widerstand, so hängt man ihn, und das macht alle seine Nachbarn ungemein fügsam.

Würde all dies Geld von dem Landesherrn nur darauf verwandt, Gewürze aus Indien, Kaffee aus Mokka, englische und arabische Pferde, Seide aus der Levante und allerlei Flitterkram aus China kommen zu lassen, so würde offenbar in wenigen Jahren kein Heller mehr in seinem Reiche bleiben. Die Abgaben müssen demnach dazu dienen, die Manufakturen zu unterhalten und das Geld, welches in die Schatulle des Fürsten floß, muß in die Hände der Bauern zurückkehren. Sie leiden, sie beklagen sich; die übrigen Glieder des Staats leiden und beklagen sich gleichfalls; allein am Ende des Jahrs stellt es sich heraus, daß Jeder gearbeitet und, gut oder übel, gelebt hat.

Wenn nun zufällig ein Mann vom Lande in die Hauptstadt kommt, so sperrt er voll Verwundrung die Augen auf

beim Anblick einer schönen Dame in einer Robe von Gold durchwirkter Seide, die in einer prächtigen Kutsche sitzt, sich von zwei unmäßig theuern Pferden ziehen und von vier Lakaien in Livreen bedienen läßt, wovon die Elle Tuch 20 Franks kostet. An einen dieser Lakaien in Diensten obbesagter schönen Dame wendet sich unser Mann mit der Frage: „Gnädiger Herr, woher nimmt nur die Dame all das Geld, um einen solchen Aufwand zu bestreiten?" — „Guter Freund," entgegnet der Lakai, „der König gibt ihr eine Pension von 40,000 Livres." — „Ah so!" seufzt der Bauer, „die Pension bezahlt kein Andrer als wir in meinem Dorfe." — „Allerdings," antwortet der Lakai; „aber die Seide von deinen Maulbeerbäumen hat den Stoff zu ihrem Kleide hergegeben; mein Tuch ist zum Theil aus der Wolle deiner Schafe gewebt; mein Bäcker hat mein Brod aus deinem Korn gebacken; du hast die Kapaunen zu unsrer Mahlzeit auf dem Markte verkauft, und so ist die Pension der gnädigen Frau dir und deinen Kameraden richtig wieder zugeflossen."

Der Bauer ist mit den Heischesätzen des philosophischen Lakais nicht völlig einverstanden. Ein Beweis indessen, daß an seiner Antwort wohl etwas Wahres sein muß, liegt darin, daß das Dorf fortbesteht und daß man dort Kinder zeugt, die, bei eben so bittern Klagen, gleichfalls Kinder zeugen werden, um zu ihrer Zeit dieselben Klagen anzustimmen.

Zweiter Abschnitt.

Wenn man gezwungen sein sollte, sich alle Auflageedikte und alle Bücher dagegen anzuschaffen, so wäre das die ärgste Auflage von allen.

Man weiß wohl, daß die Steuern nothwendig sind, und daß die im Evangelium gegen die Zöllner ausgesprochene Verdammung sich nur auf die beziehen kann, welche ihr Amt mißbrauchen, um das Volk zu schinden. Vielleicht vergaß der Abschreiber ein Wort, wie etwa das Epitheton schlecht. Es hätte heißen sollen πονηρὸς τελώνης; dies war um so nothwendiger, da jene allgemein ausgesprochene Verwünschung in direktem Widerspruch mit den Christo in den Mund gelegten Worten steht: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Warum sollten Leute, welche die dem Kaiser zukommenden Steuern einsammelten, darum dem Herrn ein Gräuel sein? Das hieße den Stand der römischen Ritter und den Kaiser selbst beschimpfen, und wäre jedenfalls höchst unverständig gewesen.

In allen wohl organisirten Staaten sind die Abgaben sehr beträchtlich, weil die auf dem Staate selbst ruhenden Lasten sehr drückend sind. In Spanien muß man von den Handelsartikeln, die man nach Cadix und von da nach Amerika sendet, über 30 Prozent bezahlen, ehe man die Rechnung abschließt.

In England sind alle Einfuhrzölle sehr hoch. Gleichwohl bezahlt man sie ohne Murren, ja man rechnet sich dies züm Ruhme an. Ein Kaufmann weiß sich nicht wenig damit, wenn er jährlich 4 oder 5000 Guineen in den Staatsschatz steuert.

Je reicher ein Land ist, um so schwerer sind die Auflagen.

Es gibt Spekulanteu, die nur die Erzeugnisse des Bodens mit Steuern belasten möchten. Das wäre noch schöner! Wenn ich ein Feld mit Flachs besäet, der mir 200 Thaler einbringt und wenn dann ein großer Fabrikant, indem er meinen Flachs in Spitzen verwandeln läßt, 200,000 Thaler

daran verdient, so sollte dieser Fabrikant nichts bezahlen und mein Land alles, weil alles aus dem Erdboden kommt! Die Frau des Fabrikanten versieht die Königin und die Prinzessinnen mit schönen Alençonner Blonden; sie erfreut sich der allergnädigsten Protekzion; sein Sohn wird dermaleinst Justiz-, Polizei- und Finanz-Rath, um mich in meinen kümmerlichen alten Tagen noch mehr zu besteuern! Ei, ei, ihr Herren Spekulanten, ihr seid mir schlechte Rechenmeister und thut uns armen Leuten bittres Unrecht.

Vor Allem sollte man es dahin zu bringen suchen, daß ein ganzes Volk nicht von einem Heere von Schergen ausgeplündert würde, damit ein paar Dutzend Blutigel am Hofe oder in der Stadt sich mit ihrem Blute mästen.

Der Herzog von Sully erzählt in seinen Économies politiques, daß im J. 1585 grade zwanzig Herren bei der Pacht der Gefälle betheiligt waren und daraus 3,248,000 Thaler zogen, die ihnen von Rechts wegen zuerkannt wurden.

Noch schlimmer stand es unter Karl IX. und unter Franz I., noch schlimmer unter Ludwig XIII. und ein eben so arges Plündersystem herrschte noch während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. Trotz so vieler Wunden ist Frankreich noch am Leben. Allerdings; aber wenn es sie nicht empfangen hätte, würde es sich einer bessern Gesundheit erfreuen.

Dritter Abschnitt.

Es ist billig, daß die, denen die Vortheile des Staats zu Gute kommen, auch seine Lasten tragen. Die Geistlichen und Mönche, die so bedeutende Güter besitzen, sollten dem-

gemäß in allen Ländern wie die übrigen Bürger zu den Abgaben das Ihre beitragen.

In den Zeiten, die wir barbarisch nennen, mußten die großen Benefizien und Abteien in Frankreich ein Drittel ihrer Einkünfte abgeben. (Aimoin, B. V. Kap. 54. Lebret, plaid. II.) Durch eine Ordonnanz vom J. 1188 besteuerte König Philipp August sämmtliche Benefizien mit dem zehnten Theil ihrer Einkünfte. Auf Befehl Philipps des Schönen mußte die Geistlichkeit den fünften, sodann den fünfzigsten und endlich den zwanzigsten Theil ihres Einkommens entrichten. Der König Johann schätzte durch eine Verordnung vom 12. März 1355 die Bischöfe, Aebte, Kapitel und überhaupt alle Geistliche um den zehnten Theil des Ertrags ihrer Pfründen und Patrimonialgüter (Ord. du Louvre, t. IV.) Derselbe Fürst bestätigte diese Steuer durch zwei andre Verordnungen vom 3. März und vom 28. Dezember 1358. (Ord. du Louvre, t. IV.) In dem Patent König Karls V. vom 22. Jun. 1372 ist festgesetzt, daß die Geistlichen die Steuer und alle sonstige Real- und Personalabgaben bezahlen sollen. (Ord. du Louvre, t. IV.) Dies Patent wurde von Karl VI. im J. 1390 erneuert.

Warum wurden diese Gesetze aufgehoben, während man so viele unsinnige Gewohnheiten und blutige Verordnungen in Kraft ließ?

Die Geistlichkeit bezahlt zwar unter dem Namen eines freiwilligen Geschenks (don gratuit) eine Art Steuer, und bekanntlich sind es fast nur die nützlichsten und ärmsten Diener der Kirche, die Pfarrer, welche dieselbe entrichten. Doch warum dieser Unterschied, diese Ungleichheit der Besteuerung unter den Bürgern eines und desselben Staates? Warum zahlen die, welche die größten Vorrechte genießen und die meistens für

das gemeine Beste so höchst überflüssig sind, weniger, als der Arbeiter, dessen Fleiß man nicht entbehren kann?

Die Republik Venedig traf in dieser Beziehung Einrichtungen, die den übrigen europäischen Staaten zum Muster dienen könnten.

Betrachtung über die Auflagen.

(Siècle de Louis XV., chap. 36.)

Das Volk prüft nie, ob die Auflagen nothwendig sind. Es bedenkt nicht einmal, daß es seine Arbeit und seine Waaren nach Verhältniß der Steuern theuer bezahlt und daß die Last immer auf die Reichen fällt. Letztere beschweren sich gleichfalls und verstärken dadurch das Murren der großen Menge [1]).

[1]) Es ist sehr wahr, daß jede jährliche Steuer genau genommen nur von den Grundeigenthümern bezahlt wird. Das Wenige, was vielleicht von dem Gewinn des auswärtigen Handels beigesteuert wird, kann kaum in Anschlag kommen. Anders aber verhält es sich mit den außerordentlichen in Kriegszeiten erhobenen Steuern. Diejenigen, welche auf den Konsumzionsartikeln des Volks lasten, erhöhen den Arbeitslohn nicht, weil die Eigenthümer dann weniger arbeiten lassen. Das Volk leidet also unmittelbar unter diesen Steuern. Aus gleichem Grunde lastet es unter denen, die unmittelbar nur auf den Eigenthümern zu lasten scheinen. Letztere könnte dem Volke nur in dem Falle gleichgültig sein, wenn ihr Ertrag rein darauf verwandt würde, ihm Arbeitslohn zu verschaffen. Und auch dann dürften sie nur von den reichen Eigenthümern bezahlt werden. Das Volk, die großen Massen selbst leiden also in der That unter den außerordentlichen Steuern. C.

Ueber den Luxus.

Erster Abschnitt.

Würde man in einem Lande, wo Jedermann barfuß ginge, dem ersten, der sich ein Paar Schuh machen ließe, dies als Luxus vorwerfen dürfen? Wäre er nicht ein sehr vernünftiger und erfinderischer Mann?

Verhält es sich nicht eben so mit dem, der das erste Hemd trug? Und nun gar den, der es waschen und plätten ließ, halte ich für einen höchst erfindungsreichen Kopf, der fähig gewesen wäre, einen Staat zu regieren.

Alle diejenigen aber, welche nicht gewohnt waren, weiße Hemden zu tragen, hielten ihn für einen reichen Weichling, der die Nazion verdarb.

„Hütet euch vor dem Luxus!" rief Cato den Römern zu, „ihr habt die Provinz unterjocht, die der Phasis durchströmt, aber eßt ja keine Fasanen. Ihr habt das Land erobert, wo die Baumwolle wächst, schlaft aber ja nach wie vor auf der harten Erde. Ihr habt mit bewaffneter Hand zwanzig Nazionen ihr Gold, ihr Silber und Edelsteine gestohlen, seid aber ja nicht so thöricht, Gebrauch davon zu machen. Kurz versagt euch Alles, nachdem ihr Alles genommen habt. Ein so stattliches Volk von Straßenräubern muß durchaus aus tugendhaften und freien Leuten bestehen."

„Freund," antwortete ihm Lucullus, „wünsche vielmehr, daß Crassus, Pompejus, Cäsar und ich Alles in Luxusartikeln verschwenden. Es ist zwar in der Ordnung, daß große Räuber sich um die Theilung der Beute schlagen. Rom muß ohne Gnade der Sklaverei verfallen, allein dies wird weit eher

und weit sichrer durch einen von uns geschehen, wenn wir unser Geld wie du wuchern lassen, als wenn wir es in überflüssigen Dingen und in Lustbarkeiten vergeuden. Wünsche nur, daß Pompejus und Cäsar durch ihre Verschwendungen hinlänglich verarmen, um kein Heer besolden zu können."

Vor nicht gar langer Zeit warf ein Norweger einem Holländer seinen Luxus vor. „Was ist," sprach er, „aus jener glücklichen Zeit geworden, wo ein Kaufmann bei seiner Abreise von Amsterdam nach Ostindien in seiner Küche eine geräucherte Rindskeule zurückließ und sie bei seiner Rückkehr noch vorfand? Wo sind eure hölzernen Löffel, eure eisernen Gabeln geblieben? Ist es nicht eine Schande für einen weisen Holländer, in einem Damastbette zu schlafen?"

„Geh nach Batavia," entgegnete der Amsterdamer; „verdiene, wie ich, zehn Tonnen Goldes und sieh zu, ob du nicht auch Lust bekommst, dich gut zu kleiden, gut zu essen und gut zu wohnen."

Seit dieser Unterredung schrieb man zwanzig Bände über den Luxus, die sammt und sonders so wenig zu seiner Verminderung wie zu seiner Vermehrung beitrugen.

Zweiter Abschnitt.

Seit 2000 Jahren ist man in Versen und in Prosa gegen den Luxus zu Felde gezogen und hat ihn dabei immer für sein Leben gern gehabt.

Was für Wunderdinge wurden nicht von den ältesten Römern erzählt? Wenn diese Räuber die Felder ihrer Nachbarn verheerten und plünderten; wenn sie, um ihr armseliges Dorf zu vergrößern, die armseligen Dörfer der Volsker

und Samniter zerstörten, so waren sie dabei doch die uneigennützigsten und tugendhaftesten Leute von der Welt. Sie hatten noch kein Gold, kein Silber und keine Edelsteine stehlen können, weil es dergleichen in den Flecken, über die sie herfielen, nicht gab. Ihre Wälder und Moräste erzeugten weder Rebhühner noch Fasanen, und man preist ihre Mäßigkeit.

Als sie sich nach und nach immer weiter ausbreiteten, als sie vom äußersten Winkel des adriatischen Meers bis an den Euphrat Alles geplündert, Alles eingesackt hatten und gescheit genug waren, die Früchte ihrer Räubereien zu genießen; als die Pflege der Künste bei ihnen Eingang fand; als sie an allen Arten von Vergnügen und Lustbarkeiten Geschmack fanden, und selbst den von ihnen besiegten Völkern Geschmack daran beibrachten: da, heißt es, hörten sie auf, weise und rechtschaffene Leute zu sein.

Alle diese Deklamazionen wollen weiter nichts sagen, als daß ein Dieb nie die Mahlzeit verzehren darf, die er gestohlen, nie das Kleid tragen, das er entwandt, noch sich mit dem Ringe schmücken, den er eingesackt hat. Er hätte, sagt man, dies Alles ins Wasser werfen müssen, um als ehrlicher Mann zu leben. Sagt lieber, er hätte nicht stehlen sollen. Verdammt die Räuber, wenn sie plündern; aber erklärt sie nicht für Thoren, wenn sie ihren Raub genießen. Aufrichtig gesprochen, wenn eine Menge englischer Seeleute sich mit der in Pondichery und Havanna gemachten Beute bereicherten, ist es ihnen wohl als Sünde anzurechnen, wenn sie davon, zum Ersatz für die im fernen Asien und Amerika ausgestandnen Mühseligkeiten, in London ein vergnügtes Leben führten?

Die Mäßigkeitsprediger möchten, daß man die durch das Loos der Waffen, durch Ackerbau, Handel und Kunstfleiß aufgehäuften Schätze verscharrte. Sie führen Lacedämon als

Beispiel an; warum nicht auch die Republik San-Marino? Was hatte Griechenland dem gepriesenen Sparta zu danken? Hatte dasselbe je einen Demosthenes, einen Sophokles, einen Apelles oder einen Phidias aufzuweisen? Der Luxus Athens erzeugte große Männer in jeder Gattung; Sparta hatte nur einige berühmte Feldherren, und auch die noch nicht einmal in so großer Anzahl wie andre Städte. Indessen mag immerhin eine so kleine Republik wie Lacedämon bei ihrer Armuth beharren[1]). Man stirbt am Ende immer, mag man nun an Allem Mangel leiden oder Alles besitzen, was das Leben angenehm machen kann. Der canadische Wilde fristet sein Leben und wird alt, wie der englische Bürger mit einer Einnahme von 50,000 Guineen. Aber wer wird je das Land der Irokesen England an die Seite stellen?

Mögen die Republik Ragusa und der Canton Zug Gesetze gegen den Aufwand erlassen: sie haben Recht, der Arme

---

1) Lacedämon vermied den Luxus nur, indem es an der Gemeinschaft oder der Gleichheit der Güter festhielt; beide vermochte es aber nur zu behaupten, indem es das Land durch ein Sklavenvolk bestellen ließ. Es war die Verfassung des Klosters Saint-Claude*), mit dem Unterschiede nur, daß die Mönche sich nicht erlaubten, ihre Leibeignen zu meuchelmorden, oder wie wilde Thiere todt zu schlagen. Das Bestehen völliger Gleichheit oder Gemeinschaft der Güter setzt immer ein Sklavenvolk voraus. Die Spartaner besaßen Tugenden wie die Straßenräuber, wie die Inquisitoren, wie alle jene Menschenklassen endlich, die durch die Gewohnheit mit dieser oder jener Art von Verbrechen so vertraut geworden sind, daß sie keine Gewissensbisse mehr empfinden, indem sie dieselben begehen. C.

*) Ein ehemaliges Benediktinerkloster in Franche Comté, dessen Unterthanen Voltaire umsonst von der Leibeigenschaft zu befreien suchte.

darf sich keine Ausgaben, die über seine Kräfte gehen, erlauben[1]); doch las ich irgendwo:

Vor Allem wißt, daß Ueppigkeit und Pracht,
Verderblich zwar dem kleinen Staate,
Den großen reich und blühend macht[2]).

Versteht man unter Luxus Uebermaß, so weiß allerdings Jedermann, daß das Uebermaß in allen Dingen verderblich ist, in der Enthaltsamkeit wie in der Gefräßigkeit, in der Sparsamkeit wie in der Freigebigkeit. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß es in meinen Dörfern, wo der Boden undankbar, die Abgaben schwer sind und das Verbot der Kornausfuhr kaum zu ertragen, doch kaum einen Landwirth gibt, der nicht seinen guten Tuchrock sammt guten Schuhen trüge und sich nicht gemächlich satt äße. Wenn dieser Bauer in seinem besten Kleide mit weißer Wäsche und frisirten und gepuderten Haaren seinen Acker bestellen wollte, so wäre das allerdings der größte und tollste Luxus; erschiene dagegen ein Bürger von Paris oder London wie jener Bauer gekleidet im Schauspiel, so wäre das die gröbste und lächerlichste Knickerei.

Als die Scheere erfunden wurde, die gewiß nicht aus dem grauesten Alterthum stammt, wie mag man da nicht gegen die Leute losgezogen sein, die sich die Nägel und die Haare

---

1) Die Gesetze gegen den Luxus sind ihrer Natur nach eine Verletzung des Eigenthumsrechts. Findet in einem kleinen Staate nicht eine große Ungleichheit des Vermögens statt, so wird auch kein Luxus dort herrschen; ist jene Ungleichheit vorhanden, so ist der Luxus ein Heilmittel dagegen. In Folge seiner Luxusgesetze eben verlor Genf seine Freiheit. C.

2) Aus V.'s satyrischem Gedichte defense du mondain ou l'apologie du luxe.

beschnitten, damit sie ihnen nicht mehr über die Nase hingen? Man erklärte sie ohne Zweifel für Stutzer und Verschwender, die für schweres Geld ein Werkzeug der Eitelkeit kauften, um das Werk des Schöpfers zu verderben. Welche entsetzliche Sünde, die Hornhaut zu verkürzen, die Gott an unsern Fingerspitzen wachsen läßt! Es war eine wahre Gotteslästeruug. Und noch weit schlimmer wurde es, als man die Hemden und Strümpfe erfand. Welch ein Zetergeschrei erhoben nicht die alten Staatsräthe, die nie welche getragen hatten, gegen die jungen Beamten, die solchen verderblichen Luxus mitmachten [1]).

---

[1]) Versteht man unter Luxus Alles, was nicht zu den nothwendigen Bedürfnissen gehört, so ist der Luxus eine natürliche Folge des Fortschritts der menschlichen Gattung, und um konsequent zu bleiben, muß jeder Feind des Luxus mit J. J. Rousseau der Ansicht huldigen, daß der wahre Zustand des Glücks und der Tugend für den Menschen nicht der des Wilden, sondern jener des Orangutang sei. Man fühlt, wie thöricht es wäre, Bequemlichkeiten, deren alle Menschen sich zu erfreuen haben, für ein Uebel anzusehen; daher bezeichnet man als Luxus insgemein nur die überflüssigen Dinge, deren Genuß nur eine kleine Anzahl von Individuen sich verschaffen kann. In diesem Sinne ist der Luxus eine nothwendige Folge des Eigenthums, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann, und einer sehr ungleichen Vertheilung der Glücksgüter, die nicht in dem Eigenthumsrecht an sich, sondern in den schlechten Gesetzen ihren Grund hat. Schlechte Gesetze erzeugen also den Luxus und nur gute Gesetze können ihm abhelfen. Die Sittenlehrer sollten ihre Bußpredigten an die Gesetzgeber und nicht an die Privatleute richten, weil die Ordnung der Dinge, wie sie in dieser Welt möglich sind, es nun einmal mit sich bringt, daß ein tugendhafter und aufgeklärter Mann vernünftige Gesetze zu geben vermag, und weil es andrerseits der menschlichen Natur widerstreitet, daß alle Reiche in einem Lande aus Tugend auf alle Genüsse des Vergnügens oder der Eitelkeit verzichten sollten, die sie sich für ihr Geld verschaffen können. E.

Ueber Bettelei.

(Dictionnaire philosophique.)

Jedes Land, wo die Bettelei ein förmlicher Beruf ist, hat eine elende Regierung. Die Bettelei ist, wie ich anderswo schon gesagt habe, ein Ungeziefer, das sich an den Reichthum hängt [1]): ja, allein man muß es abschütteln. Der Reichthum muß dafür sorgen, daß es der Armuth nicht an Arbeit fehlt; die Hospitäler müssen der Krankheit und dem Alter vorbehalten bleiben, die Werkstätten der gesunden und rüstigen Jugend.

Ich theile hier den Auszug aus einer Predigt mit, die ein Prediger vor 10 Jahren vor der Gemeinde St. Leu und St. Gilles hielt, welches bekanntlich die Gemeinde der Einfaltspinsel und der Verzückten ist:

„Pauperes evangelisantur“ (Matth. 11, 5.): den Armen wird das Evangelium gepredigt.

„Was heißt Evangelium, ihr geliebten Bettler und Brüder? Es heißt eine gute Botschaft. Es ist also eine gute Botschaft, die ich euch verkünden will. Und was für eine? Daß ihr, wenn ihr Faullenzer bleibt, auf einem Düngerhaufen verrecken werdet. Ihr sollt wissen, daß es einst auch königliche Faullenzer gab, wenigstens erzählt man so, aber sie hatten auch zuletzt nicht, wo sie ihr Haupt hinlegten. Wenn ihr arbeitet, werdet ihr so glücklich sein, wie andre Leute.

„Die Herren Prädikanten von St. Eustache und St. Roche mögen vor den Reichen herrliche Predigten in blühendem Styl halten, die den Zuhörern eine leichte Verdauung

---

[1]) S. unten: Bemerkungen über Melon und Dutot ꝛc. I.

bei sanftem Schlummer, und dem Redner selbst 1000 Thaler zuwege bringen. Ich aber rede vor Leuten, die der Hunger wach hält. Arbeitet, um zu essen, sage ich euch; denn die Schrift lehrt: Wer nicht arbeitet, verdient nicht zu essen. Unser Bruder Hiob, der sich eine Zeit lang in eurer Lage befand, sagt, daß der Mensch zur Arbeit geschaffen ist, wie der Vogel zum Fliegen. Seht diese unermeßliche Stadt an, wo Jedermann arbeitet; die Richter stehen Morgens 4 Uhr auf, um euch Recht zu verschaffen oder euch auf die Galeeren zu schicken, wenn euer Faullenzen euch dahin bringt, ungeschickt zu stehlen.

„Der König arbeitet; er wohnt täglich seinem Staatsrath bei; er hat auch Feldzüge mitgemacht. Ihr werdet mir einwenden, daß er darum nicht reicher ist. Ich geb' es zu; allein es ist nicht seine Schuld. Die Finanzmänner wissen besser, als ihr und ich, daß nicht die Hälfte seiner Einkünfte in seine Schatulle fließt. Er war genöthigt, sein Silbergeschirr zu verkaufen, um uns gegen unsre Feinde zu vertheidigen. Es ist billig, daß wir ihm unsrerseits auch beistehen. Der „Menschenfreund" will ihm jährlich nur 75 Millionen zuerkennen; ein andrer Freund gibt ihm ohne Weiteres 740 Millionen. Aber unter allen diesen Freunden Hiob's ist nicht einer, der ihm nur einen Thaler vorschösse. Man muß tausenderlei sinnreiche Mittel aushecken, um uns den Thaler aus der Tasche zu spielen, woraus er dann erst um die Hälfte vermindert in die seinige gelangt.

„Arbeitet also, geliebte Brüder; helft euch selbst; denn ich sage euch, so ihr nicht selbst für euch sorgt, wird es Niemand thun. Man wird euch behandeln, wie man in einigen ernsthaften Vorstellungen den König behandelte. Man wird euch sagen: „Gott steh' euch bei!"

„Wir wollen in unsre Provinzen gehen, antwortet ihr;

wir wollen uns von den Gutsherren, Pächtern und Pfarrern füttern lassen. Erwartet nicht, lieben Brüder, eure Füße unter ihren Tisch zu stecken. Sie haben meistens alle Hände voll zu thun, um selbst satt zu werden, trotz der „Methode, durch den Ackerbau schnell reich zu werden," und hundert Werken der Art, die man täglich in Paris zum Nutzen des Landes druckt, das die Verfasser nie bestellt haben.

„Ich sehe junge Leute unter euch, die nicht ohne Geist sind; sie wollen, sagen sie, Verse machen, Broschüren schreiben, an der Kirchenzeitung arbeiten, Schmähartikel für die Flugblätter, Leichenreden für die Bischöfe und Arien für die komische Oper liefern. Nur zu! das ist wenigstens eine Beschäftigung. Man stiehlt nicht an der Heerstraße, wenn man an der Année littéraire schreibt, man bestiehlt höchstens seine Gläubiger. Doch macht es gescheiter, geliebte Brüder in Christo, werthe Lumpenhunde, die ihr Gefahr lauft, mit eurem Bettelstabe euch auf die Galeeren zu verirren: Tretet in einen der vier Bettelorden und Reichthum und Ehre kann euch nicht fehlen."

Vom Gelde.

(Dictionnaire philosophique.)

Man fragt beständig, welches Land in Europa das reichste an Gelde sei, und versteht darunter, welches Volk am meisten von den Metallen besitze, wodurch die Gegenstände des Handels repräsentirt werden. Aus gleichem Grunde fragt man, welches das ärmste sei; und wetteifernd melden sich auf

diese Frage wohl an dreißig Nazionen, der Westfale, der Limosiner, der Baske, der Tyroler, der Walliser, der Graubündner, der Istrier, der Schotte, der Nord-Irländer, der Schweizer aus den Waldkantonen und vor Allen der Unterthan des Papstes.

Hinsichtlich des Landes, das am reichsten an Gelde ist, schwankt man heutzutage zwischen Frankreich, Spanien und Holland, welches letztere im J. 1600 fast noch nichts hatte.

Vor Zeiten, im 13., 14. und 15. Jahrhundert, war es ohne Widerrede das Gebiet der Dataria, welches das meiste baare Geld besaß. Auch hatte es unstreitig den bedeutendsten Handel. „Wie theuer verkauft ihr das?" fragte man einen Kaufmann. „Je nachdem die Leute mehr oder weniger dumm sind," erwiederte er.

Jedermann übersandte damals sein Geld dem römischen Hofe, und dieser versorgte dafür alle Welt mit geweihten Kügelchen, Agnis Dei, vollen und theilweisen Ablässen, Dispensazionen, Konfirmazionen, Exemzionen, Benedikzionen, ja selbst mit Exkommunikazionen gegen solche, die am römischen Hofe nicht gut angeschrieben standen, und auf welche die Zahler es gemünzt hatten.

Die Venezianer verkauften nichts dergleichen; allein der Handel des ganzen Abendlandes über Alexandria ging durch ihre Hände; nur durch sie bekam man Pfeffer und Zimmt. Das Geld, was nicht in die päpstliche Pfründenkammer floß, ging nach Venedig, bis auf das, was die Genueser und Toskaner bekamen. Alle andern Reiche waren so arm an baarem Gelde,

---

[1]) Die Abtheilung der päpstlichen Kurie, von der die im Folgenden spezifizirten kirchlichen Gnadensachen expedirt werden.

daß Karl VIII. sich genöthigt sah, die Juwelen der Herzogin von Savoyen zu borgen und zu verpfänden, um zur Eroberung Neapels, das er bald genug wieder verlor, ins Feld ziehen zu können. Die Venezianer hatten zahlreichere Heere im Sold als er. Ein Venezianischer Nobile hatte mehr Gold in seiner Schatulle und ein reicheres Silbergeschirr auf seinem Tische, als der Kaiser Maximilian mit dem Beinamen Pochi-Denari.

Die Dinge änderten sich, da die Portugiesen als Eroberer in Indien eindringend den indischen Handel in die Hände bekommen und die Spanier mit 600 oder 700 Menschen Mexiko und Peru unterjocht hatten. Bekanntlich kam dadurch der Handel Venedigs so wie der übrigen italienischen Städte gänzlich herunter. Philipp II. als Herr Spaniens, Portugals, der Niederlande, beider Sizilien, Mailands, eines Küstenlandes von 800 Meilen in Asien und der Gold- und Silberbergwerke Amerika's war der einzige reiche und folglich auch der einzige mächtige Fürst in Europa. Die Spione, die er in Frankreich erkauft hatte, küßten fußfällig die katholischen Doublonen, und die wenigen Engels- und Karlsthaler, die im Reiche noch zirkulirten, standen in keinem sonderlichen Kredit. Man behauptet, daß seine Einnahme aus Amerika und Asien sich beinahe auf zehn Millionen Dukaten belief. Er hätte in der That Europa kaufen können, wäre nicht das Eisen Heinrichs VI. und die Flotten der Königin Elisabeth gewesen.

Das Dictionnaire encyclopédique zitirt im Artikel Argent den „Geist der Gesetze," wo es heißt: „Ich hörte oft die Verblendung der Räthe Franz des I. beklagen, welcher den Vorschlag des Christoph Columbus, Amerika für ihn zu entdecken, zurückwies. In der That ließ man sich vielleicht durch

Unverstand zu einem sehr weisen Beschlusse bewegen.“ (Th. VII. S. 90. uns. Ausg.)

Wir ersehen aus der ungeheuren Macht Philipps, daß der vermeinte Beschluß der Räthe Franz des I. keineswegs so weise gewesen wäre. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß Franz I. zu der Zeit, als er das Anerbieten des Columbus zurückgewiesen haben soll, noch nicht geboren war. Jener Genueser landete in Amerika im J. 1492; Franz I. aber wurde 1494 geboren und bestieg erst im J. 1515 den Thron.

Vergleichen wir die Einnahme Heinrichs III., Heinrichs IV. und der Königin Elisabeth mit jener Philipps II: Elisabeths gewöhnliche Einkünfte betrugen nur 100,000 Pfund Sterling und mit Einschluß der außerordentlichen Steuern im Durchschnitt etwa 400,000. Dieser Ueberschuß aber ging für ihre Vertheidigung gegen Philipp II. darauf. Ohne die äußerste Sparsamkeit wäre sie verloren gewesen und England mit ihr.

Die Einnahme Heinrichs III. belief sich zwar auf 30 Millionen Livres nach damaligem Münzfuß; diese Summe verhielt sich zu der allein, die Philipp II. aus Indien bezog, wie 3 zu 10; indessen gelangte noch nicht einmal der dritte Theil dieses Geldes in den Schatz des Königs, der ein arger Verschwender war, fortwährend bestohlen wurde und folglich nie Geld hatte. Es weist sich aus, daß Philipp II. allein durch jenen einen Zweig seiner Einnahme zehnmal so reich war als jener.

Was Heinrich IV. betrifft, so ist es nicht der Mühe werth, seine Schätze mit denen Philipps II. zu vergleichen. Bis zum Frieden von Vervins hatte er nur so viel, als er aufzuborgen oder mit dem Degen in der Faust zu erwerben vermochte, und

er lebte wie ein irrender Ritter bis zu dem Zeitpunkte, da er der erste König in Europa wurde.

England war immer so arm gewesen, daß der König Eduard III. der erste war, der Goldmünzen schlagen ließ.

Man will wissen, was aus dem Golde und Silber wird, das beständig aus Mexico und Peru nach Spanien herüberströmt. Es fließt in die Taschen der Franzosen, der Engländer und Holländer, die unter spanischen Namen den Handel von Cadix in Händen haben, und die Produkte ihrer Manufakturen und Fabriken nach Amerika senden. Ein bedeutender Theil dieses Geldes geht nach Ostindien, um Gewürze, Baumwolle, Salpeter, Kandiszucker, Thee, Tücher, Diamanten und Affen zu bezahlen.

Man fragt ferner, was aus allen jenen Schätzen Indiens wird. Ich antworte: Schach Thamas Kulikan oder Schach Nadir hat den des großen Mogul sammt allen seinen Edelsteinen mitgenommen. Man will wissen, wo alle jene Edelsteine, jenes Gold und Silber, das Schach Nadir nach Persien mit fortnahm, geblieben ist? Ein Theil davon wurde während der Bürgerkriege in die Erde verscharrt und der Rest von verschiednen Räubern dazu angewandt, sich Parteien zu machen. Denn wie Cäsar sehr richtig sagte, „für Geld bekommt man Soldaten und mit Soldaten kommt man zu Gelde.“

Eure Neugierde ist noch nicht befriedigt; ihr möchtet gar zu gern auch wissen, wo die Schätze des Sesostris, des Krösus, des Cyrus, des Nebukadnezar und vor Allem die Schätze Salomos geblieben sind, der allein 20,000,000 Livres und noch darüber nach unsrer Rechnung in Cassa gehabt haben soll.

Euch diene zur Erwiederung, daß all' dies viele Geld sich auf Erden verbreitete. Seid versichert, daß zur Zeit des Cyrus in Gallien, Germanien, Dänemark, Polen und Ruß-

land nicht ein Thaler zu finden war. Allmälig ist Alles ziemlich ins Gleichgewicht gekommen, ungerechnet, was an Vergoldungen verloren ging, was in der Kirche unsrer lieben Frau von Loretto und anderwärts eingescharrt und was vom „geizigen" Meere verschlungen wurde.

Wie machten es die Römer unter ihrem großen Romulus, dem Sohne des Mars und einer Nonne, und unter dem frommen Numa Pompilius? Ihr Gott war ein aus Eichenholz roh geschnitzter Jupiter, ihre Paläste Strohhütten, ihre Standarte ein Bündel Heu an einer Stange und in ihrer Tasche fand sich nicht ein Silbergroschen. Unsre Kutscher haben goldne Uhren, welche die sieben Könige von Rom so wenig wie ein Camillus, ein Manlius, Fabius oder irgend einer der Helden jener Zeit hätte bezahlen können.

Sollte zufällig die Frau eines General-Finanz-Einnehmers sich diesen Aufsatz von dem Schöngeist des Hauses bei ihrer Toilette vorlesen lassen, so würde sie ohne Zweifel eine grenzenlose Verachtung gegen die Römer der drei ersten Jahrhunderte fassen und weder einem Manlius, noch einem Curius oder Fabius den Zutritt in ihr Vorzimmer gestatten, wenn sie zu Fuß ankämen und nicht einmal den Einsatz zum Spiel mitbrächten.

Sie kannten nur Kupfermünzen. Dies Metall diente ihnen zugleich als Waffe und als Geld. Man kämpfte mit Kupfer und leistete seine Zahlungen darin. Drei oder vier Pfund Kupfer, zu 12 Unzen das Pfund, waren der Preis eines Ochsen. Man kaufte, was man bedurfte, auf dem Markte, wie jetzt, und es fehlte den Leuten so wenig wie zu irgend einer Zeit an Nahrung, Kleidern und Obdach. Die Römer, welche ärmer waren, als ihre Nachbarn, unterjochten letztere

und vergrößerten im Verlauf von etwa 500 Jahren ihr Gebiet fortwährend, ehe sie daran dachten, Silbergeld zu prägen.

Die Soldaten Gustav Adolfs hatten in Schweden ihre Löhnung nur in Kupfer bekommen, ehe er Eroberungen in fremden Ländern machte.

Sobald man nur irgend ein Tauschpfand für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hat, geht der Handel seinen Gang. Es kommt nichts darauf an, ob dies Tauschpfand in Muscheln oder in Papier besteht. Gold und Silber haben nur deshalb auf die Dauer überall die Oberhand behalten, weil sie seltner sind.

In Asien kam man zuerst auf den Gedanken, Gold- und Silbermünzen zu prägen, wie denn Asien überhaupt die Wiege aller Künste war.

Im trojanischen Kriege ist von gemünztem Gelde keine Rede. Man wiegt dort Gold und Silber. Agamemnon konnte einen Schatzmeister, aber keinen Münzhof haben.

Was mehrere Gelehrte auf die gewagte Vermuthung brachte, daß der Pentateuch erst zu der Zeit niedergeschrieben sei, als die Hebräer allmälig durch ihre Nachbarn gemünztes Geld kennen lernten und selbst in die Hände bekamen, ist eben der Umstand, daß dort an mehr als einer Stelle von Sekeln die Rede ist. Es heißt, Abraham, der ein Fremdling war und keinen Zoll breit Landes in Kanaan besaß, habe dort einen Acker und eine Höhle gekauft, um sein Weib zu begraben und zwar um „400 Sekel Silber, das im Kauf gäng und gebe war." Der sinnreiche Dom Calmet schätzt diese Summe auf 448 Livres 6 Sous 9 Pfennige nach den alten aufs Geradewohl ersonnenen Berechnungen, die Mark Silber zu 26 Livres gerechnet. Da aber die Mark um die Hälfte erhöht ist, würde jene Summe 869 Livres betragen. Da es nun aber damals

kein geprägtes Geld gab, macht dies eine kleine Schwierigkeit, die nicht leicht zu heben ist.

Wir könnten hier beiläufig der Schätze gedenken, die David seinem Sohne Salomo an gemünztem Gelde hinterließ und die sich nach Einigen auf 21 oder 22, nach Andern auf 25,000,000,000 Livres Tournois belaufen haben sollen. Kein königlicher Schatzmeister und kein Defterdar des Großtürken würde sich getrauen, den Schatz des Königs Salomo genau zu berechnen. Doch die jungen Baccalaureen von Oxford und der Sorbonne sind im Umsehen damit fertig.

Ich rede hier nicht von den zahllosen Begegnissen des Geldes, seit es geschlagen, geprägt, geschätzt, verschlechtert, verschleudert, zusammengescharrt und gestohlen wurde, ohne auf allen seinen Wanderungen je aufzuhören, der Gegenstand der Liebe und Sehnsucht der Menschheit zu sein. Man liebt es so sehr, daß bei allen christlichen Fürsten der Form nach noch ein altes Gesetz besteht, wodurch die Ausführung des Goldes und Silbers aus dem Reiche verboten ist. Dies Verbot setzt entweder voraus, daß jene Fürsten über Tollhäusler herrschen, die zum Zeitvertreib im Auslande ihr Geld wegwerfen, oder daß man einem Fremden seine Schulden nicht bezahlen darf. Es liegt gleichwohl am Tage, daß Niemand so unsinnig ist, sein Geld ohne Grund wegzugeben, daß man aber, wenn man Schulden im Auslande kontrahirt hat, dieselben entweder in Wechseln oder in Waaren oder in klingender Münze bezahlen muß. In der That ist auch dies Gesetz nie mehr in Kraft getreten, seitdem man nach und nach die Augen aufgethan hat, was übrigens noch nicht so gar lange her ist.

Es ließe sich Mancherlei über das gemünzte Geld sagen, so wie auch über die unbillige und lächerliche Vermehrung

desselben, wodurch ein Staat mit einem Schlage beträchtliche Summen einbüßt; ferner über die Umschmelzung oder Umprägung mit Erhöhung des idealen Werthes, wodurch die Nachbarn und sämmtliche Feinde des Staats, der sie vornimmt, angereizt werden, sein Geld gleichfalls umzuprägen und sich auf seine Kosten zu bereichern; über zwanzig andre Kunststücke endlich, die man ersann, um sich zu Grunde zu richten. Verschiedne neue Bücher sind voll geistreicher Betrachtungen über diesen Gegenstand. Es ist leichter, über das Geld zu schreiben, als es zu erwerben, und wer sich auf diese Kunst versteht, lacht ins Fäustchen über den, der nur davon zu reden weiß.

Im Allgemeinen besteht die Regierungskunst darin, dem größern Theile der Staatsbürger so viel Geld abzunehmen, als man irgend kann, um es dem kleinern zuzuwenden.

Man fragt, ob es möglich sei, ein Reich, dessen Boden im Ganzen fruchtbar ist, radikal zu Grunde zu richten. Die Antwort kann nur dahin lauten, daß es allerdings unthunlich scheint, indem man seit dem Kriege von 1689 bis zu Ende des Jahrs 1769, da wir dies schreiben, sich fast ununterbrochen alle ersinnliche Mühe gegeben hat, Frankreich ohne Rettung zu Grunde zu richten, ohne es doch je erreichen zu können. Das Land ist ein kräftiger Körper, der 80 Jahre lang am Fieber, oft mit verdoppelten Paroxismen, laborirte und obendrein von Quacksalbern behandelt wurde, der aber bei alle dem am Leben bleibt.

Will man eine interessante, wohldurchdachte Abhandlung über das Geld in verschiednen Ländern lesen, so schlage man den Artikel Monnaie vom Chevalier Jaucourt in der Encyklopädie nach. Der Gegenstand hätte nicht gründlicher und unparteiischer besprochen werden können. Es ist eine schöne

Sache, so gründlich und erschöpfend über einen Gegenstand zu sprechen, den man verachtet.

Ueber den Handel.

(Dictionnaire philosophique.)

Seit dem Unglück Karthago's war kein Volk zugleich durch den Handel und durch die Waffen mächtig, bis im Mittelalter Venedig dies Beispiel gab. Nachdem die Portugiesen das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelt hatten, spielten sie eine Zeitlang auf den Küsten Indiens die großen Herren, in Europa aber hatte ihre Macht nie viel zu bedeuten. Die vereinigten Niederlande spielten wider ihren Willen eine kriegerische Rolle, und nicht kraft ihrer Vereinigung unter sich, sondern in Folge ihrer Vereinigung mit England vermochten sie bei der Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts zu Anfang des 18. Jahrhunderts hülfreiche Hand zu leisten.

Karthago, Venedig und Amsterdam waren mächtig; allein sie machten es, wie die Kaufleute bei uns zu Lande, die erst durch den Handel reich werden und sich dann ansehnliche Rittergüter kaufen. Weder Karthago, noch Venedig, Holland oder irgend ein andres Volk fing mit Krieg und Eroberungen an, um mit dem Handel aufzuhören. Die Engländer sind in dieser Beziehung die einzigen. Sie schlugen sich lange auf Tod und Leben herum, ehe sie rechnen lernten. Als sie die Schlachten von Azincourt, Crecy und Poitiers gewannen, wußten sie nicht, daß sie eine Menge Korn verkaufen und schönes Tuch verfertigen könnten, das ihnen weit mehr einbringen

würde. Die Belehrung hierüber allein erleuchtete, bereicherte und kräftigte die Nazion. London war ein armseliger und ländlich roher Ort zu der Zeit, da Eduard III. halb Frankreich eroberte. Nur weil die Engländer zu Kaufleuten wurden, konnte London an Größe und Einwohnerzahl Paris den Rang ablaufen; nur in Folge dessen kann England zweihundert Kriegsschiffe stellen und verbündete Könige besolden. Die Völker Schottlands sind von Natur kriegerisch und geistvoll; woher kommt es denn nur, daß ihr Land unter dem Namen der Vereinigung zur englischen Provinz geworden ist? Daher, daß Schottland nur Kohlen, England dagegen feines Zinn, schöne Wolle, treffliches Korn, Fabriken und Handelskompagnien besitzt.

Als Italien vor Ludwig XIV. zitterte und seine Heere, schon im Besitz Savoyens und Piemonts, auf dem Punkte standen, Turin einzunehmen, mußte der Prinz Eugen fernher aus Deutschland dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe eilen. Er hatte kein Geld, ohne welches man weder Städte erobern, noch sie vertheidigen kann. Er nahm seine Zuflucht zu den englischen Kaufleuten und in einer halben Stunde lagen fünf Millionen für ihn bereit. Damit entsetzte er Turin, schlug die Franzosen und schrieb darauf denen, die ihm jene Summe vorgestreckt hatten, folgende Zeilen: „Meine Herren, „ich habe Ihr Geld richtig erhalten, und schmeichle mir, es „zu Ihrer Zufriedenheit verwandt zu haben." Alles dies erfüllt einen englischen Kaufmann mit gerechtem Stolz und bewirkt, daß er sich nicht ohne einigen Grund einem römischen Bürger an die Seite zu stellen wagt. Daher hält auch der Bruder eines Pairs des Königreichs den Handel durchaus nicht unter seiner Würde. Der Staatsminister Lord Townschend hat einen Bruder, der sich mit dem Loose eines Kaufmanns

in der City begnügt. Zu der Zeit, da Lord Orford England regierte, war sein jüngerer Bruder Faktor in Aleppo, das er nicht verlassen wollte und wo er auch gestorben ist. Diese Gewohnheit, die sich indessen leider immer mehr zu verlieren scheint, kommt hochadligen deutschen Junkern, denen nur ihr Stammbaum im Kopfe steckt, wie eine himmelschreiende Unsitte vor. Sie können nicht begreifen, wie der Sohn eines englischen Pairs nichts weiter sein sollte, als ein reicher und mächtiger Bürger, während man in Deutschland mit den Fürsten die Straßen pflastern kann. Man sah wohl an dreißig Durchlauchten desselben Namens, die weiter nichts aufzuweisen haben, als ihr Wappen und ihren hochgeborenen Dünkel.

In Frankreich kann sich jeder zum Marquis machen; und jeder, der mit gehörig gespicktem Beutel und allenfalls einem Namen auf as oder ille aus einer entlegenen Provinz nach Paris kommt, kann sagen: „Ein Mann wie ich! ein Mann von meinem Stande!“ und einen Kaufmann verächtlich über die Achsel ansehen. Der Kaufmann selbst hört so oft mit Geringschätzung von seinem Berufe sprechen, daß er einfältig genug ist, darüber zu erröthen. Ich weiß indessen nicht, wer von beiden dem Staate größern Nutzen schafft: ein wohl frisirter und gepuderter Hofherr, der auf ein Haar weiß, zu welcher Stunde der König aufsteht und wann er zu Bett geht, und der, sonst die Hochmuth selbst, nur im Vorzimmer des Ministers den unterthänigen Knecht spielt; oder ein Kaufmann, der sein Vaterland bereichert, der von seinem Schreibtisch aus Befehle nach Surate und Kairo sendet und der zum Glück der Welt das Seinige beiträgt.

Bemerkungen
über
John Law, Melon und Dutot; über Handel, Luxus, Münzwesen und Abgaben.
1738.

Man versteht sich in Frankreich seit den letzten zwanzig Jahren besser auf den Handel, als in der ganzen Zeit von Pharamund bis auf Ludwig XIV. Er war früher eine geheime Kunst, eine Art Alchymie in den Händen von drei oder vier Menschen, die in der That Gold machten und ihr Arkanum nicht ausschwatzten. Die Masse des Volks befand sich in so tiefer Unwissenheit über dies wichtige Geheimniß, daß nicht leicht ein Minister oder ein Richter zu finden war, der über die Begriffe Akzien, Prämien, Wechsel und Dividenden hätte Auskunft geben können. Ein John Law mußte erst aus Schottland nach Frankreich kommen und unsre ganze Staatswirthschaft über den Haufen werfen, um uns zu belehren. Er wagte bei der entsetzlichsten Zerrüttung unsrer Finanzen und dem allgemeinsten Mangel, eine Bank und eine indische Handelskompagnie zu errichten. Es war eine Kur, wie ein Brechmittel für einen Kranken; wir nahmen zu viel davon und bekamen Zuckungen. Aber am Ende blieb uns doch von den Trümmern seines Systems eine indische Kompagnie mit einem Fonds von 50 Millionen. Wie glänzend würde erst die Kur ausgefallen sein, wenn wir von der Arznei nicht mehr als die gehörige Dosis genommen hätten! Der Staatskörper wäre dann, sollt' ich meinen, der kräftigste und mächtigste von der Welt.

Zur Zeit als die jetzige indische Handelskompagnie errichtet wurde, herrschten unter uns noch so grobe Vorurtheile, daß die Sorbonne die Akziendividende für Wucher erklärte. Eben so beschuldigte man im J. 1470 die ersten deutschen Buchdrucker, die in Frankreich ihr Gewerbe ausüben wollten, der Hexerei.

Wir Franzosen müssen wahrlich gestehen, daß wir in allen Dingen ziemlich spät nachhinkten. Unsre ersten Schritte in Bezug auf Kunst und Wissenschaft gingen darauf aus, uns der Einführung der Wahrheiten, die wir dem Auslande verdankten, zu widersetzen. Wir schreiben Thesen gegen den Blutumlauf, nachdem er in England, und gegen die Bewegung der Erde, nachdem sie in Deutschland bewiesen worden war; ja sogar die wohlthätigsten Heilmittel wurden durch richterlichen Spruch geächtet. Wahrheiten verkünden, den Menschen etwas Nützliches vorschlagen, ist ein sichres Mittel, sich Verfolgungen auszusetzen. John Law, jener Schotte, dem wir unsre indische Kompagnie und aufgeklärtere Begriffe über den Handel verdanken, wurde aus Frankreich verjagt und starb zu Venedig im Elend; und gleichwohl hatten wir kaum 300 große Handelsschiffe, als er sein System in Vorschlag brachte, und besitzen jetzt [1]) in Folge desselben 1800. Wir verdanken sie ihm, sind aber weit entfernt, dies anzuerkennen.

Jedermann kennt heutzutage die Grundlehren des Handels; wir bekommen nachgrade gute Bücher über diesen Gegenstand. Der „Versuch über den Handel" von M e l o n ist das Werk eines geistreichen, denkenden Patrioten. Es athmet den Geist des Jahrhunderts und ich zweifle, ob selbst zu Colbert's Zeit zwei Menschen in Frankreich im Stande gewe-

---

[1]) Dies wurde i. J. 1738 geschrieben.

sen wären, ein solches Buch zu schreiben. Gleichwohl finden sich in diesem trefflichen Werke noch manche Irrthümer; so schwer ist der Weg zu finden, der zur Wahrheit führt. Es ist zweckmäßig die Mißgriffe aufzudecken, die sich in einem nützlichen Buche finden; ja nur in einem solchen sollte man sie aufdecken. Es heißt ein gutes Werk ehren, wenn man ihm widerspricht; schlechte Bücher verdienen diese Ehre nicht.

Ich hebe hier einige Sätze aus, die mir nicht richtig zu sein schienen.

I. Der Verfasser erklärt die Länder, wo es die meisten Bettler gebe, für die am tiefsten in Barbarei versunkenen. Meines Bedünkens ist keine Stadt weniger in Barbarei versunken als Paris, und gleichwohl hat keine mehr Bettler aufzuweisen. Die Bettelei ist ein Ungezieser, das sich an den Reichthum hängt; von den äußersten Enden des Reichs strömen die Müßiggänger in Paris zusammen, um den Reichthum und die Wohlthätigkeit zu brandschatzen. Es ist ein schwer auszurottender Mißbrauch, der aber nur beweist, daß es Menschen gibt, die erbärmlich genug sind, lieber Almosen zu fordern, als durch ehrliche Arbeit ihr Brod zu verdienen. Die Bettelei ist ein Beweis von Reichthum und Liederlichkeit, nicht aber von Barbarei.

II. Er behauptet zu wiederholten Malen, Spanien würde ohne den Besitz Amerikas mächtiger sein. Er stützt sich dabei auf die Entvölkerung Spanien's und den Zustand der Schwäche, worin dies Reich so lange danieder lag. Diese Ansicht, daß Amerika Spanien geschwächt habe, findet man wohl bei hundert Schriftstellern [1]; allein wenn sie hätten erwägen wollen,

---

[1]) Vgl Montesquieu, G. d. G. Th. 7, S. 87, ff. unsr. Ausg. u. V.'s Anm. das. S. 90.

daß die Schätze der neuen Welt den Kitt der Macht Karl's V. bildeten, und daß durch sie Philipp II. wirklich zum Herrn von ganz Europa geworden wäre, wenn nicht Heroen wie Heinrich der Große, Elisabeth und die Prinzen von Oranien ihm gegenüber gestanden, so würden jene Schriftsteller ihre Meinung geändert haben. Man hielt die spanische Monarchie für gänzlich abgestorben, weil die Könige Philipp III., Philipp IV. und Karl II. unglücklich oder schwach waren. Allein man sehe nur, wie diese Monarchie unter dem Kardinal Alberoni plötzlich ein ganz neues Leben begann; man werfe die Augen auf Afrika und Italien, den Schauplatz der Eroberungen der jetzigen spanischen Regierung, und man wird einräumen müssen, daß die Völker sind, wozu Könige oder Minister sie machen. Muth, Kraft, Betriebsamkeit und alle geistige Fähigkeiten schlafen, bis ein überlegner Genius auftritt und sie weckt. Auf dem Kapitol hausen jetzt Barfüßer, und an dem nämlichen Orte, wo besiegte Könige dem Triumphwagen eines Paulus Aemilius folgten, theilt man jetzt Rosenkränze aus. Doch laßt nur einen Kaiser in Rom residiren, der dem Julius Cäsar nachartet, und die Römer werden selbst wieder zu Cäsaren werden.

Was die Entvölkerung Spaniens betrifft, so macht man mehr Aufhebens davon, als sie wirklich zu bedeuten hat; und wie dem auch sei, so sind ja das Königreich und die davon abhängenden Staaten in Amerika Provinzen eines und desselben Reichs und nur durch einen Raum getrennt, den man in zwei Monaten durchsegelt. Ihre Schätze werden endlich vermöge einer nothwendigen Zirkulazion die unsern; Koschenille, Indigo, Quinquina und die Bergwerke Meriko's und Peru's gehören uns, so wie eben in Folge dessen unsre Manufakturen den Spaniern. Wenn Amerika ihnen zur Last wäre,

würden sie dann dies Land wohl den Fremden länger so hartnäckig versperren? Hält man die Ursache des eignen Ruins so ängstlich fest, wenn man 200 Jahre Zeit hatte, seine Betrachtungen darüber anzustellen[1]).

III. Er behauptet, nicht der Verlust an Soldaten sei das Hauptübel des Kriegs; hunderttausend Mann, die vielleicht darin umkämen, könnten gegen 20 Millionen kaum in Anschlag gebracht werden; durch die Vermehrung der Auflagen dagegen würden 20 Millionen Menschen unglücklich. Ich gebe ihm zu, daß Frankreich eine Bevölkerung von 20 Millionen Seelen hat, muß aber dagegen protestiren, daß es besser sei, 100,000 Menschen zu erwürgen, als von der übrigen Nazion einige Steuern mehr zu beziehen. Doch das ist nicht Alles; es findet hier ein eben so auffallender, als beklagenswerther Fehler in der Rechnung statt. Ludwig XIV. hatte während des Kriegs von 1701 mit Einschluß der Seesoldaten 440,000 Mann im Solde. Nie hatte das römische Reich ein solches Heer auf den Beinen. Nun hat man aber die Bemer-

---

1) Die Kolonien waren anfangs eine wahre Quelle des Reichthums für den König von Spanien, allein der Ertrag der Bergwerke übersteigt jetzt die Kosten des Bergbau's so wenig, daß die Abgaben davon kaum der Rede werth sind. Die Erbärmlichkeit der Gesetzgebung hinsichtlich des Handels jener Kolonien und die Gebrechen ihrer innern Verwaltung machen es ihnen unmöglich, der Nazion zu nützen, sei es als Mittel zur Förderung des Landbau's und der Industrie, oder als Provinzen, deren Vereinigung die Macht des Reichs, wovon sie einen Theil ausmachen, vergrößert. Es wäre übrigens durchaus nichts Unerhörtes, wenn eine Nazion Jahrhunderte lang ihre wahren Interessen ihren Vorurtheilen und ihrem Stolze zum Opfer brächte. Sehr wahr ist es indessen, daß Spaniens Entvölkerung und Schwäche Wirkungen seiner schlechten Gesetze, nicht aber Folgen des Besitzes seiner Kolonien sind. C.

kung gemacht, daß jedes Heer im Durchschnitt am Schluß des Feldzugs um den fünften Theil zusammen geschmolzen ist, sei es nun durch Seuchen, durch unglückliche Zufälle oder durch Feuer und Schwerdt. Das sind also 88,000 kräftige Männer, die der Krieg jedes Jahr wegrafft; mithin hat der Staat nach zehn Jahren 880,000 Menschen verloren, nicht zu gedenken der Kinder, die sie erzeugt haben würden. Wenn nun Frankreich etwa 18 Millionen Seelen zählt, so rechne man etwa die Hälfte davon auf die Weiber, und ziehe noch die Zahl der Greise, Kinder, Priester, Beamten und Arbeiter ab: wie viele bleiben dann übrig, um die Nazion zu vertheidigen? Von 18 Millionen behält man kaum 1,800,000 Mann, und davon rafft der Krieg in 10 Jahren beinahe 900,000 hinweg; er vertilgt aus dem Volke die Hälfte von denen, die für dasselbe kämpfen können, und man will eine Auflage für ein traurigeres Uebel erklären als ihren Tod!

Nachdem ich diese Unachtsamkeiten hervorgehoben, die der Verfasser selbst würde abgestellt haben, sei mir die Befriedigung vergönnt, allem dem, was er über die Handelsfreiheit, über die Lebensmittel, über die Wechsel, und namentlich über den Luxus sagt, meine volle Beistimmung zu schenken. Diese weise Apologie des Luxus ist bei unserm Schriftsteller um so schätzenswerther, und hat in seinem Munde um so mehr Gewicht, da er selbst die einfache Lebensweise eines Philosophen führte.

In der That, was ist der Luxus? Ein Wort ohne bestimmten Begriff, fast wie wenn wir von dem Klima des Orients und des Okzidents sprechen; es gibt in der That weder Orient noch Okzident; es gibt keinen Punkt, wo die Erde auf- oder unterginge; oder wenn man lieber will, jeder Punkt ist Orient und Okzident. Eben so verhält es sich mit

dem Luxus; entweder gibt es gar keinen, oder er ist überall. Versetzen wir uns in die Zeiten, wo unsere Väter keine Hemden trugen. Hätte Jemand ihnen gesagt: „Ihr müßt auf dem bloßen Leibe Stoffe tragen, die feiner und leichter, als das feinste Tuch, und weißer als Schnee sind; ihr müßt sie alle Tage wechseln, und wenn sie etwas schmutzig sind, müßt ihr ihnen vermittelst einer künstlich zubereiteten fettigen Masse ihre ursprüngliche Weiße wieder geben lassen," so würde alle Welt geschrieen haben: „Ach, welcher Luxus! welche Weichlichkeit! Eine solche Herrlichkeit würde sich kaum für einen König schicken. Ihr wollt unsre Sitten verderben und den Staat zu Grunde richten." Versteht man unter Luxus die Ausgaben eines reichen Mannes? Aber sollte er wie ein Armer leben, er, durch dessen Luxus allein die Armen leben? Die Ausgaben müssen das Thermometer des Vermögens jedes Privatmannes sein, und der allgemeine Luxus ist demnach das untrügliche Wahrzeichen eines mächtigen und ehrfurchtgebietenden Reichs. Unter Karl dem Großen, unter Franz I., unter dem Ministerium des großen Colbert, und unter dem jetzigen, waren die Ausgaben am bedeutendsten, womit zugleich gesagt ist, daß die Künste in der höchsten Blüthe standen.

Was wollte der bittre, satirische La Bruyère, was wollte dieser forçirte Sauertopf sagen, da er ausrief: „Unsre „Väter verstanden sich nicht darauf, den Prunk höher zu „achten als nützliche Dinge; sie klärten sich nicht mit Kerzenlicht auf, das Wachs blieb dem Altar und dem Louvre vorbehalten. Sie sagten nicht: Man spanne die Pferde an „meine Kutsche; auf Speise- und Schenktischen glänzte nur „Zinn, das Silber lag im Kasten rc.?" Heißt das nicht unsern Vätern eine ergötzliche Lobrede halten, weil sie weder

Ueberfluß noch Kunstfleiß, weder Geschmack noch Sauberkeit kannten? Das Silber lag im Kasten. War dem so, so war es eine große Dummheit. Das Silber ist dazu in der Welt, um zu zirkuliren, um alle Künste in Flor zu bringen, um die Betriebsamkeit der Menschen zu wecken und zu lohnen. Wer es im Kasten behält, ist ein schlechter Bürger, und selbst ein schlechter Haushälter. Nur indem man es ausgibt, schafft man sich selbst und dem Vaterlande Nutzen. Wird man nie müde werden, die Fehler der Vergangenheit anzupreisen und den Vorzügen der Gegenwart Hohn zu sprechen?[1])

Das Buch Melon's gab Veranlassung zu einem andern von Dutot, das jenes an Gründlichkeit und Richtigkeit weit übertrifft; und das Werk Dutot's wird wieder ein andres von dem berühmten Du Verney ins Leben rufen, das wahrscheinlich die beiden andern an Gehalt weit überflügeln wird, da es einen Staatsmann zum Verfasser hat[2]). Noch nie standen die schönen Wissenschaften in so enger Verbindung mit

---

[1]) Ueber die politischen Wirkungen des Luxus sehe man Smith's Abhandlung über den Reichthum, eins der tiefgedachtesten und nützlichsten Bücher, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat*). La Bruyère zeigt sich in seiner vollen Kraft überall, wo es gilt, die Schwächen des menschlichen Herzens und die kleinlichen Züge der Eigenliebe zu entwickeln und zu schildern. Dann reicht er nahe an La Rochefoucauld, dem er gleichwohl an Originalität und Tiefe der Ideen und an Natürlichkeit des Ausdrucks noch immer nachsteht. So oft aber La Bruyère sich über jene Beobachtungen im Einzelnen erheben will, sinkt er unter die Mittelmäßigkeit herab. C.

*) Condorcet begleitete Roucher's französische Ausgabe von Ad. Smith's Werk mit einem kritischen und ergänzenden Kommentar.

[2]) Das Buch von Du Verney ist nie erschienen. Voltaire theilt hier die Erwartung der Zeit, in welcher er schrieb.

der Finanzwissenschaft, und dies ist ein Verdienst unsers Zeitalters mehr.

Man weiß, wie sehr jede Münzveränderung unter der letzten Regierung sowohl dem Volke als dem Könige zur Last fiel. Aber gibt es nicht auch Fälle, wo eine Wertherhöhung des gemünzten Geldes nothwendig wird?

In einem Staate z. B., der wenig Geld und wenig Handel hat — und in diesem Falle befand sich Frankreich lange Zeit — hat ein Grundbesitzer 100 Mark Renten. Um nun seine Töchter auszustatten oder in den Krieg zu gehen, borgt er 1000 Mark, wofür er jährlich 50 bezahlt. Sein Haushalt ist also jetzt auf eine jährliche Ausgabe von 50 Mark reduzirt, um alle Bedürfnisse damit zu bestreiten. Indessen nimmt der Gewerbfleiß der Nazion einen höhern Aufschwung, sie treibt bedeutendern Handel und es kommt mehr Geld ins Land. Wie es nicht anders sein kann, wird jetzt der Tagelohn theurer; die der Würde jenes Hauses angemessenen Luxusausgaben verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen sich, während das Korn, die Hülfsquelle des Guts, nicht in gleichem Verhältniß im Preise steigt, weil man nicht mehr Brod ißt, als früher, wohl aber weit mehr an Artikeln der Pracht und Ueppigkeit konsumirt. Was man sonst für 50 Mark kaufte, kostet jetzt 200, und der Gutsbesitzer, der 50 Mark Zinsen bezahlen muß, sieht sich bald genöthigt, sein Gut zu verkaufen. Was ich hier von dem Gutsherrn sage, gilt nicht minder von dem Beamten, dem Gelehrten rc., wie auch vom Landmann, der sein Zinngeschirr, sein Bett, sein Leinenzeug theurer bezahlen muß. Endlich befindet sich auch das Oberhaupt der Nazion in diesem Falle, wenn es nur einen gewissen zugemessenen Fonds und gewisse Steuergerechtsame hat, die es aus Furcht, Murren zu erregen, nicht allzu-

weit auszudehnen wagt. In dieser drückenden Lage gibt es offenbar nur einen Ausweg, indem man nämlich dem Schuldner seine Last erleichtert. Man kann, um ihn zu begünstigen, die Schulden für nichtig erklären; so machte man es bei den Aegyptern und andern orientalischen Völkern alle 50 oder 30 Jahre, und dieser Gebrauch war nicht so hart, als es den Anschein hat; denn die Gläubiger hatten dem Gesetze gemäß ihre Maßregeln genommen, und ein Verlust, den man lange vorher sieht, ist kein Verlust mehr. Obgleich dies Gesetz bei uns nicht in Kraft steht, mußte man doch oft seine Zuflucht dazu nehmen, welche Winkelzüge man auch zu dem Ende machen mochte. Denn ist ein Auskunftsmittel, vermöge dessen man nur den vierten Theil der Schuld bezahlt, nicht in der That eine Art Jubiläum? Nun fand man aber dies Mittel sehr leicht, indem man dem Gelde einen idealen Werth gab und sprach: dies Goldstück, das 6 Franks galt, soll von jetzt an 24 gelten; und wer 4 solcher Goldstücke, jedes zum Werth von 6 Franks, schuldig war, soll seiner Schuld ledig sein, wenn er ein einziges Goldstück zahlt, das jetzt dem Namen nach 24 Franks gilt. Da diese Operazionen bei Kleinem vorgenommen wurden, erregte die Veränderung keinen allzu großen Schrecken. Wer zugleich Schuldner und Gläubiger war, gewann auf der einen Seite, was er auf der andern verlor. Andre erholten sich am Handel, noch andre freilich litten darunter und mußten sich einschränken. [1])

---

[1]) Man vergleiche über diesen Gegenstand eine Anmerkung des Herausgebers (C.) zum „Zeitalter Ludwig's XIV.“ Wir bemerken hier nur, daß wenn das Gesetz, statt zur buchstäblichen Erfüllung des Vertrags anzuhalten, sich für berechtigt hielte, ihn auszulegen, es doch höchstens erlaubt sein würde, die Gläubiger zu nöthigen, daß sie sich eine Modifikazion der Zahlung nach dem mittlern Getreidepreise in

So machten es alle europäische Nazionen, bevor sie einen wohlgeordneten, mächtigen Handel begründet hatten. Wenden wir uns zu den Römern, so sehen wir, daß ihr As, das Pfund Kupfer von 12 Unzen, auf 6 Pfennige nach unserm Gelde zusammenschmolz. Bei den Engländern wurde das Pfund Sterling von 16 Unzen auf 22 Franks nach unserm Gelde verringert. Das holländische Pfund Grooten gilt uns etwa noch 12 Franks; keine Münze aber hat größere Veränderungen erlitten, als unser Livre.

Zur Zeit Karl des Großen benannten wir eine Münze, die den 20. Theil eines Pfundes ausmachte, mit dem römischen Worte Solidus, und dieser Solidus ist es, den wir jetzt Sou nennen. Eben dieser Solidus oder Sou aber, einst der 20. Theil eines Pfundes und der 10. einer Mark Silber, ist heutzutage eine elende Kupfermünze, die den 1960. Theil eines Pfundes gilt, die Mark Silber zu 49 Franks gerechnet. Die Rechnuug ist fast unglaublich, und es ergibt sich daraus, daß eine Familie, die einst 100 Solidus konnte besessen, und die dabei sehr gut gelebt hätte, heutzutage nur fünf Sechstel eines Sechsfrankenthalers würde aufzuwenden haben.

Was beweist dies aber? Daß wir unter allen Nazionen lange Zeit am meisten dem Wechsel unterworfen und nicht die glücklichsten waren; daß wir ein Naturgesetz, welches auf die Länge für bedrängte Schuldner Erleichterung heischt, bis zu einem nicht zu duldenden Uebermaß mißbrauchten. Da nun aber Dutot die Gefahren der plötzlichen Erschütterungen, welche die Veränderungen des Zahlwerthes des Geldes den

---

den verschiednen Epochen gefallen lassen. Die lächerlichen Gesetze der alten Aegyptier mit ihrem Jubeljahr, verdienen in einem Buche ernsten Inhalts nicht genannt zu werden. C.

Staaten bereiten, so bündig dargelegt hat, ist zu hoffen, daß wir in einer so aufgeklärten Zeit, wie die unsrige, keine gleichen Stürme mehr werden auszustehen haben.

Was mich in Dutot's Buche am meisten in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß Ludwig XII., Franz I., Heinrich II. und Heinrich III. reicher sollen gewesen sein, als Ludwig XV. Wer hätte gedacht, daß die Einnahme Heinrichs III. verhältnißmäßig um 163 Millionen stärker gewesen wäre, als die unsers jetzigen Königs? Ich gestehe, daß ich mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen kann; denn wie war es möglich, daß Heinrich III. bei so unermeßlichen Schätzen den Spaniern nicht zu widerstehen vermochte? wie konnten die Guisen ihn unterdrücken? wie konnten Künste und Manufacturen in Frankreich so kläglich darniederliegen? warum gab es kein schönes Haus in Paris? keinen schönen königlichen Palast? keine Pracht und keinen Geschmack endlich, die aus dem Reichthum hervorgehen? Heutzutage dagegen beschirmen 300 Festungen, die immer im besten Stande erhalten werden, unsre Grenzen, und 200,000 Mann zum wenigsten vertheidigen sie. Die Truppen des königlichen Hauses sind den 10,000 goldbedeckten Kriegern zu vergleichen, die den Wagen des Xerxes und des Darius begleiteten. Paris ist zweimal so bevölkert und hundertmal so reich, als unter Heinrich III. Der Handel, der zu jener Zeit daniederlag, oder vielmehr so viel wie nichts zu bedeuten hatte, blüht jetzt und bringt uns den meisten Gewinn.

Seit der letzten Umschmelzung des Geldes ergiebt sich, daß über 1200 Mill. an Gold und an Silber in die Münze gegangen sind. Aus der Pacht für die Mark sieht man, daß etwa eben so viel von diesem Metall zu Luxuswaaren verarbeitet in Frankreich vorhanden ist. Trotz dieser unermeßlichen Schätze

ist freilich das Volk mitunter in unfruchtbaren Jahren dem Hungertode nahe; doch davon ist hier nicht die Rede. Es fragt sich nur, wie die Nation ohne Vergleich reicher sein kann, als sie in den vorhergehenden Jahrhunderten war, und dabei doch der König weit ärmer sein soll.

Vergleichen wir vorerst den Reichthum Ludwig XV. mit jenem Franz I. Die Staatseinkünfte beliefen sich damals auf 16 Millionen Livres, und ein Livre jener Zeit verhielt sich zu dem unsrigen, wie 1 zu $4^1/_2$. Sechszehn Millionen waren demnach so viel, wie jetzt 72; mit 72 Millionen würde man also schon eben so reich sein, wie damals. Nun werden aber die Staatseinkünfte auf 200 Millionen angeschlagen:[1]) demzufolge ist also Ludwig XV. um 128 unsrer Millionen reicher, oder mit andern Worten dreimal so reich als Franz I., mithin bezieht er von seinen Unterthanen dreimal so viel, als jener. Das lautet freilich ganz anders, als Dutot's Rechnung.

Um sein System zu beweisen, behauptet er, die Lebensmittel wären jetzt funfzehnmal so theuer, als im 16. Jahrhundert. Wir wollen den Preis untersuchen und zwar muß dabei der durchschnittliche des Korns in den Hauptstädten als Norm gelten. Ich finde, daß in manchen Jahren des 16. Jahrh. das Korn 18, 20, 25, 50 Sous bis 4 Frks. kostete, und ziehe daraus den Durchschnittspreis von 30 Sous. Der Waizen kostet jetzt etwa 12 Livres. Der Zahlwerth der Lebensmittel wurde also nur um das Achtfache erhöht, und in eben diesem Verhältnisse stieg er auch in England und in Deutschland; allein jene 30 Sous des 16. Jahrhunderts

[1]) So hoch schätzt sie Dutot selbst. Im J. 1750 indessen beliefen sich die Einkünfte des Königs beinahe auf 300 Millionen, die Mark Silber zu 49 Livres 10 Sous gerechnet. V.

galten 5 Livres 15 Sous nach unserm Gelde. Nun sind 5 Livres 15 Sous nur $1/_4$ Livre weniger, als die Hälfte von 12 Livres; folglich kauft Ludwig XV., der dreimal so reich ist als Franz I., die Waaren, nach dem Mark-Gewicht gerechnet, nur doppelt so theuer, als man sie damals bezahlte. Nun bleibt aber Jemand, der 900 Franks hat und etwas zu 600 Franks kauft, offenbar um 100 Thaler reicher, als der, welcher nur 300 Livres hat und eben jene Waare um 300 Livres kauft; folglich bleibt Ludwig XV. um ein Drittel reicher, als Franz I.

Doch das ist noch nicht Alles. Statt alle Waaren doppelt so theuer zu bezahlen, kauft er die Soldaten, die unentbehrlichste Waare der Könige, weit wohlfeiler, als alle seine Vorgänger. Unter Franz I. und unter Heinrich II. bestand der Kern der Kriegsheere in einer einheimischen Gendarmerie und fremdem Fußvolk, die mit unsern jetzigen Truppen nicht in Vergleich kommen können, und doch wird die Infanterie unter Ludwig XV. fast auf dem nämlichen Fuß und zu demselben Zahlwerth besoldet, wie unter Heinrich IV. Der Soldat verkaufte sein Leben um sechs Sous täglich, mit Einschluß der Kleidung: diese sechs Sous galten zwölf dergleichen zur Zeit Heinrichs IV. Mit der nämlichen Einnahme, wie Heinrich der Große, kann man demnach doppelt so viele, und mit dem zwiefachen Gelde viermal so viele Soldaten halten. Das Gesagte beweist hinlänglich, daß trotz Dutot's Berechnungen die Könige sowol als der Staat jetzt reicher sind, als früher, wobei ich übrigens nicht in Abrede stelle, daß sie mehr Schulden haben.

Ludwig XIV. hinterließ bei seinem Tode über 2000 Millionen Schulden, die Mark zu 30 Franks gerechnet, weil er seinen Kopf darauf setzte, zu gleicher Zeit 500,000 Mann

unter den Waffen zu haben, 200 Schiffe zu halten und Versailles zu bauen, und weil im spanischen Sukzessionskriege seine Waffen lange Zeit unglücklich waren. Aber Frankreichs Hülfsquellen sind unendlich bedeutender, als seine Schulden. Ein Staat, der nur sein eigner Schuldner ist, kann nicht arm werden, ja, die Schulden selbst sind eine Aufmunterung mehr für den Gewerbfleiß.[1])

Warum denn aber entschlossen sich die einsichtsvollen Minister Ludwigs XIV. und namentlich der große Colbert selbst, lieber zu der Verpachtung der Staatseinkünfte ihre Zuflucht zu nehmen, als zu dem verhältnißmäßigen Zehnten des Marschall Vauban, wozu man gleichwohl bis auf einen gewissen Punkt sich bequemen mußte? Weil die Völker sehr unwissend sind und sich vom Eigennutz verblenden lassen; weil das bloße Wort Auflage ihnen Schrecken einjagt. Man hatte den Krieg der Fronde wegen eines elenden Steueredikts angefangen, das gar nicht in Betracht kommen konnte. Dies Vorurtheil bestand unter Ludwig XIV. unbeschadet des tiefsten Gehorsams noch in seiner ganzen Kraft. Wenn ein Bauer oder Bürger eine Steuer bezahlt, bildet er sich ein, daß man ihn bestiehlt, als ob dies Geld dazu bestimmt wäre, unsere Feinde zu bereichern. Man bedenkt nicht, daß dem Staate Steuern zahlen nichts anderes heißt, als sie sich selbst zahlen; nichts anderes, als zur Vertheidigung des Reichs, zur

---

[1]) Dieser Satz ist nicht haltbar, 1) weil es bei einer bedeutenden Nazionalschuld nicht anders sein kann, als daß auch Fremde als Staatsgläubiger mit ansehnlichen Kapitalien dabei betheiligt sind; 2) weil die Staatsgläubiger nicht unmittelbar, wie die Grundeigenthümer und wie die, welche ihre Fonds in Fabriken anlegen, dabei interessirt sind, mit einem Theil ihrer Kapitalien den Fortschritten des Ackerbaus und der Industrie Vorschub zu leisten. C.

Ordnung in den Städten, zur Sicherheit der Häuser und Landstraßen beitragen; nichts anderes endlich, als einen kleinen Theil seines Vermögens dazu verwenden, sich den Besitz des Ganzen zu erhalten. Es ist eine Schande, daß die Pariser sich nicht selbst besteuern, damit ihre Stadt sich endlich sehen lassen könne, damit es ihnen nicht länger an Wasser in den Häusern, an Schaubühnen, der darin aufgeführten Stücke würdig, an öffentlichen Plätzen und Springbrunnen fehle. Die Liebe zum Gemeinwohl ist bei uns zu Lande nur ein Hirngespinst. Wir sind nur Spießbürger, keine Staatsbürger.

Es kommt Alles darauf an, daß die Steuern in richtigem Verhältniß vertheilt werden. Ob dies geschehen sei, kann man leicht erkennen, wie Ackerbau, Handel und Gewerbe dadurch gefördert werden. Liegen sie danieder, so ist es die Schuld der Regierung; blühen sie, so ist man ihr dafür verpflichtet.

Mag übrigens Ludwig XIV. immerhin mit einer Schuldenlast von 2000 Millionen gestorben sein, mag es seitdem ein System, ein Visa gegeben haben; mögen einige Familien dadurch zu Grunde gerichtet, mögen Bankrotte vorgekommen, mögen endlich sehr starke Steuern ausgeschrieben sein: das Alles nenn' ich nur Unfälle eines glücklichen Volkes. Wahrhaft unglücklich waren die Franzosen zur Zeit der Fronde, zur Zeit der Guisen, zur Zeit der englischen Kriege. Doch das würde uns zu weit führen, und eine allzulange Abhandlung ist eine gar harte Auflage, womit man die Geduld des Lesers belastet.

Gespräch zwischen einem Philosophen und einem General-Finanz-Director.

(Dialogues et entretiens philosophiques, IV.)

Der Philosoph. Wissen Sie wohl, daß ein Finanz-Minister unendlich viel Gutes thun und demnach ein größerer Mann sein kann, als zwanzig Marschälle von Frankreich?

Der Minister. Ich wußte wohl, daß ein Philosoph gern den Vorwurf der Härte, der meinen Beruf trifft, mildern möchte, hätte aber nicht erwartet, daß er es darauf anlegte, mir Eitelkeit einzuflößen.

D. Ph. Die Eitelkeit ist kein so großer Fehler, wie Sie denken. Hätte Ludwig XIV. sich nicht ein wenig von seiner Eitelkeit beherrschen lassen, so wäre der Glanz seiner Regierung um ein gut Theil geringer gewesen. Auch der große Colbert war von dieser Schwäche nicht frei, und ich rathe Ihnen, Ihre Eitelkeit darin zu setzen, ihn zu übertreffen. Sie sind in einer günstigern Zeit geboren, als er, und man muß mit seinem Jahrhundert gleichen Schritt halten.

D. M. Ich räume ein, daß die, welche ein Stück Land anbauten, einen großen Vorzug vor denen haben, die es brach legen.

D. Ph. Glauben Sie nur, es gibt nichts Nützliches, was Sie nicht mit der größten Leichtigkeit ins Werk setzen könnten. Colbert fand auf der einen Seite die Finanzverwaltung in einer so großen Verwirrung, als es sich nach den Bürgerkriegen und dreißigjährigen Räubereien erwarten ließ. Er fand auf der andern Seite eine leichtsinnige, unwissende Nazion, beherrscht von Vorurtheilen, denen der Rost von

dreizehn Jahrhunderten anhaftete. Kein Mensch im Staatsrath hatte einen Begriff davon, was der Wechsel sei; kein einziger verstand sich auf das Verhältniß des Geldes; kein einziger hatte die entfernteste Kenntniß vom Handel. Jetzt hat sich die Einsicht nach und nach mehr Leuten mitgetheilt, die Masse des Volks freilich verharrt noch immer in der tiefen Unwissenheit, wozu die Nothwendigkeit, die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse mühselig zu erwerben, sie verdammt und in welcher man lange wähnte, sie zum Heil des Staats erhalten zu müssen, allein der Mittelstand ist aufgeklärt. Und dieser Stand ist sehr ansehnlich; er beherrscht im Grunde die Großen, die sich dann und wann zum Denken ermannen, und die Kleinen, die gar nicht denken. Es ging mit dem Finanzfache seit dem berühmten Colbert eben so wie mit der Musik seit Lulli. Lulli konnte nur mit größter Mühe Leute auftreiben, die seine Symphonien auszuführen vermochten, so einfach sie auch sein mochten, und heutzutage hat die Zahl der Künstler, die im Stande sind, die schwierigsten Musikstücke auszuführen, in eben dem Maße zugenommen, wie die Kunst selbst sich vervollkommnete. Eben so verhält es sich mit der Philosophie und mit der Verwaltung. Colbert hat mehr gethan, als der Herzog von Sully; uns liegt ob, mehr zu thun als Colbert.

Bei diesen Worten bemerkte der Minister einige Papiere in den Händen des Philosophen, und bat sie sich zur Einsicht aus. Es war eine Sammlung abgerissener Gedanken, die zu vielen weitern Betrachtungen Veranlassung geben konnten. Der Minister nahm das Papier und las Folgendes:

„Der Reichthum eines Staats besteht in der Zahl seiner Bewohner und in ihrer Arbeit.

„Der Handel dient nur insofern dazu, einen Staat mächtiger als seine Nachbarn zu machen, als er sich in einer ge-

wissen Reihe von Jahren mit seinen Nachbarn in Krieg verwickelt sieht, so wie in einer gewissen Reihe von Jahren immer irgend ein großes, öffentliches Unglück eintritt. In diesem Unglück des Kriegs nun gewinnt bei übrigens gleichen Verhältnissen die reichste Nazion unfehlbar das Uebergewicht über die andre, weil sie mehr Bundesgenossen und mehr fremde Truppen erkaufen kann. Ohne diese Kriegsnoth wäre die Vermehrung der Masse des Goldes und Silbers völlig unnütz, denn sobald nur genug Gold und Silber zum nöthigen Umlauf vorhanden ist, sobald nur die Handelsbilanz sich im Gleichgewicht erhält, liegt am Tage, daß wir an nichts Mangel leiden.

„Wenn 2000 Millionen in einem Staate vorhanden sind, werden alle Waaren und alle Arbeit doppelt so viel kosten, als wenn nur 1000 Millionen da wären. Ich bin bei einem Einkommen von 50,000 Livres, wenn ich das Pfund Fleisch zu vier Sous kaufe, eben so reich, als mit 100,000, wenn ich es für acht Sous kaufe, und alles Uebrige nach Verhältniß. Der wahre Reichthum eines Staats besteht also keineswegs in Gold und Silber; er besteht in dem Ueberfluß an allen Waaren, er besteht in dem Kunstfleiß und der Arbeit. Vor nicht gar langer Zeit sah man am Ufer des la Plata ein spanisches Regiment, dessen Offiziere sämmtlich goldne Degen trugen, dabei aber weder Brod noch Hemden hatten.

„Ich nehme an, daß seit Hugo Capet die Quantität des Geldes in Frankreich sich nicht vermehrt, daß aber die Industrie in allen Künsten sich um das hundertfache vervollkommnet habe, und ich behaupte, daß wir in diesem Falle in der That hundertmal reicher sind, als zur Zeit Hugo Capet's, denn reich sein heißt besitzen und genießen. Nun besitze ich

aber ein luftigeres, besser gebautes, besser eingerichtetes Haus, als das war, welches Hugo Capet selbst bewohnte; man hat es in der Kultur des Weinstockes weiter gebracht und ich trinke bessern Wein; man hat die Manufakturen vervollkommnet und mein Rock ist von besserm Tuch; Dank der Kunst, durch feinere Zubereitung der Speisen dem Gaumen zu schmeicheln, halte ich täglich Mahlzeiten, mit denen die königlichen Banketts des alten Capet sich nicht messen könnten. Wenn er sich, durch Krankheit am Gehen und Reiten verhindert, aus einem Hause in ein anderes tragen ließ, so saß er in einem elenden Karren; ich dagegen lasse mich in einer bequemen, angenehmen Kutsche fortschaffen, wo ich mich des Tageslichts erfreue, ohne vom Winde belästigt zu werden. Es bedurfte keiner größeren Menge Geldes im Staate, um einen Kasten von bemaltem Holze künstlich in elastische Riemen zu hängen, es bedurfte dazu einzig einer erhöhten Industrie, und eben so ist's mit allem Uebrigen. Man nahm die Steine, woraus man das Haus Hugo Capet's baute, aus den nämlichen Steinbrüchen, die noch heute das Baumaterial zu den Häusern in Paris liefern. Man braucht nicht mehr Geld, um ein häßliches Gefängniß zu bauen, als um ein hübsches und bequemes Haus aufzurichten. Es kostet nicht mehr, einen schönen Garten nach einem vernünftigen Plan anzulegen, als Eibenbäume auf eine lächerliche Weise zu rohen Thierbildern zu verschneiden. Die Eichen verfaulten ehemals in den Wäldern und dienen jetzt als Stoff zu geschmackvollem Getäfel in unsern Zimmern. Der Sand bedeckte ungenutzt den Erdboden, jetzt macht man Spiegel daraus.

„Offenbar ist doch nur der reich zu nennen, dem alle diese Vorzüge zu gut kommen. Die Industrie allein hat sie ihm verschafft. Nicht das Geld also bereichert einen Staat,

sondern der Geist; der Geist nämlich, der die Arbeit regiert.

„Der Handel hat die nämliche Wirkung, wie die Arbeit der Hände; er trägt dazu bei, das Leben angenehm zu machen. Bedarf ich eines indischen Kunstprodukts oder eines Naturerzeugnisses, das sich nur in Ceylon oder Ternate findet, so bin ich vermöge dieses Bedürfnisses arm und werde reich, wenn der Handel es befriedigt. Nicht Gold und Silber fehlte mir, sondern Kaffee und Zimmt. Diejenigen aber, die mit Lebensgefahr 3000 Meilen zurücklegen, damit ich des Morgens meinen Kaffee trinke, sind nur der Ueberschuß der arbeitsamen Menschen im Volke. Der Reichthum besteht demnach in der großen Anzahl arbeitsamer Menschen.

„Das Streben einer weisen Regierung sollte, wie klar am Tage liegt, vor allem auf die Sorge für Bevölkerung und Arbeit gerichtet sein.

„In unserm Himmelsstrich werden mehr Knaben als Mädchen geboren, man dürfte also letztere nicht so leicht sterben lassen. Nun sind sie aber offenbar für die Gesellschaft todt, wenn man sie lebendig in Klöster begräbt, wo sie der gegenwärtigen Generazion verloren gehen und die Keime künftiger Geschlechter in ihnen vernichtet werden. Das Geld, das man an die Klöster verschwendet, könnte nicht besser verwandt werden, als zur Erleichterung und Ermunterung der Ehen. Die vielen in Frankreich noch brach liegenden Grundstücke lassen sich mit den Mädchen vergleichen, die dazu verurtheilt sind, in den Klöstern zu verwelken; die einen wie die andern sollte man nutzbar machen. Es giebt vielerlei Mittel, den Anbau brach liegender Grundstücke zu befördern und dadurch ihren Werth zu erhöhen; ein sicheres Mittel dagegen, dem Staate zu schaden ist es, jene beiden Mißbräuche bestehen

zu lassen: die Mädchen lebendig zu begraben und Dornen und Disteln auf fruchtbaren Feldern wuchern zu lassen. Die Unfruchtbarkeit ist bei allen Dingen entweder ein Gebrechen der Natur oder ein Frevel wider sie.

„Der König, der als ein weiser Schaffner für sein Volk sorgen sollte, gibt den Hofdamen reiche Gnadengehalte, und dies Geld fließt in die Taschen der Kaufleute, Haarkräusler und Putzmacherinnen. Warum aber gibt es keine Gnadengehalte zur Ermunterung des Ackerbaues? Dies Geld würde gleichfalls und zwar mit weit größerem Vortheil dem Staate wieder zufließen.

„Jedermann räumt ein, daß die Bettelei ein Gebrechen im Staate sei. Nun gibt es aber zwei Klassen von Bettlern: die einen, die in Lumpen gehüllt sich von einem Ende des Reichs bis zum andern auf den Heerstraßen herumtreiben und durch klägliches Geheul den Vorübergehenden ein Almosen abpressen, um es in Schnaps zu versaufen; und jene andern, die in gleichförmigen Kutten stecken, das Volk im Namen Gottes brandschatzen, und dann in großen Häusern, wo sie sehr gemächlich leben, von der gelösten Beute ihre Mahlzeiten halten. Die erste Gattung ist nicht so verderblich, als die andere, weil sie bei Wege lang dem Staate Kinder schafft, und außer Dieben doch auch Maurer und Soldaten groß zieht. Beide aber sind ein Uebel, worüber Jedermann sich beklagt und das doch Niemand auszurotten sucht. Es ist sehr seltsam, daß man in einem Reiche, welches unbebaute Ländereien und Kolonien besitzt, Einwohner duldet, die weder das Land bevölkern, noch sich zur Arbeit verstehen wollen. Die beste Regierung ist die, unter der es die wenigsten unnützen Subjekte gibt. Woher kommt es, daß es Völker gab, die, ohne so viel Gold und Silber zu haben, als wir, durch Arbeiten,

die wir uns nicht nachzuahmen getrauen, ihr Andenken unsterblich machten? Offenbar war ihre Verwaltung besser als die unsrige, da sie mehr Menschen zur Arbeit nöthigte.

„Die Abgaben sind nothwendig. Die beste Art sie zu erheben, ist die, welche die Arbeit und den Handel am meisten erleichtert. Eine willkührliche Auflage ist fehlerhaft. Nur Almosen sind der Willkühr anheim zu stellen; in einem wohlgeordneten Staate aber darf für Almosen kein Platz sein. Der große Schach Abbas, der in Persien so viele nützliche Einrichtungen traf, stiftete keine Hospitäler. Man fragte ihn um den Grund davon. „Ich will nicht," erwiederte er, „daß man in Persien Hospitäler nöthig habe." [1])

„Was ist eine Abgabe? Eine gewisse Quantität von Vieh, Lebensmitteln &c., welche die Grundeigenthümer denen, die kein Land besitzen, abzugeben schuldig sind. Durch das Geld werden nur jene Waaren repräsentirt. Die Abgabe trifft also in der That nur die Reichen. Man kann von dem Armen nicht verlangen, daß er einen Theil des Brodes abgebe, das er sich verdient, oder der Muttermilch, womit seine Frau ihre Kinder tränkt. Nicht dem Armen, nicht dem Handarbeiter sollte man je eine Steuer auflegen; man sollte ihm vielmehr, indem man ihn arbeiten läßt, Hoffnung machen, daß er dereinst so glücklich sein werde, auch Steuern zu bezahlen.

„Ich nehme an, daß man in Kriegszeiten jährlich 50 Millionen mehr bezahlt. Von diesen 50 Millionen gehen 20 Millionen ins Ausland und 30 werden darauf verwandt, Menschen niedermetzeln zu lassen. Nun nehme ich an, daß

---

*) Vgl. dagegen Montesquieu, G. d. G. Th. 8, S. 96 f. unsr. Ausg.

man in Friedenszeiten von jenen 50 Millionen 25 bezahlt; Alles bleibt jetzt im Lande und man läßt eben so viele Staatsbürger, als man sonst erwürgte, für das gemeine Beste arbeiten. Man vermehrt die Arbeiten in jeder Art; man bebaut das Land, man verschönert die Städte: man ist also wirklich reich, indem man an den Staat bezahlt. Während der Kriegsnoth sollen die Abgaben nicht dazu dienen, uns die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, sondern nur das Leben selbst zu schützen. Das glücklichste Volk muß das sein, welches am meisten zahlt; denn es ist unbestreitbar das arbeitsamste und reichste.

„Die Staatspapiere verhalten sich zu dem Gelde, wie das Geld zu den Waaren; sie repräsentiren es, sie sind gleichsam Wechselbriefe darauf. Das Geld ist nur insofern von Nutzen, als es leichter ist, einen Hammel mit einem Louisd'or zu bezahlen, als vier Paar seidne Strümpfe dafür zu geben. Eben so ist es für den Obereinnehmer einer Provinz leichter, dem königlichen Schatze die Summe von 400,000 Franks in einem Briefe zu übersenden, als sie mit großen Kosten per Fracht transportiren zu lassen. Insofern ist eine Bank und das Papiergeld von Nutzen. Das Papiergeld ist in der Staatsverwaltung, im Handel und behuf des Geldumlaufes eben das, was die Hebel in den Steinbrüchen sind. Sie setzen Lasten in Bewegung, welche die Kraft menschlicher Arme nicht von der Stelle hätte bringen können. Ein Schotte, ein Mann, der eben so nützlich als gefährlich werden konnte, führte in Frankreich das Papiergeld ein. Er war ein Arzt, der den Kranken ein Brechmittel in zu starker Dosis eingab. Sie bekamen Zuckungen davon; allein soll man einem guten Heilmittel auf ewig entsagen, weil man einmal zu viel davon genommen hat? Von den Trümmern seines Systems blieb eine

indische Handelskompagnie übrig, die den Neid des Auslands erregt und die Größe der Nation begründen kann.[1]) Man erkennt daraus, daß jenes System, wenn es sich in den richtigen Schranken gehalten hätte, mehr Gutes bewirkt haben würde, als Böses wirklich daraus entsprungen ist.

„Den Werth des Geldes ändern, heißt nichts anders, als falsche Münze prägen: mehr Papiergeld im Publikum verbreiten, als die Masse und der Umlauf des gemünzten Geldes und der Waaren es zulassen, heißt wiederum nichts anders.

„Das Verbot der Ausfuhr des Goldes und Silbers ist ein Rest der Barbarei und Dürftigkeit; es heißt zugleich, die Bezahlung seiner Schulden verweigern und den Handel zu Grunde richten: das erstere, weil der Nazion, wenn sie Schuldnerin ist, obliegt, mit dem Auslande Abrechnung zu halten; es heißt den Handel zu Grunde richten, da Gold und Silber nicht blos der Preis der Waaren, sondern selbst Waaren sind. Spanien hat wie auch andre Nazionen dies alte Gesetz, welches nichts als ein altes Elend ist, beibehalten, und doch hat die Regierung keine andre Hülfsquelle, als zuzugeben, daß man es beständig übertritt.

„In den eignen Staaten die eignen Landeserzeugnisse beim Uebergang von einer Provinz in die andre mit Steuern zu belasten, und so z. B. Champagne der Provinz Burgund, Guienne der Bretagne feindlich gegenüber zu stellen, ist gleichfalls ein eben so schmählicher als lächerlicher Mißbrauch. Es ist gerade, als stellte ich einige meiner Bedienten in ein Vorzimmer, um einen Theil meiner Mahlzeit anzuhalten und zu

---

[1]) Damals bestand die indische Handelsgesellschaft noch und erregte große Hoffnungen.

verspeisen, wenn man sie mir bringt. Man hat daran gearbeitet, diesem Mißbrauch abzuhelfen, es aber bis jetzt zur Schande der gesunden Vernunft nicht durchsetzen können."

In den Papieren des Philosophen waren noch manche andre Gedanken enthalten. Der Minister fand Gefallen daran; er verschaffte sich eine Abschrift davon, und dies ist das erste Mal, daß man den Inhalt der Brieftasche eines Philosophen in dem Portefeuille eines Ministers sah.

Gespräch über die Verschönerungen der Stadt Kaschmir.

(Dialogues et entretiens philosophiques, I.)

Die Einwohner von Kaschmir sind sanft, leichtsinnig, mit Possen und Lappalien beschäftigt, wie andre Völker mit ernsten Dingen, und völlig wie die Kinder, die nie den Grund wissen, warum man ihnen etwas befiehlt, die über Alles murren, sich über Alles trösten, sich über Alles lustig machen und Alles vergessen.

Sie hatten von Natur durchaus keinen Sinn für die Künste. Das Königreich Kaschmir bestand über dreizehn Jahrhunderte, ohne weder wahre Philosophen, noch wahre Dichter, noch irgend einen erträglichen Baumeister, Maler oder Bildhauer hervorgebracht zu haben. Lange Zeit kannte man auch keine Manufakturen und keinen eignen Handel, ja dies ging so weit, daß über 1000 Jahre hindurch ein Kaschmir'scher Baron, wenn er Leinenzeug oder ein hübsches Wamms

haben wollte, zu einem Juden oder Banianen seine Zuflucht nehmen mußte. Endlich zu Anfang des vorigen (18.) Jahrhunderts standen in Kaschmir einige Männer auf, von denen man hätte denken sollen, daß sie der Nazion gar nicht angehörten, und deren Geist, aus der Weisheit der Perser und Indier seine Nahrung ziehend, der Vernunft ein so weites Feld eröffnete, als möglich. Auch an einem Sultan fehlte es nicht, der diese großen Männer aufmunterte und unterstützte, und der mit Hülfe eines trefflichen Vesirs sein Reich ordnete, verschönerte und bereicherte. Die Kaschmirer ließen sich alle seine Wohlthaten scherzend gefallen und machten Spottlieder auf den Sultan, den Minister und die großen Männer, die an ihrer Aufklärung arbeiteten.

Später geriethen die schönen Künste in Kaschmir wieder in Verfall. Das Feuer, welches jene von himmlischer Begeisterung durchglühten Geister entzündet hatten, schien unter der Asche verglimmen zu wollen. Die Natur schien sich erschöpft zu haben. Der Ruhm der Künste beschränkte sich in Kaschmir fast nur noch auf die Fertigkeiten der Füße und der Hände. Es gab sehr geschickte Leute, die sich durch die Kunst auszeichneten, beim Schall musikalischer Instrumente mit wunderbarer Anmuth ein Bein über das andre zu schlagen; andre, die alle Wochen eine neue bewundernswürdige Manier erfanden, dies oder jenes Band bei der Toilette der Damen geschmackvoll aufzustecken; und wieder andre, treffliche Chemiker, die sich darauf verstanden, mittelst Schinkenessenz und andrer ähnlicher Elixire in ein paar Jahren ein ganzes Haus in die Hände der Aerzte und Gläubiger zu spielen. Durch solche schöne Künste gelangten die Kaschmirer zu der Ehre, fast ganz Asien mit Moden, Tänzern und Köchen zu versehen.

Es war inzwischen stark die Rede davon, daß man die

Hauptstadt bequemer, reinlicher, gesünder und schöner einrichten wolle, als sie war. Es war die Rede davon, allein es geschah nichts dafür. Ein Philosoph aus Hindostan, ein warmer Freund des gemeinen Besten, der gern, wenn auch vergeblich, seine Meinung sagte, wenn es sich darum handelte, die Menschen glücklicher zu machen und die Künste zu vervollkommnen, kam damals durch die Hauptstadt von Kaschmir. Er hatte bei dieser Gelegenheit mit einem der vornehmsten Bostangi's eine lange Unterredung über die zweckmäßigste Art und Weise, der Stadt das Alles zu geben, was ihr fehlte. Der Bostangi räumte ein, daß es eine Schande sei, keinen einzigen großen und prächtigen Tempel zu haben, der sich mit denen in Peking oder in Agra messen könne; daß es ein Jammer sei, jene großen Basar's zu entbehren, jene mit Säulen eingefaßten öffentlichen Märkte und Magazine, die einer Stadt eben so sehr zum Nutzen als zur Zierde dienten. Er gestand, daß die für die öffentlichen Spiele bestimmten Säle einer Stadt vom vierten Range unwürdig seien; daß man die abscheulichen Häuser an übrigens recht schönen Brücken nur mit Widerwillen ansehen könne, und daß man sich vergebens nach großen Plätzen, Springbrunnen, Bildsäulen und allen Denkmälern einer großen Nazion umsehe.

„Erlaube mir nur eine kleine Frage,“ sprach der indische Philosoph. „Warum verseht ihr euch nicht mit Allem, was euch fehlt?“

„O!“ sprach der kleine Bostangi, „daran ist nicht zu denken, das würde ja ein unerschwingliches Geld kosten.“

„Nicht einen Heller würde es kosten,“ entgegnete der Philosoph.

„Ja, ja,“ fiel der Kaschmirer ein, „man hat uns bereits dies herrliche Paradoxon angepriesen; doch das sind

Luftschlösser, Pläne, die in der Theorie ganz herrlich klingen, und sich als lächerlich ausweisen, sobald man sie ins Werk setzen will. Wir sind dieser schönen Redensarten satt."

„Allein was antwortetet ihr denn denen," fragte der Philosoph, „die euch vorstellten, daß es nur auf den festen Willen ankomme, und daß die Verschönerung eurer Hauptstadt, die Herbeischaffung aller der großartigen Zierden, deren sie bedarf, dem Kaschmir'schen Staate durchaus nichts kosten würde?"

„Nichts haben wir geantwortet," erwiderte der Bostangi, „wir haben den Leuten nach unsrer Gewohnheit ins Gesicht gelacht, ohne die Sache weiter zu untersuchen."

„Nun wohl," sprach der Philosoph, „mäßigt euer Lachen, laßt euch die Mühe der nähern Untersuchung nicht verdrießen, und ich will euch jenes vermeinte Paradoxon beweisen, das euch glücklich machen würde, und wovor ihr zurückschreckt."

Der Kaschmirer, als ein sehr höflicher Mann, biß sich in die Lippen, um nicht in Gegenwart des Indiers loszuplatzen, und so entspann sich folgende Unterredung:

Der Philosoph. Was nennst Du reich sein?

Der Bostangi. Viel Geld haben.

D. Ph. Du irrst. Die Bewohner von Südamerika hatten vor Zeiten mehr Geld, als Du je besitzen wirst; da ihnen aber der Kunstfleiß fremd blieb, fehlte ihnen auch Alles, was das Geld verschaffen kann, sie befanden sich in der That in großem Elende.

D. B. Ich verstehe. Du setzest den Reichthum in den Besitz eines fruchtbaren Erdreichs.

D. Ph. Keineswegs: denn die ukraineschen Tataren bewohnen eins der schönsten Länder der Welt und leiden den-

noch Mangel an Allem. Der Wohlstand eines Staats ist, wie alle Talente, durch Natur und Kunst bedingt. Der Reichthum beruht demnach in der Ergiebigkeit des Bodens und der Arbeit. Das reichste und glücklichste Volk ist das, welches das beste Erdreich am sorgfältigsten bebaut, und Gott kann dem Menschen kein besseres Geschenk machen, als daß er ihn in die Nothwendigkeit versetzt, zu arbeiten.

D. B. Ich räume es ein; um aber ins Werk zu setzen, was man von uns verlangt, bedürfte es zehn Jahre lang der Arbeit von 10,000 Menschen, und wovon sollte man die bezahlen?

D. Ph. Habt Ihr nicht während eines zehnjährigen Kriegs 100,000 Kriegsknechte besoldet?

D. B. Es ist wahr, und dennoch scheint der Staat nicht verarmt.

D. Ph. Wie! Ihr habt Geld genug, um 100,000 Menschen auf Mord auszusenden, und nicht genug, um 10,000 ihren Lebensunterhalt zu verschaffen?

D. B. Das ist ganz etwas Andres. Es kostet lange nicht so viel, einen Bürger in den Tod zu schicken, als einen Marmorblock in eine Bildsäule verwandeln zu lassen.

D. Ph. Da irrst Du wieder. Nur 30,000 Mann Kavallerie kommen weit theurer zu stehen, als 10,000 Künstler und Handwerker, und bei Lichte besehen, kosten weder die einen noch die andern etwas, wenn sie im Lande verwandt werden. Was glaubst Du wohl, daß den alten Aegyptern der Bau ihrer Pyramiden kostete und den Chinesen ihre große Mauer? Zwiebeln und Reis. Meinst Du, daß ihre Länder ausgesogen wurden, indem sie arbeitsame Menschen ernährten, anstatt Müßiggänger zu mästen?

D. B. Du treibst mich aufs Aeußerste, ohne mich bei

alle dem zu überzeugen. Die Philosophie dreht Schlüsse, doch Brauch und Gewohnheit bestimmen die Handlungen der Menschen im Großen und im Kleinen.

D. Ph. Hätten die Menschen zu allen Zeiten diesen Grundsatz befolgt, so würden sie heute noch von Eicheln leben und nicht wissen, was der Vollmond ist. Um die größten Unternehmungen auszuführen, bedarf es nur eines Kopfes und der hinreichenden Anzahl von Händen, und man setzt auch das Schwierigste ins Werk. Ihr habt schöne Steine, Eisen, Kupfer und gutes Zimmerholz. Es fehlt Euch also nur an gutem Willen.

D. B. Allerdings sind wir mit Allem versehen; wir können uns über die Kargheit der Natur nicht beklagen. Doch welche unermeßliche Ausgaben wären nöthig, um aus so vielen Materialien etwas Ordentliches zu Stande zu bringen.

D. Ph. Diese Redensart ist mir völlig unverständlich. Was für Ausgaben meinst Du nur? Die Erzeugnisse eures Landes reichen völlig hin, um alle Einwohner zu ernähren und zu bekleiden; alle nöthigen Materialien findet ihr unter euren Füßen, und rings umher seht ihr ein paar Mal 100,000 Müßiggänger, deren Hände euch zu Gebot stehen. Es kommt also nur noch darauf an, sie zur Arbeit zu vermögen und ihnen dafür einen hinlänglichen Lohn zu geben, um sich bequem davon zu nähren und zu kleiden. Ich sehe nicht ein, was das eurem Königreiche Kaschmir kosten kann; denn sicherlich werdet ihr doch weder den Persern noch den Chinesen etwas dafür bezahlen, daß ihr die Bürger eures Landes arbeiten laßt.

D. B. Was Du sagst, ist sehr wahr. Weder Geld noch Nahrungsmittel gehen auf diese Weise aus dem Lande.

D. Ph. Warum macht ihr denn aber nicht gleich heute am Tage mit euren Arbeiten den Anfang?

D. B. Es ist zu schwer, eine so große Maschine in Bewegung zu setzen.

D. Ph. Wie habt ihr es denn nur angefangen, einen Krieg durchzuführen, der so viel Blut und Schätze gekostet hat?

D. B. Wir haben die Grundeigenthümer und Kapitalisten nach richtigem Verhältniß ihres Vermögens dazu beisteuern lassen.

D. Ph. Nun gut, wenn man zum Unglück des Menschengeschlechts beisteuert, wird man denn für sein Glück und seinen Ruhm gar nichts hergeben wollen? Wie! in der ganzen Zeit, daß ihr einen ordentlichen Staatskörper bildet, habt ihr noch das Mittel nicht entdeckt, wie man alle Reichen nöthigt, die Armen zur Arbeit zu veranlassen? Da seid ihr also noch nicht einmal zu den Anfangsgründen der bürgerlichen Ordnung gelangt!

D. B. Wenn wir die Einrichtung getroffen hätten, daß die Besitzer des Reis, des Flachses und des Viehs die Bettler mit Pillav und Hemden versähen, und letztere dazu verwandt würden, die Erde aufzuwühlen und Lasten zu tragen, so wären wir noch nicht viel weiter. Man müßte dann noch alle Künstler in Anspruch nehmen, die das ganze Jahr hindurch zu andern Arbeiten verwandt werden.

D. Ph. Man sagte mir, daß etwa 120 Tage im Jahr in Kaschmir gar nicht gearbeitet wird. Warum verwandelt ihr nicht die Hälfte dieser müßigen Tage in nützliche? Warum nehmt ihr nicht etwa 100 Tage im Jahr die unbeschäftigten Künstler für die öffentlichen Gebäude in Anspruch? In diesem Fall würden die, welche sich auf nichts verstehen, welche nur ihre beiden Arme haben, es bald zur Betriebsamkeit bringen; ihr würdet in kurzer Zeit ein Volk von Künstlern bilden.

D. B. Jene müßigen Zeiten sind dem Besuch der

Schenken und der Liederlichkeit gewidmet, und das bringt dem Staatsschatze viel Geld ein.

D. Ph. Dein Grund ist bewundernswürdig; allein der Staatsschatz gewinnt nur durch den Umlauf des Geldes. Bewirkt nicht die Arbeit einen lebhaftern Umlauf, als die Liederlichkeit, die nur verheerende Seuchen zur Folge hat? Sollte es wirklich dem Vortheil des Staats förderlich sein, daß das Volk sich den dritten Theil des Jahrs hindurch besäuft?

Die Unterredung dauerte noch lange. Der Bostangi gestand endlich, daß der Philosoph Recht habe, und dies war das erste Mal, daß ein Bostangi sich von einem Philosophen überzeugen ließ. Er versprach sein Bestes zu thun, allein die Menschen thun nie weder so viel als sie wollen, noch so viel als sie können.

Während der Schlußmacher und der Bostangi sich so über spitzfindige Gegenstände besprachen, kamen wohl an zwanzig stattliche zweifüßige Thiere vorüber, die einen kleinen Mantel über einer langen Jacke, eine spitze Kapuze auf dem Kopf und einen Strick um die Hüften trugen. „Das sind tüchtige Burschen,“ sprach der Indier; „wie viel zählt ihr ihrer wohl in eurem Lande?“

D. B. Etwa 100,000 von verschiedner Art.

D. Ph. Das wären die rechten Leute, um an der Verschönerung Kaschmirs zu arbeiten. Die möchte ich sehen mit dem Spaten, der Mauerkelle und dem Winkelmaß in der Hand!

D. B. Ich möchte es nicht minder, allein das sind viel zu heilige Männer, um zu arbeiten.

D. Ph. Was thun sie denn?

D. B. Sie singen, trinken und verdauen.

D. Ph. Freilich, ein unermeßlicher Vortheil für den Staat!

Die Unterredung dauerte lange und führte zu Nichts.

Die Heiden und die Unterpächter.

(Politique et législation.)

Der Kardinal Fleury stellte einst dem Könige die Generalpächter, die eben einen neuen Pachtkontrakt unterzeichnet hatten, mit den Worten vor: „Sire, hier sehen Sie die vierzig Säulen des Staates!"

Einige Tage darauf ging ein Unterpächter Namens Blaise Rabau (denn damals gab es noch Unterpächter), auf seinem Landgute bei Beaugency Sonntags in die Predigt, um seinen Vasallen ein gutes Beispiel zu geben. Zufällig hatte der Prediger zum Text die Worte gewählt: „Wer nicht auf die Kirche [Gemeine] hört, den halte als einen Heiden und Zöllner[1])."

Zornig verließ Herr Rabau nebst seinen Freunden und seiner ganzen über jene Worte nicht minder entrüsteten Gesellschaft die Kirche. Der Dorfprediger, der dabei an nichts Böses gedacht hatte, fand sich wie gewöhnlich bei seinem Gutsherrn zum Abendessen ein. „Es ist sehr frech von Ihnen," sprach Herr Rabau, „mich von öffentlicher Kanzel herunter zu beleidigen und mich einen Heiden zu schelten; ich werde

---

1) Matth. 18, 17.

Ihnen durch die Gerichtskammer von Valence Lebensart beibringen lassen. Wissen Sie hiemit, daß die Pächter die Säulen des Staates sind, und ich dann doch wenigstens ein Knauf daran. Sagen Sie mir nur, wo Sie jene Grobheiten aufgegabelt haben?"

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr," entgegnete der Pfarrer, „ich bin nicht Schuld daran, der Text steht in der Schrift." — „So soll man sie abändern," sprach Herr Rabau; „Sie werden sich mit dieser Sorge gefälligst befassen und meinen Kommis Rechenschaft darüber ablegen."

Der Pfarrer schwieg ganz verblüfft, worauf ein dicker Obersteuereinnehmer, der neben dem gnädigen Herrn saß, folgendermaßen das Wort nahm: „Ich lese nie was Andres, als die königlichen Finanzedikte, und weiß viel davon, was Heide und Zöllner sein soll. Wenn es aber wirklich ein Buch gibt, wo von den Steuereinnehmern Uebles geredet wird, so ist das jedenfalls ein Buch gegen den Staat und die guten Sitten. Ich werde den Herrn Obersteuerdirektor darauf aufmerksam machen, und er wird schon dafür sorgen, daß das Buch auf dem nächsten Konzil verdammt wird." Nicht minder nachdrücklich sprach sich die ganze übrige Gesellschaft über den Text der Predigt aus.

„Das wäre mir eben recht," sagte Herr Blaise Rabau, „ich bezahle Sie, um in meiner Kirche zu predigen, und soll dafür die Grobheiten Ihres Textes einstecken! Sagen Sie mir doch gefälligst, was haben denn ein Heide und ein Einnehmer der Kopf- und Salzsteuer mit einander gemein? Bin ich nicht ein für den Staat unentbehrlicher Mensch? Kann die Gesellschaft ohne solche Bürger bestehen, denen die Eintreibung der öffentlichen Gelder obliegt? Waren es bei den Römern nicht die Ritter, die man damit beauftragte? Zwar keine Ritter

vom heiligen Geist, aber doch Ritter mit einem stattlichen goldnen Ringe. Bildeten sie nicht den zweiten Stand in der Republik, wie ich wenigstens von einem gelehrten Mitgliede der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hörte, der alle Dienstage bei mir speist und wieder fortgeht, sobald er sich satt gegessen hat? Er hat mir nie etwas davon gesagt, daß jene Leute in Rom verdammt gewesen wären. Für einen Heiden konnte ein Generalpächter nur von Bettlern ausgeschrieen werden, die nichts zu zahlen haben und sich beim Pöbel einschmeicheln wollen. Achten Sie nur darauf, wie alle jene Schreihälse, die auf die Reichen losziehen, selbst nichts zu beißen und zu brechen haben, und gar zu gern bei uns schmarotzen. Versäumen Sie ja nicht, mir Schwarz auf Weiß ihren Widerruf zu bringen."

„Gnädiger Herr!" entgegnete der ehrwürdige Pater Prediger, „mir fällt etwas ein. Man könnte die Sache leicht beilegen: die Zöllner werden freilich in der heiligen Schrift immer mit den Heiden zusammen gestellt; allein Sie sind kein Heide, folglich sind Sie auch kein Zöllner."

„Herr Pater," sprach Blaise Rabau nach einigem Nachsinnen, „was verstehen Sie unter Zöllner?" — „Das Wort publicanus," erwiderte der Prediger, welches wir durch Zöllner übersetzen, kommt, wie es scheint, von publicus, öffentlich, her, und verdammt sind nur die, welche öffentliche Gelder einnehmen."

Bei dieser verhängnißvollen Antwort bemächtigte sich ein gerechter Zorn der ganzen Gesellschaft. Man war nahe daran, den Pater zum Fenster hinauszuwerfen, als es ihm glücklicher Weise gelang, den Lärm mit den Worten zu überschreien: „Dies ewige Verdammungsurtheil trifft Sie nicht, meine Herren; denn, wie schon gesagt, Sie sind keine Publicani."

„Wie so, Herr Grobian?" fragte Herr Rabau, noch immer vor Wuth außer sich. — „Die Publicani bei den Griechen und Römern," sprach der Prediger, „waren die, welche die öffentlichen Gelder, die Gelder des Publikums einnahmen; dem Publikum legten sie Rechnung darüber ab, und deshalb eben wurden sie in Bann gethan. Sie aber, meine Herren, nehmen die Gelder des Königs ein und denken nicht daran, dem Publikum Rechenschaft davon abzulegen. Folglich kann der Fluch sich nicht auf Sie beziehen, und Sie werden nirgend finden, daß königliche Unterpächter mit dem Bann belegt werden."

„Ah! das lautet anders, ehrwürdiger Herr," rief Herr Rabau; „Sie sind ein braver Mann! Wenn Sie nun aber in Venedig wären, wo die Schatzmeister für ihre Verwaltung der Republik verantwortlich sind, wie würden Sie dann Ihren Text auslegen?"

„O! nichts leichter als das," erwiderte der Pater. „Ich würde sonnenklar beweisen, daß der Fluch nur die Pächter eines Königreichs trifft; und so erklären wir überhaupt alle Texte."

Was man nicht thut und was man thun könnte.

(Politique et législation.)

Die Welt gehen lassen, wie sie geht, gut oder übel, wie es der Schlendrian mit sich bringt, seine Pflicht thun, und dem Herrn Prior nichts als Liebes und Gutes nachsagen, das

ist so eine alte Mönchsmaxime; aber das Kloster kommt dabei nicht auf den grünen Zweig, Alles geräth ins Stocken, die Verachtung der Leute und gänzlicher Verfall ist das Ende vom Liede. Wenn der Geist der Nacheiferung die Menschen nicht spornt, gleichen sie Eseln, die träge ihren Paßgang fortschleichen, beim geringsten Hinderniß Halt machen und im Angesicht der Schwierigkeiten, wovon sie sich ins Bockshorn jagen lassen, ruhig ihre Disteln fressen; beim Schall einer Stimme dagegen, die sie antreibt, beim Stachel eines Sporns, der sie aus ihrer Schläfrigkeit aufkitzelt, werden sie zu Rennern, denen plötzlich Flügel wachsen und die kühn über den Schlagbaum setzen. Ohne die Belehrungen des Abbé Saint-Pierre wäre vielleicht die Barbarei der willkürlichen Kopfsteuer in Frankreich noch nicht abgeschafft. Ohne die Fingerzeige Locke's hätte man vielleicht den Unordnungen im Münzwesen in London noch nicht abgeholfen. Es fehlt nicht an Menschen, die, ohne die Befugniß, über Ihresgleichen Recht zu sprechen, erkauft zu haben, das Gemeinwohl in eben dem Grade zu fördern streben, als es von Manchen unter denen, welche die Ermächtigung, Gutes und Böses zu thun, wie eine Meierei erstehen, vernachlässigt wird.

In den ältesten Zeiten der Republik lebte in Rom ein Bürger, dessen herrschende Leidenschaft in dem Wunsche bestand, nach Kräften für den Flor seines Landes zu wirken. Derselbe verlangte eines Tages mit einem der beiden Konsuln zu sprechen, erhielt aber den Bescheid, der hohe Würdenträger sitze mit dem Prätor, einem Aedil und einigen Senatoren sammt ihren Beischläferinnen und Lustigmachern bei Tische. Er ließ darauf in den Händen eines der frechen Sklaven, die den Herren aufwarteten, eine Denkschrift zurück, deren Inhalt ungefähr folgendermaßen lautete:

„Da die Tyrannen auf Erden überall so viel Böses thaten, als sie irgend vermochten, warum thut denn ihr, die ihr euch gut zu sein rühmt, nicht so viel Gutes, als in euren Kräften steht? Woher kommt es, daß die Armen die Tempel und öffentlichen Plätze belagern und ein Elend zur Schau tragen, das dem Staate nichts nützt und Euch zur Schande gereicht, während ihre Hände zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten verwandt werden könnten? Was thun in Friedenszeiten jene Millionen von Müßiggängern, welche die Heerstraßen und die Festungen ausbessern könnten? Wir haben Moräste, die, wenn man sie austrocknete, nicht länger ganze Bezirke verpesten, sondern sich in fruchtbares Erdreich verwandeln würden. Wir haben unregelmäßige Gassen, würdig einer Stadt der Barbaren, die durch prächtige Plätze ersetzt werden könnten. Jene Marmorblöcke, die am Ufer der Tiber unordentlich übereinander liegen, könnten sich in Bildsäulen verwandeln zur Belohnung der Verdienste unsrer großen Männer und zur Aufmunterung für Alle, ihrer Tugend nachzueifern. Die großen Marktplätze, jetzt unreinlich und ekelhaft, müßten zugleich bequem und prächtig eingerichtet werden. In den Häusern fehlt es an Wasser und die öffentlichen Brunnen sind weder reinlich noch geschmackvoll zu nennen. Euer Haupttempel ist in einem barbarischen Styl aufgeführt; der Eingang zu euren Theatern gleicht der Pforte eines Ortes der Schande; in den Sälen, wo das Volk sich versammelt, um Dinge zu hören, die der Bewunderung der Welt werth sind, sieht man sich vergebens nach richtigen Verhältnissen, nach großartiger Bauart, nach Pracht und Bequemlichkeit um. Der Palast Eurer Hauptstadt droht den Einsturz, seine Vorderseite ist durch elende Hütten versteckt, und Moletus hat sein Haus mitten auf dem Schloßhof. Vergebens antwortet mir

Eure Trägheit, es würde zu viel Geld kosten, solchen Mißbräuchen abzuhelfen; ich bitte Euch, gebt Ihr denn etwa dies Geld den Massageten oder den Cimbern? werden nicht Eure römischen Landsleute es verdienen, Eure Baumeister, Eure Bildhauer, Eure Künstler aller Art? Diese Künstler aber werden, so belohnt, durch neue Ausgaben, zu denen sie dann im Stande sind, das Geld dem Staate wieder zufließen lassen, die schönen Künste werden hoch in Ehren stehen, sie werden zugleich Euren Ruhm und Euern Reichthum ausmachen; denn das arbeitsamste Volk ist immer das reichste. Gebt also einem edeln Wetteifer Gehör, und mögen die Griechen, die allmälig Eurer Tapferkeit und Eurem übrigen Verhalten Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch nicht länger uns Barbarei vorwerfen können."

Die Denkschrift des Patrioten wurde bei Tische vorgelesen. Der Konsul sagte kein Wort dazu und verlangte zu trinken, der Aedil gestand, die Schrift sei nicht so ganz übel, und es war nicht weiter die Rede davon. Die Unterhaltung drehte sich um die Blume des Falerner Weins und um das Feuer des Cäcubers; man hielt einem berühmten Koch eine Lobrede und erschöpfte die Vorzüge einer neu erfundenen Störbrühe; man brachte Gesundheiten aus, erzählte zwei oder drei fade Anekdoten und schlief ein. Unterdessen bauten die Senatoren Appius und Flaminius, auf welche die Denkschrift, ohne daß sie sich's merken ließen, Eindruck gemacht, bald darauf die nach ihnen benannten Heerstraßen; ein dritter verschönerte das Kapitol, ein vierter baute ein Amphitheater und noch andere öffentliche Marktplätze. Die Schrift des einfachen Bürgers war ein Saatkorn, das nach und nach in den Köpfen großer Männer keimte.

Historische Bemerkungen über Handel und Finanzen.

(Remarques de l'essai sur les moeurs etc., XVIII.)

Die fast ganz unter Wasser stehenden Niederlande, Genua, dessen Gebiet fast nur aus Felsen besteht, und Venedig, das nur über Lagunen herrschte, wären Einöden oder überhaupt nie vorhanden gewesen, hätten sie keinen Handel getrieben.

Venedig wurde seit dem vierzehnten Jahrhundert allein durch den Handel eine furchtbare Macht, und Holland war es in unsern Tagen eine geraume Zeit hindurch.

Wozu mußte es demnach erst Spanien unter Philipp II. bringen, da es zugleich Mexiko und Peru besaß, und dazu noch seine Niederlassungen längs den Küsten Afrikas und Asiens in einer Ausdehnung von etwa 3000 Stunden?

Es ist kaum glaublich, und doch notorisch wahr, daß Spanien allein seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Anfange des achtzehnten Gold und Silber für 5000 Millionen Piaster an Werth bezog, was 25,000 Millionen Livres nach französischem Gelde macht. Man braucht nur Don Ustariz und Navarete zu lesen, um sich von dieser merkwürdigen Wahrheit zu überzeugen. Es ist dies eine weit größere Summe gemünzten Geldes, als vor Christoph Columbus Reise in der ganzen Welt zirkulirte. Jeder arme Mann, der denken lernte, kann seine Betrachtungen darüber anstellen; er wird sich trösten, wenn er erfährt, daß von allen jenen Schätzen Ophir's heutzutage (d. h. um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) in Spanien kaum 100 Millionen Piaster und eben so viel an Gold- und Silbergeschirr, Schmuck-

sachen 2c. mehr übrig sind. Was wird er erst sagen, wenn er in Don Ustariz liest, daß die römische Dataria einen Theil jenes Geldes verschlang? Er wird vielleicht glauben, das heilige Rom müsse jetzt reicher sein, als einst das erobernde zur Zeit eines Crassus und Lucullus. Man muß gestehen, daß es sein Möglichstes that, es dahin zu bringen; da es aber keinen Handel treiben lernte, als alle Völker Europas sich darauf verstanden, verlor es durch seine Unwissenheit und Trägheit alles Geld, was die Goldgruben seiner Dataria ihm einbrachten, und namentlich, was es mit den Netzen St. Petri so bequem zu fischen verstand.

Spanien war Anfangs durchaus nicht willens, die Schätze Amerika's mit andern Nazionen zu theilen. Philipp II. behielt sich Jahre lang ihren Genuß fast ganz allein vor. Der Reichthum der übrigen europäischen Fürsten mit seinem Oheim, dem Kaiser Ferdinand, an der Spitze, verhielt sich zu dem seinen etwa, wie der der Schweizer zu jenem (seines Urgroßvaters) des Herzogs von Burgund, als sie (1476) demselben sagten: „Alle unsre Habe ist nicht so viel werth, wie die Sporen eurer Ritter."

Philipp II. hätte das, was man Weltherrschaft nennt, erringen müssen, wäre es möglich, dieselbe mit Gold zu erkaufen oder durch Ränke zu erschleichen. Allein eine Frau, die kaum ihrer Herrschaft über die Hälfte einer Insel gewiß war; ein Prinz von Oranien, nur einfacher Reichsgraf und Vasall des Markgrafen von Mecheln; Heinrich IV. endlich, ein König, dem nur eine Partei in Frankreich schlecht gehorchte, und der von der andern verfolgt wurde, dem es an Geld fehlte, und dessen Kriegsheer fast nur in einer handvoll Edelleuten und seinem Muthe bestand, solche Gegner waren es, die den Beherrscher beider Indien zu Grunde richteten.

Der Handel, der seit der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung und Amerikas eine ganz neue Gestalt gewonnen hatte, gestaltete sich wieder anders, als die durch die Tyrannei frei gewordenen Holländer sich der Gewürzinseln bemächtigten und Batavia gründeten. Die großen Handelsmächte waren jetzt Holland und England. Frankreich, das sich immer erst spät die Kenntnisse und Unternehmungen andrer Nazionen zu Nutze macht, kam zuletzt nach beiden Indien, und mußte sich daher auch mit dem kärglichsten Antheil an der Beute begnügen. Es blieb ohne Industrie bis zu den schönen Tagen der Regierung Ludwigs XIV., der Alles that, um den Handel zu beleben.

Die europäischen Völker lernten damals nach und nach neue Bedürfnisse kennen, die dem Handel einiger Nazionen, und namentlich Frankreichs, großen Nachtheil brachten. Heinrichs IV. Frühstück bestand in einem Glase Wein und einem Stück Weißbrod; er trank weder Thee, noch Kaffe oder Schokolate; er brauchte keinen Tabak; seine Frau und seine Geliebten hatten wenig Edelsteine, und trugen keine Stoffe aus Persien, China oder Indien. Wenn man bedenkt, daß heutzutage eine Bürgerfrau schönere Diamanten an den Ohren trägt, als Katharine von Medicis; daß Martinique, Mokka und China das Frühstück einer Magd liefern, und daß für alle diese Gegenstände jährlich über 50 Millionen aus dem Lande gehen, so wird man einsehen, daß es andrer sehr einträglicher Handelszweige bedarf, um den beständigen Verlust auszugleichen. Bekanntlich hielt sich Frankreich durch seine Weine und Branntweine, sein Salz und seine Manufakturen.

Es mußte in unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien treten, nicht um seine Schätze zu vermehren, sondern um seine Ausgaben zu vermindern. Denn da die Menschen sich

einmal neue Bedürfnisse schufen, müssen sie die Waaren, die zur Befriedigung derselben dienen, so wohlfeil als möglich kaufen. Was man aber in Indien aus erster Hand kauft, kostet unstreitig nicht so viel, als was erst durch die Hände der Engländer und Holländer geht. Fast alle diese Waaren müssen mit baarem Gelde bezahlt werden. Als man demnach in Frankreich eine indische Kompagnie gründete, kam es nur darauf an, weniger zu verlieren, und sich wo möglich in Deutschland und dem Norden für die unermeßlichen Verluste auf der Küste Koromandel zu entschädigen. Aber die Holländer waren den Franzosen in Deutschland, wie in Indien, zuvorgekommen. Ihre Mäßigkeit und Betriebsamkeit gaben ihnen allenthalben das Uebergewicht. Für eine neue Handelskompagnie aus Europa, die in Indien festen Fuß fassen will, beruht, wie gesagt, der Hauptnachtheil darin, daß sie zuletzt dort ankommt. Sie findet mächtige Nebenbuhler bereits im Besitz des Handels. Sie muß sich den Beschimpfungen der Nabob's und Omra's aussetzen, und sie entweder bezahlen oder schlagen. Wirklich konnten die Portugiesen und nach ihnen die Holländer keinen Pfeffer bekommen, ohne erst Schlachten darum zu liefern.

Ist Frankreich in Europa mit England oder Holland in Krieg, so suchen sie in Indien einander wetteifernd zu vernichten. Die Handelsgesellschaften verwandeln sich unfehlbar in Kriegskompagnien, und es gilt dann, die andern zu unterdrücken oder ihnen selbst zu unterliegen. So sehen wir, nachdem Ludwig XIV. seine indische Kompagnie in Pondichery gegründet, wie die Holländer die Stadt einnehmen und die Kompagnie über'n Haufen werfen. Sie erstand auf's Neue aus den Trümmern des Law'schen Systems, und bewies, daß die größte Verwirrung bisweilen zur Ordnung führen kann.

Aber alle Wachsamkeit und Weisheit der Direktoren verhütete nicht die Einnahme Pondichery's durch die Engländer, und nur mit genauer Noth entging die Kompagnie einer nochmaligen Auflösung. Die Engländer gaben die Stadt im Frieden zurück; aber es läßt sich denken, in welchem Zustande man einen Handelsplatz herausgibt, worauf man eifersüchtig ist. Die Kompagnie fristete ihr Dasein mit einigen Schiffen, zerstörten Magazinen, viel passivem und gar keinem aktiven Vermögen.

Sie schaltete in ihren indischen Niederlassungen mit unumschränkter Willkür, allein sie traf mit andern unumschränkten Herren zusammen, die fremd, wie sie, und mehr vom Glücke begünstigt waren. Man muß gestehen, es ist seltsam, wie der große Mogul, der doch so mächtig sein soll, es dulden kann, daß europäische Kaufleute sich innerhalb der Grenzen seines Reichs bekriegen, und dabei einen Theil desselben verheeren. Räumten wir den Hafen l'Orient den Indiern, und Bayonne den Chinesen ein, so würden wir doch nicht leiden, daß sie in unserm Lande einander die Hälse brächen.

Was die Finanzen betrifft, so stürzten Frankreich und England durch ihre gegenseitigen Kriege sich jedes in eine Schuldenlast von 3000 Millionen Livres, nach unserm Gelde — eine Summe, welche die in beiden Staaten zirkulirende Geldmasse bei weitem übersteigt. Es gehört zu den Früchten der Anstrengung des menschlichen Geistes in diesem Jahrhundert, daß man das Geheimniß entdeckte, mehr Schulden, als Vermögen zu haben, und dabei zu leben, als wäre man keinen Pfennig schuldig.

Jeder Staat in Europa ist nach einem Kriege von sieben oder acht Jahren zu Grunde gerichtet, denn jeder hat mehr gethan, als seine Kräfte für gewöhnlich erlauben. Es geht

den Staaten, wie Privatleuten, die sich aus Ehrgeiz in Schulden stürzen; jeder will mehr thun, als in seinen Kräften steht. Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, was aus allen Schätzen wird, die der Krieg verschlingt; und die Antwort lautete, daß sie in den Geldkisten von 2 oder 3000 Privatleuten begraben werden, die sich das öffentliche Elend zu nutze machten. Diese Wenigen genießen in Frieden ihr unermeßliches Vermögen, während die Uebrigen unter der Last neuer Auflagen seufzen müssen, um einen Theil der Nazionalschuld zu bezahlen.

England ist das einzige Land, wo Einzelne sich durch das Loos der Waffen bereicherten. Die Summen, die einfache Rheder an Prisengeldern gewannen, so wie die, welche die Insel Kuba und Ostindien den Oberoffizieren einbrachte, übersteigen bei weitem die Masse alles baaren Geldes, das im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in England zirkulirte.

Wenn die Schätze so vieler Einzelnen durch Heirathen, durch Erbschaftstheilungen, und namentlich durch den jetzt nothwendig gewordenen Luxus, durch den jenes einige Jahre lang eingescharrte Geld dem Publikum wieder zufließt, sich nach und nach unter dem Volke vertheilen, so hört jenes ungeheure Mißverhältniß auf, und die Zirkulazion geht beinahe eben so ihren Gang, wie früher. So werden die in Persien verborgenen und während vierzigjähriger innerer Unruhen [1]) verscharrten Schätze nach einigen Jahren der Ruhe wieder zum Vorschein kommen, ohne daß etwas davon verloren ging. So bringt es nun einmal der allen menschlichen Dingen anhaftende Wechsel mit sich.

---

[1]) Von der Empörung des Afghanen Mir-Weïs unter Hussein 1709 bis zur Thronbesteigung Kerim Kan's 1749.

Ueber Staatswirthschaft, Industrie, Handel und Finanzverwaltung in Frankreich unter Ludwig XIV.

(Siècle de Louis XIV. chap. 29 et 30.)

Kaum hatte Colbert nach Fouquet's Fall die Ordnung in den Finanzen wieder hergestellt, so erließ der König seinen Unterthanen alle rückständigen Steuern von den Jahren 1647 bis 1656, und namentlich drei Millionen an Kopfsteuer.[1]) 500,000 Thaler an lästigen Abgaben jährlich wurden abgeschafft. Der Abbé Choisy scheint demnach schlecht unterrichtet oder sehr ungerecht, wenn er behauptet, daß man die Einnahme nicht verminderte. Es ist ausgemacht, daß sie durch jenen Erlaß vermindert und nur durch die gute Ordnung vermehrt wurde.

Der Sorgfalt des Präsidenten Bellièvre war es mit Hülfe der Freigebigkeit der Herzogin von Aquillon und mehrerer Privatleute gelungen, das General-Hospital ins Leben zu rufen. Der König erweiterte diese Anstalt und gründete ähnliche in allen größern Städten des Reichs.

Die Heerstraßen, die bisher fast nicht zu passiren waren, wurden nicht vernachlässigt und vervollkommneten sich nach und nach so, daß sie, wie noch jetzt, die Bewunderung aller Fremden erregen. Nach welcher Seite man sich von Paris

---

[1]) Diese Rückstände schuldeten nur Leute, von denen es unmöglich war, sie einzutreiben. Wenn die erlassenen 500,000 Thaler Steuern nicht auf der Stelle durch eine andre Auflage ersetzt wurden, was sehr zweifelhaft ist, so geschah es doch sehr bald darauf.
C.

aus wenden mag, so reist man jetzt etwa 50 bis 60 Stunden weit, mit Ausnahme einiger kurzen Strecken, auf geraden, dauerhaften, zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzten Straßen. Die von den alten Römern angelegten Wege waren zwar noch dauerhafter, aber nicht so breit und so schön.[1])

Colbert's Genie wandte sich vorzugsweise dem Handel zu, von dem erst schwache Anfänge da waren, und dessen große Grundregeln man noch nicht kannte. Die Engländer, und mehr noch die Holländer, hatten vermittelst ihrer Schifffahrt fast den ganzen französischen Handel in Händen. Die Holländer namentlich luden in unsern Häfen unsre Produkte ein und versahen ganz Europa damit. Im Jahre 1662 fing der König an, seine Unterthanen von einer Abgabe zu befreien, die man droit de fret (Schiffsfrachtsteuer) nannte, und die alle fremden Schiffe entrichteten. Er suchte es auf jede Weise den Franzosen so leicht als möglich zu machen, ihre Waaren selbst mit geringeren Kosten fortzuschaffen. Jetzt erst bildete sich der Seehandel. Der noch jetzt bestehende Handelsrath wurde errichtet und der König führte alle 14 Tage den Vorsitz darin.

Die Häfen von Dünkirchen und Marseille wurden zu Freihäfen erklärt, und in Folge dessen wurden binnen kurzem Marseille für den levantischen und Dünkirchen für den nordischen Handel Hauptstapelplätze.

1664 errichtete man eine westindische und noch in eben

---

[1]) Die wahre Schönheit der Heerstraßen besteht nicht in ihrer Breite, die den Landbau beeinträchtigt, sondern in ihrer Dauerbarkeit und besonders in der Kunst, sie durch die Gebirge zu leiten und dabei Bequemlichkeit mit Sparsamkeit zu verbinden. Diese Kunst hat sich in unsern Tagen namentlich in den Ländern, wo die Frohndienste abgeschafft wurden, sehr vervollkommnet. C.

dem Jahre eine ostindische Handelskompagnie. Bisher war der französische Luxus der holländischen Industrie zinsbar gewesen. Die Anhänger der alten, furchtsamen, unwissenden und beschränkten Oekonomie ereiferten sich vergebens gegen einen Handel, wobei man beständig gegen Geld, das sich nicht abnutzte, Gegenstände, die verbraucht und konsumirt werden, eintauschte. Sie bedachten nicht, daß man jene indischen Waaren, die man nicht mehr entbehren konnte, dem Auslande weit theurer hätte bezahlen müssen. Allerdings wird mehr baares Geld nach Ostindien ausgeführt, als wir von dort beziehen, und Europa verarmt auf diese Weise. Doch dies Geld kommt aus Peru und Mexiko; es ist der Preis für unsre Produkte, die wir nach Cadix bringen; und es bleibt doch immer noch mehr davon in Frankreich, als Ostindien verschlingt.

Der König gab der Gesellschaft über 6 Millionen nach heutigem Münzfuß. Er forderte reiche Leute auf, sich dabei zu betheiligen. Die Königinnen, die Prinzen und der ganze Hof steuerten 2 Millionen nach damaligem Gelde dazu bei. Die obern Gerichtshöfe gaben 1,200,000 Livres, die Finanzpächter 2 Millionen, die Korporazion der Kaufleute 650,000 Livres. Die ganze Nazion unterstützte ihren Fürsten.

Diese Handelsgesellschaft hielt sich fortwährend. Seit der Einnahme Pondichery's durch die Holländer im Jahre 1694 lag zwar der indische Handel sehr danieder, nahm aber unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans einen neuen kräftigen Aufschwung. Pondichery wetteiferte jetzt mit Batavia, und diese indische Compagnie, die der große Colbert nur mit äußerster Mühe zu Stande brachte, und die in unsern Tagen durch die seltsamsten Erschütterungen wieder ins Leben gerufen wurde, war einige Jahre lang eine der wichtigsten

Hülfsquellen des Reichs.[1]) Im Jahre 1669 errichtete der König auch eine nordische Kompagnie, und legte bedeutende Fonds, wie in der indischen, darin nieder. Man erkannte jetzt wohl, daß man sich durch den Handel nichts vergab, da die größten Häuser nach dem Beispiel des Königs sich bei jenen Unternehmungen betheiligten.

Die westindische Kompagnie erfreute sich keiner geringern Aufmunterung, als die übrigen. Der König stand den zehnten Theil sämmtlicher Fonds.

Er bezahlte 30 Franks für jede Tonne, die ausgeführt, und 40 für jede, die eingeführt wurde. Alle, die in den Häfen des Reichs Schiffe bauen ließen, bekamen so viel mal 5 Livres, als ihr Schiff Tonnen hielt.[2])

---

[1]) Es hat sich später ausgewiesen, daß die indische Kompagnie bei ihrem Handel von Anfang an nur verloren hatte, und daß sie nur auf Kosten des Staatsschatzes sich halten konnte. Jede Kompagnie hat, auch wenn ihr Handel in Flor ist, einen größern Kostenaufwand zu tragen, als die Privatleute, und macht die Waaren, worüber ihr das Monopol zusteht, theurer, als wenn völlige Handelsfreiheit bestände. C.

(Die zu Voltaire's Zeit bestehende französisch-ostindische Handelskompagnie wurde im J. 1769 aufgehoben und eine im J. 1785 neu errichtete mußte schon nach 6 Jahren wieder eingehen.)

[2]) Die Summen, wovon die Prämien bezahlt werden, muß das Volk hergeben, was man nicht aus dem Auge verlieren darf. Die Wirkung einer Prämie ist, daß sich dem Kaufmann die Fonds, die er in den Handel steckt, höher verinteressiren; er kann sich also mit einem geringern Gewinn begnügen. Die Prämien bewirken also eine Erhöhung des Preises der Waaren für den Verkäufer, oder eine Verminderung desselben für den Käufer oder vielmehr beides zugleich. Finden sie daher nur bei dem Handel von einem Orte zum andern statt, so ist ihre Folge die Erhöhung des Preises am Orte des Einkaufs und ihre Verminderung am Orte des Verkaufs. Eine Ausfuhr-

Man kann sich nicht genug wundern, wie der Abbé von Choisy in seinen mit großer Vorsicht zu benutzenden Memoiren diese Einrichtungen hat tadeln können.[1]) Wir erkennen jetzt alles, was der Minister Colbert für das Wohl des Reichs that, damals aber sah man es nicht ein. Er arbeitete für Undankbare. Man war ihm in Paris wegen der Amortisazion einiger Renten auf dem Stadthause, die man seit 1656 um geringen Preis an sich gebracht hatte, und wegen des Verrufs, in welchen die unter dem vorigen Ministerium verschwendeten Kassenscheine fielen, weit aufsätziger, als man ihm für das

---

prämie festsetzen heißt demnach, alle Staatsbürger zur Zahlung zwingen, damit die Konsumenten einer Waare sie theurer kaufen und die Produzenten sie theurer verkaufen.

Eine Einfuhrsteuer festsetzen, heißt, alle Bürger zur Zahlung nöthigen, damit die, welche gewisse Waaren brauchen, sie wohlfeiler kaufen können.

Die Einführung solcher Prämien kann also immer nur auf kurze Zeit und unter besondern Umständen recht und ersprießlich sein. Sind sie für immer und allgemein eingeführt, so dienen sie nur dazu, das Gleichgewicht zwischen den Produkzionen und den Bedürfnissen jeder Art, das sich bei unbeschränkter Freiheit von selbst macht, zu zerstören.

C.

[1]) In den politischen Annalen des Abbé Castel de Saint-Pierre, S. 105, heißt es: „Colbert, ein so tüchtiger Arbeiter er war, „nahm den Schatten für den Körper; er vernachlässigte die Kom„pagnieen des Seehandels, um seine Sorge vorzugsweise unterhalten„den Wissenschaften und schönen Künsten zuzuwenden.“ Weit entfernt, den Seehandel zu vernachlässigen, war er vielmehr als der Begründer desselben anzusehen. Nie ließ es ein Minister sich weniger beikommen, den Schatten mit dem Körper zu verwechseln. Ihn dessen beschuldigen, heißt, einer von ganz Frankreich und Europa anerkannten Wahrheit widersprechen. V.

Obiges wurde im August 1756 geschrieben. C.

Gute, das er im Allgemeinen stiftete, Dank wußte.[1]) Es gab damals mehr Spießbürger, als ächte Staatsbürger. Nur Wenige faßten das gemeine Beste ins Auge. Man weiß ja, wie sehr der Eigennutz verblendet und den Geist einengt; ich spreche hier nicht bloß von dem Eigennutz eines einzelnen Kaufmanns, sondern von dem einer Korporazion, einer ganzen Stadt. Die grobe Antwort eines Kaufmanns, Namens Hazon, der von dem Minister zu Rathe gezogen wurde und ihm antwortete: „Ihr fandet den Karren nach einer Seite umgeworfen und habt ihn jetzt auf die andre geschmissen,“ wurde in meiner Jugendzeit mit Wohlgefallen erzählt, ja diese Anekdote findet man sogar im Moreri.[1]) Der philosophische

---

[1]) Wir können nicht verhehlen, daß diese Beschwerden gegründet waren. Das Streichen der Renten war ein Bankerott und jeder Bankerott ist ein wahres Verbrechen, wenn nicht absolute Nothwendigkeit ihn herbeiführt. Die Moral der Staaten unterscheidet sich durchaus nicht von der der Privatleute, und nie kann Jemand, der seine Gläubiger betrügt, auf Achtung Anspruch machen, so viele Wohlthaten er übrigens spenden mag. E.

[2]) Ein andrer Kaufmann, den er um Rath fragte, was er zu thun habe, um den Handel aufzumuntern, erwiederte ihm: „Jedermann gewähren lassen,“ und er hatte Recht. Colbert that aber grade das Gegentheil. Er vermehrte die Steuern aller Art, und warf mit Verordnungen nach allen Seiten um sich. Da einige geschickte Künstler ihre Denkschriften über die Methode, verschiedene Arten von Zeug zu verfertigen, über die Färbekunst rc. vorgelegt hatten, gerieth er auf den Einfall, als Gesetz vorzuschreiben, was nur die Beschreibung des in den besten Fabriken üblichen Verfahrens war; als ob es nicht in der Natur der Künste läge, ihre Methoden beständig zu vervollkommnen; als ob der Erfindungsgeist, um sich geltend zu machen, auf die Erlaubniß des Gesetzgebers warten könnte; als ob die Erzeugnisse der Manufakturen nicht zugleich mit den Moden in Kleidung und Hausrath, beständigem Wechsel unterworfen wären. Man

Geist, der sich in Frankreich sehr spät geltend machte, mußte die Vorurtheile des Volks erst einigermaßen beseitigt haben, um dem Andenken jenes großen Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit der pünktlichen Genauigkeit des Herzogs von Sully verband er einen weit umfassendern Blick. Jener wußte nur gut hauszuhalten, Colbert verstand sich auch auf großartige Unternehmungen. Sully hatte seit dem Frieden von Verviers keine andre Sorge, als eine genaue und strenge Oekonomie durchzuführen; Colbert dagegen mußte behuf der Kriege von 1667 und 1672 in größter Eile unermeßliche Summen herbeischaffen. Heinrich IV. begünstigte Sully's Sparsamkeit; Ludwig's XIV. Prachtliebe durchkreuzte beständig Colbert's System.

Gleichwohl wurde zu seiner Zeit fast Alles theils verbessert, theils neu geschaffen. Die Herabsetzung des Zinsfußes auf 5 Prozent bei Anleihen des Königs sowol als der Privatleute im Jahre 1665 war ein augenscheinlicher Beweis reichlichen Geldumlaufs. Er wollte Frankreich bereichern und stärker bevölkern, und die Heirathen auf dem Lande wurden durch eine fünfjährige Befreiung von der Kopfsteuer, wenn sich Personen von 20 Jahren heiratheten, begünstigt; und jeder Hausvater, der zehn Kinder hatte, war auf Lebenszeit

verhängte schimpfliche Strafen über die Handwerker, die von den festgesetzten Bestimmungen über die Breite eines Stoffs, die Zahl der Fäden des Weberzettels, die Beschaffenheit der Seide und des Zwirns, dessen man sich bedienen sollte, abgingen; und diese lächerlichen und tyrannischen Verordnungen nannte man lange Zeit eine großmüthige Beschützung der Künste. Colbert's Unwissenheit in Regierungsprinzipien, von denen man überhaupt zu seiner Zeit und noch lange nach ihm keine Ahnung hatte, ist verzeihlich; nicht zu entschuldigen aber sind jene harten Strafurtheile, jene Tyrannei, die an sich unschuldige Handlungen zum Verbrechen stempelt. C.

von allen Abgaben frei, weil er durch die Arbeit seiner Kinder dem Staate mehr Nutzen schaffte, als er hätte leisten können, wenn er die Kopfsteuer bezahlte. Diese Anordnung hätte immer unangetastet bleiben sollen.

Vom Jahr 1663 bis 1672 wurde jedes Jahr dieses Ministeriums durch die Errichtung einer Manufaktur bezeichnet. Die feinen Tücher, die man ehedem aus Holland und England bezog, wurden jetzt in Abbeville fabrizirt. Der König schoß dem Fabrikanten, außer ansehnlichen Gratifikazionen, für jeden gangbaren Webestuhl 2000 Livres vor. Man zählte im Jahre 1669 in Frankreich 44,200 Werkstühle für Wollenweberei. Die sehr vervollkommneten Seidenstoffe waren der Gegenstand eines Handels, der mehr als 50 Millionen nach damaligem Gelde einbrachte, und der Vortheil, den man daraus zog, überwog nicht nur den Kaufpreis der erforderlichen Seide, sondern der Anbau der Maulbeerbäume setzte auch die Fabrikanten in den Stand, die fremde Seide ganz zu entbehren.

Im Jahre 1666 fing man an eben so schöne Spiegel zu verfertigen, wie in Venedig, das sonst ganz Europa damit versehen hatte, und lieferte sie binnen kurzem in solcher Größe und Schönheit, daß man es nirgends den Franzosen hierin nachthun konnte. Die türkischen und persischen Teppiche wurden in der Manufaktur Savonnerie übertroffen. Die flandrischen Tapeten konnten sich nicht mit denen messen, die man in den Gobelins verfertigte. In diesem weitläuftigen Gebäude waren damals mehr als 800 Arbeiter beschäftigt; dreihundert wohnten darin. Die geschicktesten Maler leiteten die Arbeit entweder nach ihren eignen Zeichnungen oder nach Mustern der alten italienischen Meister. In dem Gebäude der Gobelins verfertigte man auch noch andere künstlich zusammengesetzte

Arbeiten, eine Art wunderbarer Mosaik, und in eingelegter Arbeit erreichte die Kunst den höchsten Grad.

Außer der schönen Tapetenmanufaktur der Gobelins legte man noch eine andre zu Beauvais an. Der erste Fabrikant in dieser Stadt hatte 600 Arbeiter, und der König schenkte ihm 60,000 Livres.

1600 Mädchen waren mit Spitzenarbeit beschäftigt. Man ließ 30 der geschicktesten Arbeiterinnen aus Venedig und 200 aus Flandern kommen und gab ihnen zur Aufmunterung 36,000 Livres.

Die Tuchwebereien zu Sedan und die Tapetenfabriken zu Aubusson, welche sehr in Verfall gerathen waren, wurden wieder hergestellt. Die reichen Gold- und Silberbrokate wurden mit erneuerter Betriebsamkeit in Lyon und Tours verfertigt.

Bekanntlich kaufte das Ministerium in England das Geheimniß jener sinnreichen Maschine, vermittelst deren man die Strümpfe zehnmal so rasch als mit der Nadel verfertigt. Das Blech, der Stahl, die schöne Fayence und der Saffian, die man früher aus weiter Ferne kommen lassen mußte, wurden jetzt in Frankreich fabrizirt. Allein die Kalvinisten, die um das Geheimniß der Verfertigung des Eisenblechs und des Stahls wußten, theilten nach ihrer Auswanderung im Jahre 1686 [1]) dasselbe sammt manchen andern Vortheilen dem Auslande mit.

Der König kaufte jährlich für etwa 800,000 Livres nach unserm Gelde an Modewaaren aller Art, die man in seinem Reiche fabrizirte, und theilte sie als Geschenke aus.

Die Stadt Paris war damals bei weitem nicht das,

---

*) In Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes.

was sie jetzt ist. Sowol Helle und Reinlichkeit, als Sicherheit, suchte man in ihren Gassen vergebens. Es galt, für die beständige Reinigung der Straßen und für die Erleuchtung Sorge zu tragen, die jetzt (um 1750) allnächtlich durch 5000 Laternen bewirkt wird; es galt, die ganze Stadt zu pflastern, zwei neue Thore zu bauen, die alten wieder herzustellen, endlich eine beständige Wache zu Fuß und zu Pferde für die Sicherheit der Bürger zu organisiren. Der König nahm Alles über sich, indem er die Summen für diese nothwendigen Ausgaben anwies. Er ernannte 1667 eine Magistratsperson, der ausschließlich die oberste Leitung der Polizei oblag. Erst sehr spät folgten die meisten andern großen Städte in Europa diesem Beispiel, und keine konnte sich rühmen, ihr Vorbild erreicht zu haben. Keine Stadt ist gepflastert wie Paris, und Rom hat noch nicht einmal eine Straßenbeleuchtung.

In allen Zweigen der Verwaltung herrschte ein so reges Streben nach Vervollkommnung, daß der zweite Polizeilieutenant in Paris in diesem Posten einen Ruhm erwarb, der ihn den Männern, welche ihrem Zeitalter Ehre machten, beigesellte; auch war er ein Mann, dessen Fähigkeit sich in Allem bewährte. Er wurde später Minister, und würde auch einen tüchtigen Feldherrn abgegeben haben. Der Posten eines Polizeilieutenants war kaum seiner Geburt und seinem Verdienst angemessen, und gleichwol erwarb er sich durch die Verwaltung desselben einen weit größern Namen, als durch seine kurze und beschränkte Wirksamkeit als Minister, zu der er gegen das Ende seines Lebens berufen wurde.

Es muß hier bemerkt werden, daß D'Argenson keineswegs der einzige unter den Mitgliedern des alten Adels war, der sich der Verwaltung eines obrigkeitlichen Amtes unterzog.

Frankreich ist fast das einzige Land in Europa, wo der alte Adel sich häufig dieser Laufbahn widmete. Fast in allen andern Staaten ist von der verrosteten Barbarei des Mittelalters noch so viel übrig geblieben, daß man sich von der Erhabenheit dieses Berufs nichts träumen läßt. [1])

Der König baute mittlerweile seit 1661 ununterbrochen am Louvre und an den Schlössern in Saint-Germain und Versailles. Auch Privatleute errichteten nach seinem Beispiel in Paris eine Menge prächtiger und bequemer Gebäude. Die Zahl derselben nahm in solchem Maße zu, daß sich in der Gegend des Palais-Royal und der Kirche Saint-Sulpice in Paris zwei neue Städte bildeten, mit denen die alte sich nicht messen konnte. Aus eben jener Zeit schreibt sich auch die Erfindung jener eben so prachtvoll als bequem eingerichteten, mit Glasfenstern geschmückten und in Federn hängenden Kutschen, so daß jetzt ein Pariser Bürger in dieser großen Stadt mit glänzenderm Luxus umher fuhr, als die alten Triumphatoren in Rom auf ihrem Zuge nach dem Capitol. Dieser Gebrauch verbreitete sich von Paris aus über ganz Europa, und wurde bald so gewöhnlich, daß er für keinen Luxus mehr gelten kann.

Ludwig XIV. fand großen Geschmack an der Architektur der Gartenkunst und der Bildhauerei; und überall bewährte

---

[1]) Diese Angabe bedarf der Berichtigung. Voltaire wußte sehr gut, daß in aristokratischen Republiken, wie Venedig und Polen, das Recht, hohe obrigkeitliche Aemter zu verwalten, zu den Vorrechten des Adels gehört; daß in England die Pairs wirkliche Magistratspersonen sind und allein den (hohen) Adel ausmachen. Er meint hier nur Monarchien, die sich auf den Trümmern der Lehnsverfassung erhoben, und in Bezug auf alle diese Länder ist seine Bemerkung richtig. C.

sich dieser Geschmack als großartig und edel. Seit 1664 war dem General-Finanzdirector Colbert die Leitung der Bauten, oder mit andern Worten das Ministerium der Künste übertragen,[1]) und er beeiferte sich, die Pläne seines Herrn ins Werk zu setzen. —

(Als zu weit abliegend von dem Hauptinhalt dieser Auszüge aus Voltaire's Schriften, übergehen wir die im Original hier folgenden ausführlichen Nachrichten über Ludwig's XIV. Bauten und Stiftungen, über seine Gesetzgebung, über den damaligen Zustand des Kriegs- und Seewesens, über die innere Verwaltung im Allgemeinen, über die innern Unruhen (nach den Zeiten der Fronde), die er als sehr unbedeutend darzustellen sucht, und über die Sitten. Das Resumé seiner Bemerkungen über die innern Unruhen stehe hier, weil sich eine beachtenswerthe Anmerkung Condorcet's daran knüpft).

---

[1]) Der Abbé de Saint-Pierre sagt in seinen politischen Annalen, S. 104 seines Manuskripts: „Dies beweise die große Menge „der Müßiggänger, ihren Geschmack am Müßiggange, der dazu diene, „andre Arten von Müßiggängern zu unterhalten und zu ernähren; „es verhalte sich genau so, wie mit den Italienern, wo diese Künste „zu hoher Vollkommenheit gediehen; sie seien Lumpe, Faullenzer, „mit Lappalien beschäftigte Gecken ꝛc.“

Diese groben und in barbarischem Styl abgefaßten Betrachtungen sind deshalb um nichts richtiger. Die Blüte der Kunst unter den Italienern fiel in die Zeit der Mediceer, als keine Republik sich an Kriegsruhm und Reichthum mit Venedig messen konnte. Es war dieselbe Zeit, als Italien die größten Krieger und die berühmtesten Künstler aller Art hervorbrachte; und eben so hatten in den blühendsten Jahren Ludwig's XIV. die Künste den höchsten Grad der Vollendung erreicht. Der Abbé de Saint-Pierre irrte sich in manchen Dingen, und es ist zu bedauern, daß seine guten Absichten nicht von klarerer Einsicht unterstützt wurden. V.

NB. Diese Verschiedenheit der Ansicht unter zwei Männern unsrer Zeit, die ihr ganzes Leben mit der größten Beharrlichkeit und

Es gelang dem König endlich, eine bisher höchst unruhige Nazion in ein friedliches Volk zu verwandeln, das nur noch für seine Feinde gefährlich war, nachdem es über hundert

---

dem reinsten Eifer dem Kampf für die Sache der Humanität weihten, verdient eine nähere Beleuchtung.

Die Pracht und Großartigkeit der öffentlichen Bauten ist eine Folge der Industrie und des Reichthums einer Nazion. Hat die Nazion keine Schulden, werden alle lästigen Auflagen abgeschafft, ist die Staatseinnahme gewissermaßen nur der Ueberschuß des öffentlichen Reichthums, dann liegt in einer solchen Pracht durchaus kein Verstoß gegen die Billigkeit. Sie ist vielleicht sogar vortheilhaft, weil sie dazu dienen kann, nützliche Arbeiter für die Gesellschaft zu bilden, oder diejenigen zu beschäftigen, die nur von einer Art Arbeit leben können, wenn etwa in Folge besondrer Umstände diese Arbeit ihnen fehlt. Die schönen Künste mildern die Sitten, verleihen der Vernunft höhern Reiz und flößen Geschmack an geistiger Bildung ein. In den Händen einer erleuchteten Regierung könnten sie eins der besten Mittel werden, die Gemüther zu besänftigen oder zu erheben, die Sitten zu mildern oder zu verfeinern, und heilsame Grundsätze zu verbreiten.

Allein das Volk mit Auflagen überladen, um die Fremden durch eine eitle Pracht in Erstaunen zu setzen, den öffentlichen Schatz mit Schulden belasten, um Lustgärten zu verschönern, Theater bauen, wenn man keine Brunnen hat, Paläste errichten, wenn es an Gelde fehlt, um unentbehrliche Kanäle zu graben: das heißt nicht, die Künste beschützen; das heißt vielmehr ein ganzes Volk der Eitelkeit eines Einzigen opfern.

Denen, die ihr Blut für's Vaterland vergossen, auf öffentliche Kosten eine Zufluchtsstätte bauen, die Kinder derer, die dem Vaterlande dienten, aufziehen, heißt eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, heißt sich einer heiligen Schuld gegen die Nazion selbst entledigen. Wer möchte solche Stiftungen tadeln? Wenn man aber dabei eine unnöthige Pracht auskramt, wenn man auf die Unterstützung von hundert Familien Summen verwendet, die das Loos von zweihundert hätten erleichtern können, wenn man, um der Eitelkeit zu fröhnen, mehr opfert, als man auf den eigentlichen Zweck des Wohlthuns ver-

Jahre lang für sich selbst gefährlich gewesen. Die Sitten wurden milder, ohne daß der Muth deßhalb schwächer geworden wäre. [1])

* *
*

(Chap. 30.) Vergleicht man Colbert's Verwaltung mit allen vorhergehenden, so wird die Nachwelt diesen Mann hochschätzen, dessen Körper der unsinnige Pöbel nach seinem Tode zerreißen wollte. Die Franzosen verdanken ihm unstreitig ihre Industrie und ihren Handel, und folglich jenen Reichthum, dessen Quellen bisweilen in Kriegszeiten abnehmen, im Frieden aber immer wieder reichlich strömen. Gleichwol war man im Jahre 1702 so undankbar, die Erschlaffung, die in den

---

wendete, dann verdienen jene nämlichen Stiftungen eine strenge Rüge. In diesem Punkte namentlich muß die Liebe zum Ruhm der Liebe zur Billigkeit weichen. Beide reizen in gleichem Maße zum Guten; aber die Liebe zur Billigkeit allein lehrt das Gute auf gute Weise thun. Demnach hatte Voltaire und Saint-Pierre beide Recht; und man kann ihnen nur vorwerfen, daß sie in der Verfechtung ihrer Ansichten das Maaß überschritten. C.

[1]) Dies ist eben die wahre Ursache des Wohlstandes der französischen Nazion unter Ludwig XIV. Die Umstände, worin er sich befand, trugen ohne Zweifel zu dieser Ruhe des Staates das Ihrige bei; allein der Charakter des Königs und die Ueberzeugung, die er den Leuten beizubringen wußte, daß Alles, was in seinem Namen verfügt wurde, sein eigner, ausdrücklicher Wille sei, wirkten wesentlich dabei mit. Trotz der Barbarei eines Theils der Gesetze, trotz aller Fehler der Verwaltungsgrundsätze, trotz der Erhöhung der Steuern, ihrer lästigen Form und der Härte der Fiskalgesetze; trotz der irrigen Maximen, wovon sich die Regierung bei ihren Verfügungen über Handel und Manufakturen leiten ließ; trotz der Protestantenverfolgungen endlich, findet man, daß das Volk im Innern des Reichs und bis zum spanischen Erbfolgkriege selbst die Bewohner der Grenzprovinzen unter dem Schutze der Gesetze in Frieden lebten.

Nerven des Staats bemerkbar wurde, auf Colbert zu schieben. Ein gewisser Bois-Guillebert, General-Vikar bei der Landvogtei von Rouen, ließ damals sein Buch détail de la France in zwei kleinen Bänden drucken, und behauptete, seit 1660 sei Alles in Verfall gerathen. Es war aber gerade umgekehrt. Frankreich war nie so blühend gewesen, als seit dem Tode des Kardinals Mazarin bis auf den Krieg im Jahre 1689; und selbst in diesem Kriege, da der Staatskörper zu erkranken begann, erhielt er sich durch die Kraft, die Colbert in allen seinen Gliedern verbreitet hatte. Der Verfasser des détail behauptete, die gewissen Einkünfte des Reichs hätten sich seit 1660 um 1500 Millionen verringert. Nichts ist grundloser und zugleich unwahrscheinlicher, als diese Angabe. Gleichwol wußte er durch seine verfänglichen Beweisgründe denen, die gern überredet sein wollten, jenes ungereimte Paradoxon einzureden. So sieht man in England in den blühendsten Zeiten hundert Flugschriften, worin bewiesen wird, daß der Staat zu Grunde gerichtet ist.[1])

Der Landmann, der Handwerker, der Fabrikant und der Kaufmann konnten mit Sicherheit darauf rechnen, die Früchte ihres Fleißes zu genießen, ohne daß sie Räuber oder kleine Tyrannen zu fürchten brauchten. Man konnte also den Landbau und die Künste vervollkommnen, große Handels- und Fabrikunternehmungen wagen, bedeutende Kapitalien darauf verwenden und brauchte starke Auslagen, wenn man auch erst sehr spät auf deren Verinteressirung rechnen durfte, nicht zu scheuen. Dieser Frieden im Innern eines Staates ist von größerer Wichtigkeit, als die meisten Staatskünstler glauben wollten. Von dem Wohlstande eines ruhigen Staates kann man weder unbedingt auf gute Gesetze, noch auf eine gute Verfassung, noch auf eine gute Regierung schließen. C.

¹) Bois-Guillebert war kein so verächtlicher Schriftsteller. Man findet in seinen Werken Ansichten über die Finanzverwaltung und den

Es war nirgends leichter als in Frankreich, das Finanzministerium beim Volke zu verdächtigen und verhaßt zu machen. Dies Ministerium ist schon an sich das verhaßteste, weil die Auflagen es jederzeit sind. Zudem herrschen im Finanzwesen überhaupt so viele Vorurtheile und so große Unwissenheit, wie in der Philosophie.

Man ist in dieser Sache so spät zu richtigern Begriffen gelangt, daß man selbst in unsern Tagen, im Jahre 1718, das versammelte Parlament zum Herzog von Orleans sagen hörte, „der innere Werth der Mark Silber betrage 25 Livres;" als ob es noch einen andern wirklichen innern Werth, außer dem des Gewichts und Gehalts, gäbe; und so aufgeklärt der Herzog von Orleans auch war, reichte doch seine Einsicht nicht so weit, um diesen Mißgriff des Parlaments zu entdecken.

In gleichem Maße durch Geist und Kenntnisse befähigt, übernahm Colbert die Verwaltung der Finanzen. Wie Sully, bemühte er sich vor Allem, den Mißbräuchen und Räubereien Einhalt zu thun, die alle Schranken überstiegen. Die Steuererhebung wurde möglichst vereinfacht; und vermöge einer Oekonomie, die ans Wunderbare grenzt, bereicherte er den Schatz des Königs, und verminderte zugleich die Steuern.

Handel, worin er die Begriffe seines Jahrhunderts überflügelt. Er war den richtigen Prinzipien der Staatsökonomie wenigstens zum Theil auf die Spur gekommen, wiewohl sich freilich diesen Wahrheiten noch viele Irrthümer beigesellten. Sein Styl, dem es stellenweise nicht an Kraft und Wärme fehlt, ist oft dunkel und unkorrekt. Er läßt sich mit den Chemikern jener Zeit vergleichen. Manche unter ihnen waren geistvolle Leute und machten auch schätzbare Entdeckungen, allein die Wissenschaft existirte noch nicht, und Andern blieb die Ehre vorbehalten, sie zu schaffen. C.

Aus dem merkwürdigen Edikte von 1664 ersieht man, daß jährlich eine Million nach damaliger Rechnung zur Aufmunterung der Manufakturen und des Seehandels bestimmt war. Er vernachlässigte den Landbau, der bisher der Habgier der Pächter preisgegeben war, so wenig, daß, da englische Kaufleute im Jahre 1667 seinem Bruder Colbert de Croissy, damals französischem Gesandten in London, angeboten hatten, Frankreich mit irländischem Vieh, und seine Kolonien mit gesalznem Fleisch zu versehen, der General-Finanzdirektor erwiderte, seit 4 Jahren habe man Vieh genug, um jene beiden Artikel selbst ins Ausland zu verkaufen.[1])

Um zu einer so glücklichen Verwaltung zu gelangen, waren eine Justizkammer und bedeutende Reformen nöthig gewesen. Er sah sich genöthigt, 8 Millionen und noch darüber an Renten auf der Stadt zu streichen, die zu niedrigem Preise acquirirt waren, und die man nach dem Einkaufspreise abzahlte. Diese verschiedenen Aenderungen erforderten Edikte. Das Parlament besaß seit Franz I. faktisch das Recht, dieselben zu protokolliren. Es wurde vorgeschlagen, sie nur in der Rechnungskammer eintragen zu lassen, doch der alte Gebrauch

---

[1]) Um diese Zeit ließ Colbert den Kataster einiger Provinzen anfertigen. Man verstand so wenig, solche Operazionen mit der gehörigen Genauigkeit vorzunehmen, daß bei einer Menge von Grundstücken die Steuer den Ertrag überstieg. Die Besitzer sahen sich gezwungen, sie dem Fiskus zu überlassen. Colbert erließ hierauf ein Edikt, wodurch den Eigenthümern verboten wurde, ein Grundstück aufzugeben, wenn sie nicht zugleich auf ihre sämmtlichen übrigen Besitzungen verzichten wollten. Ganze Dörfer ließen ihr Land brach liegen, und man mußte ihnen außerordentliche Gratifikazionen bewilligen, um sie zum Wiederbeginn der Feldarbeiten zu bewegen. Diese Einzelnheiten waren Voltaire sicher nicht bekannt, als er von Colberts Geist und Kenntnissen sprach. C.

drang durch, und der König ging (i. J. 1664) selbst ins Parlament, um seine Edikte protokolliren zu lassen.

Er gedachte immer noch des Kriegs der Fronde, des Achtungsurtheils, das gegen einen Kardinal, seinen Premierminister, ausgesprochen war, und andrer Urtheilssprüche, wonach man auf die königlichen Gelder Beschlag gelegt, und Hausrath und Geld der Bürger, die der Krone anhingen, geplündert hatte. Da alle diese Exzesse mit Vorstellungen gegen Edikte in Betreff der Staatseinkünfte begonnen hatten, befahl er i. J. 1767, das Parlament solle nie eher als volle acht Tage nach gehorsamer Einregistrirung des Ediktes eine Vorstellung dagegen erheben dürfen. Dies Edikt wurde i. J. 1673 erneuert. Auch wurde ihm während seiner ganzen Regierung von keinem Gerichtshofe eine Vorstellung gemacht, außer in dem verhängnißvollen Jahr 1709, als das Pariser Parlament sich vergebens über das Unrecht beschwerte, welches das Finanzministerium durch die Veränderung des Gold- und Silberwerthes dem Staate zufügte.

Fast alle Staatsbürger sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wenn das Parlament sich immer darauf beschränkt hätte, mit gehöriger Sachkenntniß den Fürsten auf das Unglück und die Bedürfnisse des Volks, auf die Gefahren der Steuern und die noch größere Schädlichkeit des Verkaufs derselben an Pächter, die den König betrogen und das Volk unterdrückten, aufmerksam zu machen, daß dann, sage ich, jener Gebrauch der Vorstellungen ein treffliches Hülfsmittel für den Staat, ein Zügel für die Habgier der Finanzverwalter und eine beständige Lehre für die Minister würde gewesen sein. Allein die außerordentlichen Mißbräuche eines an sich so ersprießlichen Heilmittels hatten Ludwig XIV. dergestalt aufgebracht, daß er nur die Mißbräuche sah und über

das Heilmittel selbst den Stab brach. Der Unwille, den er darüber fortwährend im Herzen hegte, ging so weit, daß er sich am 13. August 1669 abermals selbst ins Parlament begab, um die Adelsprivilegien, die er während seiner Minderjährigkeit 1644 den Mitgliedern aller hohen Gerichtshöfe verliehen hatte, zu widerrufen.

Allein trotz dieses in Gegenwart des Königs einregistrirten Ediktes bestand der Gebrauch fort, allen denen, deren Väter 20 Jahre lang eine Stelle in einem Obergerichtshofe bekleidet hatten, oder in ihrem Amte gestorben waren, die Vorrechte des Adels zuzugestehen.

Während er so einer Korporazion bürgerlicher Magistratspersonen seinen Groll empfinden ließ, bestrebte er sich, den Adel, der das Vaterland vertheidigt und die Landleute, die es ernähren, auf alle Weise aufzumuntern. Schon hatte er durch sein Edikt von 1664 jedem Edelmann, der 12 Kinder hätte, einen Gnadengehalt von 2000 Franks, das ist nach heutiger Rechnung 4000, und Jedem, der ihrer 10 hätte, die Hälfte zuerkannt. Die Hälfte dieser Gratifikazion war auch allen Einwohnern der steuerfreien Städte zugesichert; und unter den steuerbaren sollte jeder Familienvater, der 10 Kinder hätte oder gehabt hätte, von allen Abgaben frei sein.

Es ist wahr, Colbert that nicht Alles, was er thun konnte, und noch weniger das, was er wollte. Die Menschen waren damals noch nicht aufgeklärt genug, und in einem großen Reiche herrschen immer große Mißbräuche. Die willkürlichen Auflagen, die Mannigfaltigkeit der Steuern, die Zölle von einer Provinz zur andern, die einen Theil Frankreichs dem andern entfremden, die Ungleichheit des Maaßes von einer

Stadt zur andern und zwanzig andere Gebrechen des Staatskörpers waren nicht zu heilen.[1])

Der größte Fehler, den man diesem Minister vorwirft, ist der, daß er es nicht gewagt habe, die Ausfuhr des Getreides zu begünstigen. Schon seit langer Zeit ging kein Korn mehr ins Ausland. Der Landbau war unter den Stürmen des Ministeriums Richelieu vernachlässigt, und wurde es noch mehr während der Bürgerkriege der Fronde. Eine Hungersnoth im Jahre 1661 vollendete den Ruin der Ländereien, einen Ruin, den jedoch die Natur, wenn man sie durch Arbeit unterstützt, immer bereit ist wieder gut zu machen. Das Pariser Parlament erließ in jenem unglücklichen Jahre eine Verordnung, die in ihrem Princip gerecht schien, die aber in ihren Folgen fast eben so verderblich war, wie alle andern Beschlüsse, wozu man jene Korporazion während des Bürgerkrieges vermochte. Es wurde den Kaufleuten bei den schwersten Strafen verboten, behuf jenes Handels gemeinschaftliche Geschäfte zu unternehmen, und allen Privatleuten, Korn anzuhäufen. Was bei vorübergehender Theurung heilsam war,

---

[1]) Hätte Colbert in diesen Dingen hinlängliche Einsicht besessen, hätte er Ludwig XIV. vorgeschlagen, jene Mißbräuche abzuschaffen, so würde dieser Fürst sich vermöge seiner Ruhmliebe über jede Bedenklichkeit hinweggesetzt haben. Allein Colbert selbst waren weder die Mißbräuche hinlänglich bekannt, noch die Mittel, wodurch ihnen überhaupt, und namentlich solche, wodurch ihnen ohne augenblicklichen Verlust für den königlichen Schatz abzuhelfen war. Die beständigen Kriege und die Pracht des Hofes machten das Opfer sehr schwer. Dies ist die einzige Ursache, die unter einer starken Regierung heilsamen Veränderungen in der Finanzverwaltung entgegensteht. Unter einer schwachen ist es ein andres Hinderniß: die Furcht vor den vielvermögenden Leuten, denen die Abstellung der Mißbräuche schaden könnte und die sich zu ihrer Aufrechthaltung vereinen. C.

mußte auf die Länge verderblich werden und alle Landwirthe muthlos machen. Die Aufhebung einer solchen Verordnung in einer kritischen Zeit voller Vorurtheile, würde das Volk zu offenbarer Empörung gereizt haben.

Der Minister hatte keine andere Hülfsquelle, als im Auslande das nämliche Korn theuer zu kaufen, welches die Franzosen selbst in den vorhergehenden Jahren des Ueberflusses ausgeführt hatten. Das Volk wurde satt, wenn es gleich dem Staate viel kostete; doch Dank der guten Ordnung, die Colbert bereits in das Finanzwesen gebracht hatte, konnte man diesen Verlust verschmerzen.

Die Besorgniß, die Hungersnoth wiederkehren zu sehen, diktirte das Verbot, Getreide aus unsern Häfen auszuführen, ja jeder Statthalter machte sich in seiner Provinz ein Verdienst daraus, die Ausführung des Korns in die benachbarte Provinz zu verhindern. Man konnte in guten Jahren sein Getreide nur in Folge eines besondern Gesuchs an den Staatsrath verkaufen. Was in dieser Verwaltung drückendes war, schien durch die Erfahrung der jüngsten Vergangenheit entschuldigt. Der ganze Staatsrath fürchtete, der Kornhandel möchte ihn aufs neue zwingen, mit großem Schaden von andern Völkern einen so unentbehrlichen Nahrungsartikel einzukaufen, wenn der Eigennutz und die Unvorsichtigkeit der Produzenten ihnen denselben zu niedrigem Preise überlassen hätten.

Noch furchtsamer, als die Regierung, besorgte jetzt der Landmann, sich zu Grunde zu richten, wenn er eine Waare produzirte, wobei er auf keinen großen Gewinn hoffen konnte, und so kam es, daß das Land nicht so gut bestellt wurde, als es hätte sein sollen. Während alle andren Zweige der Administrazion in höchster Blüthe standen, sah sich Colbert verhin-

dert, dem Gebrechen des allerwichtigsten Zweiges abzuhelfen.

Dies ist der einzige Flecken seines Ministeriums — ein bedeutender freilich; was ihn jedoch entschuldigt, was beweist, welche Schwierigkeiten es kostet, die Vorurtheile in der französischen Finanzverwaltung zu beseitigen und überhaupt das Gute durchzusetzen, ist der Umstand, daß jenem Fehler, den alle einsichtsvollen Staatsbürger erkannten, von keinem Ministerium während eines ganzen Jahrhunderts abgeholfen wurde, bis zu der merkwürdigen Epoche von 1764, wo ein aufgeklärteres Ministerium Frankreich aus tiefem Elend erlöste, indem es den Kornhandel, bis auf ähnliche Einschränkungen, wie die in England bestehenden, freigab.[1])

[1]) Jedes nur auf Bereicherung des Fiskus und auf Unterdrükkung ausgehende Ministerium richtet sich in allen Gesetzen, wobei der Fiskus nicht unmittelbar betheiligt ist, nothwendiger Weise nach der Meinung des großen Haufens. Eben so liegt es im Interesse der Stände und Korporazionen, die zwischen Regierung und Volk in der Mitte stehen, den Meinungen und Vorurtheilen des Volks zu schmeicheln. Diese Beweggründe nebst der Unwissenheit haben bei der Abfassung der schlechten Gesetze über den Kornhandel den Ausschlag gegeben und die schlechten Gesetze thaten dann wieder das ihre, die Leute in jenen Vorurtheilen noch mehr zu bestärken. Man glaubte dem, was man Monopol nannte, entgegenzuwirken, und man hinderte die Aufspeicherung des Getreides, das einzige Mittel, den übeln Wirkungen allgemeinen Mißwachses zuvorzukommen, und den Handel, dessen Thätigkeit allein örtlicher Hungersnoth abzuhelfen vermag. Man wähnte dem Volke wohlzuthun, indem man für den Augenblick und in ein paar Städten die Preise herabdrückte; auf diese Weise aber entmuthigte man den Landbau und bewirkte folglich, daß die Feldfrüchte spärlicher produzirt wurden und von nun an fortwährend theurer blieben. Weil man bei völliger Freiheit des Handels von den Marktpreisen und dem dort herrschenden Ueberfluß auf den wirklichen Ueberfluß des Korns schließen kann, glaubte man ihn auch bei einem

Um zugleich die Kosten zum Kriege, zu den großen Bauten und zu den Hoflustbarkeiten erschwingen zu können, sah sich Colbert im Jahre 1672 genöthigt, das wieder aufzubringen, was er zuerst auf immer hatte abschaffen wollen, nämlich spezielle Auflagen, Renten, neue Lasten, kurz Alles, was den Staat eine Zeit lang unterstützt und ihn auf Jahrhunderte mit Schulden belastet.

Er mußte wider Willen seine Maßregeln überschreiten; denn aus allen Instrukzionen, die wir von ihm übrig haben, erhellt seine Ueberzeugung, daß der Reichthum eines Landes nur in der Zahl der Einwohner, dem Landbau, der Betriebsamkeit und dem Handel bestehe. Man sieht ferner daraus, daß der König, da er nur wenig Kammergüter besitzt und nur der Verwalter der Güter seiner Unterthanen ist, nicht anders als durch leicht zu ertragende und gleich vertheilte Auflagen reich sein kann.

Er fürchtete so sehr, den Staat den Pächtern preiszugeben, daß er einige Zeit nach der Auflösung der Justizkammer, die er gegen sie eingesetzt hatte, eine Verordnung des Staatsraths erließ, wodurch gegen jeden, der auf neue Auflagen Geld vorschießen würde, die Todesstrafe ausgesprochen wurde. Durch diesen drohenden Beschluß, der nie zum Druck gekommen ist, wollte er die Habgier jener Leute abschrecken. Bald darauf aber war er gezwungen, sich ihrer zu bedienen,

---

durch gesetzliche Bestimmungen eingeschränkten Handel danach beurtheilen zu können. Daher die besondern Konzessionen, die in der Regel von habsüchtigen Leuten verkauft werden, und deren Wirkungen dem wirklichen oder angeblichen Zweck derer, die sie ertheilen, grade zuwiderlaufen. — Bemerken wir endlich, daß besonders in Zeiten des Mangels die Prohibitivgesetze sehr gefährlich sind; sie vergrößern das Uebel und verstopfen die Hülfsquellen. C.

ohne übrigens die Verordnung zu widerrufen. Der König drängte ihn und es waren schleunige Mittel nöthig.

Diese Erfindung, die von Katharine von Medicis aus Italien nach Frankreich verpflanzt wurde, hatte durch die gefährliche Leichtigkeit, die sie gibt, Geld aufzutreiben, die Regierung dermaßen verderbt, daß sie, nach kurzer Unterdrückung in den glücklichen Zeiten Heinrichs IV., während der ganzen Regierung Ludwigs XIII. wieder in Anwendung kam und namentlich die letzten Jahre Ludwigs XIV. trübte.

Sully bereicherte den Staat durch eine weise Oekonomie und sah sich hierin von einem Könige unterstützt, der eben so sparsam, als tapfer war, einem Könige, der als Krieger an der Spitze seines Heeres stand, und sich als guter Hausvater seinem Volke gegenüber bewährte.

Als nach Colbert's Tode der König beschloß, Le Pelletier an die Spitze der Finanzverwaltung zu stellen, sprach Le Tellier: „Sire, er paßt nicht für diesen Posten." — Warum? fragte der König. — „Er ist nicht hartherzig genug," erwiederte jener. „Nun, wahrlich," versetzte der König, „ich will auch nicht, daß man mein Volk hart behandelt." Wirklich war der neue Minister gut und gerecht; als man jedoch im Jahre 1688 auf's neue in Krieg verwickelt wurde und sich gegen das Augsburger Bündniß, das heißt fast gegen ganz Europa behaupten mußte, sah er sich von einer Last erdrückt, die für Colbert zu schwer würde gewesen sein. Das eben so leichte, als verderbliche Mittel der Anleihen und neuen Auflagen war seine erste Aushülfe. Sodann wollte er den Luxus einschränken; doch in einem Reiche voller Manufakturen und Fabriken heißt das den Kunstfleiß und den Kreislauf des Geldes lähmen, und kann nur für eine Nazion, die ihre Luxusartikel vom Auslande bezieht, ersprießlich sein.

Es ward befohlen, daß alle silbernen Geschirre, die man damals bei den großen Herren in ziemlicher Menge antraf, und die ein Beweis des Ueberflusses waren, in die Münze gebracht werden sollten. Er beraubte sich aller seiner silbernen Tische, seiner Kronleuchter, seiner großen massiv silbernen Armsessel und aller silbernen Geschirre, die von der Meisterhand Ballin's nach Zeichnungen von Le Brun verfertigt waren. Sie hatten 10 Millionen gekostet und er löste nur drei Millionen daraus. Das von den Privatleuten gelieferte Silbergeschirr betrug gleichfalls drei Millionen. Diese Hülfe hatte also wenig zu bedeuten.

Man beging hierauf einen jener ungeheuren Fehler, vor denen das Ministerium sich erst seit der letzten Zeit zu hüten wußte; man verschlechterte nämlich das Geld, ließ es auf ungleiche Weise umschmelzen und gab den Thalern einen Werth, der zu dem der Vierthalerstücke nicht im Verhältniß stand. So kam es, daß alle Vierthalerstücke, da sie von besserm Gehalt waren, ins Ausland gingen. Hier wurden sie zu Thalern umgeprägt, worauf man nur gewinnen konnte, indem man sie wieder nach Frankreich brachte. Ein Land muß an sich sehr gut sein, um noch kräftig fortbestehen zu können, nachdem es so oft solche Erschütterungen ausgehalten hat. Man war noch nicht durch Schaden klug geworden. Die Finanzen waren wie die Physik eine Wissenschaft, die auf leeren Vermuthungen beruhte. Die Pächter waren Beutelschneider, die das Ministerium betrogen, und das kostete dem Staat 80 Millionen. Zwanzig drangsalvolle Jahre reichen kaum hin, um solche Breschen auszufüllen.

Um die Jahre 1691 und 1692 fiel die Zerrüttung der Finanzen sehr merklich in die Augen. Diejenigen, welche die Versiechung der Quellen des Ueberflusses den Verschwen-

dungen Ludwigs XIV. in seinen Bauten, in Künsten und Lustbarkeiten zuschrieben, wußten nicht, daß im Gegentheil solche Ausgaben, die den Kunstfleiß aufmuntern, einen Staat bereichern.[1]) Der Krieg ist es, der nothwendig den öffentlichen Schatz erschöpft, wenn die Beute der Besiegten ihn nicht wieder anfüllt. Seit den alten Römern kenne ich kein Volk, das sich durch Siege bereichert hätte. Italien war im 16. Jahrhundert nur durch den Handel reich. Holland würde sich nicht lange gehalten haben, wenn es sich damit begnügt hätte, den Spaniern die Silberflotte abzunehmen, und wenn nicht Ostindien die Nahrungsquelle seiner Macht geworden wäre. England wurde jederzeit durch den Krieg arm, selbst da es die französischen Flotten vernichtete, und nur der Handel hat es bereichert. Die Algierer, die fast nichts außer dem haben, was sie durch Seeräuberei gewinnen, sind ein höchst armseliges Volk.

Unter den europäischen Nazionen macht der Krieg nach

[1]) Der wahre Reichthum eines Staates besteht in der Quantität der Produkte des Bodens, die nach Abzug der Kosten seiner Bestellung übrig bleiben. Die Industrie trägt zur Vermehrung des Reichthums bei. Bei einem Volke ohne Industrie würde jeder nur so viel Land bestellen, als zur Erzielung seines eignen Lebensbedarfs nöthig wäre, mithin würde auch der Ackerbau nur nothdürftig betrieben werden. Mag es indessen mit der Industrie stehen, wie es will, sobald die Ausgaben des Fürsten ihn zu Auflagen nöthigen, die den Landmann auf den nothwendigen Lebensbedarf beschränken, so trägt die Industrie der Nazion nichts mehr zur Vermehrung des Reichthums bei, und es kann nicht fehlen, daß es damit gleichfalls einen Krebsgang geht. Aus gleichem Grunde kann der Luxus, mag er auch anscheinend die Industrie begünstigen, dem Reichthum Eintrag thun, wenn durch ihn der Unterstützung oder der Vermehrung des Landbau's ein Theil der Summen entzogen wird, die ohne ihn auf diesen Zweck verwandt werden würden. C.

Verlauf einiger Jahre den Sieger fast eben so unglücklich, als den Besiegten. Es ist ein Schlund, von dem alle Kanäle des Ueberflusses verschlungen werden. Das baare Geld, dieser Grund von allem Wohl und Wehe, das mit so vieler Mühe in den Provinzen erhoben wird, kommt in die Kasten von hundert Spekulanten und Wucherern, welche die Kapitalien vorschießen und durch diesen Vorschuß das Recht erkaufen, die Nation im Namen des Königs auszuplündern. Die Privatleute, die unter solchen Umständen die Regierung für ihren Feind ansehen, vergraben ihr Geld, und der stockende Umlauf desselben zieht die Erschlaffung des Reichs nach sich.

Kein übereiltes Mittel kann eine feste und dauerhafte, seit langer Zeit bestehende und plötzliche Nothstände im voraus berücksichtigende Einrichtung ersetzen. Im Jahre 1695 wurde die Kopfsteuer eingeführt.[1] Nach dem Ryswicker Frieden hob man sie auf, aber es dauerte nicht lange, so wurde sie wieder hergestellt. Der Generalkontroleur Pontchartrain verkaufte im Jahre 1696 Adelsbriefe für 2000 Thaler; 500 Personen kauften sie. Aber die Hülfsquelle war bald erschöpft, und die Schande blieb. Man nöthigte alle Edelleute, sowohl von altem als von neuem Adel, ihre Wappen eintragen zu lassen, und die Erlaubniß, ihre Briefe damit zu versiegeln, zu bezahlen. Diese Angelegenheit wurde durch Wuchrer vermittelt, die das Geld vorschossen. Das

---

[1]) In den Memoiren der Frau v. Maintenon Th. 4, S. 136, heißt es, der Ertrag der Kopfsteuer habe die Hoffnung der Pächter überstiegen. Nie war aber die Kopfsteuer verpachtet. Es heißt ferner, die pariser Bedienten seien auf's Stadthaus gegangen, um zu bitten, daß man auch sie mit der Kopfsteuer belegen möge. Diese lächerliche Fabel straft sich selbst Lügen; die Herren bezahlten von jeher für ihre Diener. V.

Ministerium nahm fast immer zu solchen kleinlichen Hülfsquellen seine Zuflucht und das in einem Lande, welches die größten Summen hätte aufbringen können.

Erst im Jahre 1710 wagte man es, die Abgabe des Zehnten einzuführen. Doch dieser Zehnte, der nach so vielen andern lästigen Auflagen gehoben wurde, schien so unerträglich, daß man sich nicht getraute, ihn mit Strenge einzutreiben. Die Regierung zog aus dieser Auflage jährlich nicht einmal 25 Millionen, die Mark zu 40 Franks gerechnet.

Colbert hatte den Zahlenwerth der Münzen wenig verändert. Besser wäre es unstreitig gewesen, ihn ganz unverändert zu lassen. Gold und Silber als Tauschpfänder sollten ein unveränderlicher Maßstab bleiben. Er hatte den Zahlwerth einer Mark Silber von 26 Franks, worin er ihn fand, nur auf sieben- bis achtundzwanzig erhöht; und nach ihm in den letzten Jahren Ludwigs XIV. trieb man ihn bis auf 40 eingebildete Livres; ein unseliges Hülfsmittel, wodurch der König für den Augenblick aus der Klemme kam, um später desto sicherer Alles zu verlieren; denn statt einer Mark Silber gab man ihm kaum etwas über die Hälfte. Wer 1668 sechsundzwanzig Livres schuldig war, zahlte eine Mark; und wer 1710 vierzig Livres zu entrichten hatte, gab nur ungefähr eben so viel. Die Herabsetzung des Geldes, die darauf folgte, zerrüttete das bischen Handel, das noch übrig war, in gleichem Maß, wie erst die Erhöhung.

Man hätte in Tresorscheinen ein Hülfsmittel finden können, doch dergleichen Papiergeld muß zu einer Zeit des öffentlichen Wohlstands eingeführt werden, um sich in unglücklichen Zeiten halten zu können.

Im Jahre 1706 fing der Minister Chamillard an, in

Münz- und Steuerscheinen zu bezahlen, und da man dies Papiergeld in den königlichen Kassen nicht wieder annahm, kam es, so wie es nur ausgegeben wurde, auf der Stelle in Verruf. Man sah sich genöthigt, mit beschwerlichen Anleihen fortzufahren, und die Einkünfte der Krone auf 4 Jahre im voraus zu verwenden.[1])

Man griff beständig zu sogenannten außerordentlichen Maßregeln. Man schuf lächerliche Ehrenämter, die immer sichere Käufer an Leuten fanden, welche sich vor der Kopfsteuer (taille) schützen wollten; denn da es in Frankreich für eine Schande gilt, steuerpflichtig zu sein, und den Menschen einmal die Eitelkeit angeboren ist, so gibt es immer Narren, die sich durch einen Köder, der sie jenem vermeinten Schimpf enthebt, angeln lassen, und der mit jenen neuen Aemtern verbundene ansehnliche Gehalt ist eine Lockspeise mehr, sie in schwierigen Zeiten zu kaufen, da man nicht bedenkt, daß sie wieder aufgehoben werden, sobald die Umstände

---

[1]) In der von La Hode verfaßten und unter La Martiniè's Namen herausgekommenen Geschichte heißt es, daß die in den italienischen Kriegen gegen Wechsel aufgenommenen Summen 72 Prozent kosteten. Dies ist eine völlig ungereimte Angabe. Die Sache verhielt sich so, daß Chamillard, um das Heer zu bezahlen, den Kredit des Chevalier Bernard benutzte. Der Minister glaubte einem alten Vorurtheil zufolge, man dürfe kein Geld aus dem Lande lassen; als ob man dies Geld für nichts hingäbe, und als ob es möglich wäre, daß eine Nazion, die einer andern verschuldet ist, und die sich ihrer Schuld nicht in Handelseffekten entledigt, sie anders als in baarem Gelde bezahlt. Der Minister überließ dem Bankier einen Vortheil von 8 Prozent, unter der Bedingung, daß man sich mit dem Auslande abfinde, ohne daß Geld aus dem Lande ginge. Er bezahlte außerdem den Wechsel mit 5 oder 6 Prozent Verlust, und der Bankier war trotz seines Versprechens genöthigt, dem Auslande die Schuld in baarem Gelde zu entrichten, was einen bedeutenden Verlust verursachte. V.

sich einigermaßen bessern. So ersann man i. J. 1707 den Posten königlicher Weinküfer und Koster mit Rathstitel und Rang, und dies brachte wirklich 180,000 Livres ein. Und so wurden noch hundert andre unsinnige Aemter eingeführt, über die man jetzt lacht, die aber zu ihrer Zeit manche Leute zum Weinen brachten.

Der Generalkontroleur Desmarets, ein Neffe des berühmten Colbert, der i. J. 1708 auf Chamillard folgte, war nicht im Stande, ein Uebel zu heilen, zu dessen Unheilbarkeit Alles mitwirkte.

Die Natur verschwor sich mit dem Glücke, den Staat zu Grunde zu richten. Der strenge Winter i. J. 1709 zwang den König, dem Volke 9 Millionen an Steuern zu erlassen, und das zu einer Zeit, da er kein Geld hatte, um seine Soldaten zu bezahlen. Die Theuerung war so groß, daß die Lebensmittel für die Heere auf 45 Millionen zu stehen kamen. Man mußte also das Reich ins Elend stürzen, um es nicht den Feinden preis zu geben. Die Zerrüttung nahm in solchem Maße zu, und ihr wurde so wenig abgeholfen, daß lange nach dem Frieden, zu Anfang des Jahres 1715, der König sich genöthigt sah, gegen Kassenscheine eine Anleihe von 32 Millionen zu machen, wovon er nur 8 Millionen in baarem Gelde erhielt. Bei seinem Tode endlich hinterließ er eine Schuldenlast von 2600 Millionen, die Mark zu 28 Livres gerechnet, worauf damals der Geldwerth reduzirt war. Dies macht nach heutiger Rechnung (1760) etwa 4500 Millionen.

Es ist merkwürdig, aber wahr, daß diese unermeßliche Schuld keine unerträgliche Last gewesen wäre, wenn Frankreich damals einen blühenden Handel, ein in festerm Kredit stehendes Papiergeld und solide Korporazionen gehabt hätte, die für letzteres Bürgschaft geleistet, wie in Schweden, Eng-

land, Venedig und den Niederlanden. Denn wenn ein mächtiger Staat nur sich selbst zum Gläubiger hat, so reichen Kredit und Geldumlauf hin, die Schulden abzutragen.[1]) Allein es fehlte viel daran, daß Frankreich damals genug kräftige Triebfedern gehabt hätte, um eine so weitläuftige und verwickelte Maschine in Gang zu bringen, durch deren Last es erdrückt wurde.

Ludwig XIV. verwandte während seiner Regierung 18,000 Millionen, was nach unserm Gelde, ein Jahr ins andre gerechnet, 330 Millionen macht, wenn man die Erhöhung und Herabsetzung des Münzwerths gegen einander aufhebt.

Unter der Verwaltung des großen Colbert beliefen sich die gewöhnlichen Einkünfte der Krone nur auf 117 Millionen, die Mark Silber zu 27, und später zu 28 Livres gerechnet. Der Ueberschuß wurde demnach beständig durch außerordentliche Maßregeln aufgebracht. Colbert, der größte Feind dieses unseligen Verfahrens, mußte, um schleunige Hülfe zu leisten, seine Zuflucht dazu nehmen. In dem Kriege von

---

[1]) Dieser Satz bedarf einiger Einschränkung: 1) Wenn die Zinsen der Schuld die Totalsumme der Einnahme übersteigen, ist es unmöglich, sie zu bezahlen. 2) Wenn die Einnahme in sehr ungünstigem Verhältniß zu der jährlichen Schuld steht, so schwächt dies das Interesse der Eigenthümer, auf die Erhaltung und Vermehrung ihrer Habe die nöthige Sorgfalt zu verwenden; bestellen sie selbst ihr Land, so stehen ihnen nicht so bedeutende Summen zu Gebote, die sie auf die Vermehrung der Erzeugnisse des Bodens verwenden könnten; haben sie ihre Ländereien verpachtet, so sind sie genöthigt, um sich einen Theil der Schuld vom Halse zu schaffen, den Gewinn des Pächters zu schmälern, wodurch dann gleichfalls der Landbau in Verfall geräth. Der Reichthum nimmt ab und der Staat versinkt immer tiefer in Schulden. C.

1672 borgte er 8 Millionen nach unserm Gelde. Der König hatte nur noch sehr wenige von den alten Krongütern übrig. Sie werden von allen Parlamenten des Königreichs für unveräußerlich erklärt, und sind gleichwol fast sämmtlich veräußert worden. Die Einkünfte des Königs beruhen heutzutage auf der Einnahme seiner Unterthanen. Es ist ein beständiger Umlauf von Schulden und Zahlungen. Unter dem Namen der Renten vom Stadthause hat der König jährlich den Staatsbürgern mehr Millionen zu zahlen, als er je von den Krongütern einzunehmen hatte.

Um sich einen Begriff von der ungeheuren Zunahme der Steuern, der Schulden, des Reichthums und des Geldumlaufs, und zugleich der Verlegenheiten und Mühseligkeiten zu machen, die man in Frankreich wie in andern Ländern erfahren, mag man erwägen, daß beim Tode Franz I. der Staat etwa 30,000 Livres an ewigen Renten vom Stadthause schuldig war, und jetzt diese Schuld auf mehr als 45 Millionen gestiegen ist.

Die, welche die Einkünfte Ludwigs XIV. mit denen Ludwigs XV. vergleichen wollten, fanden, indem sie sich nur an die festen fortlaufenden Einkünfte hielten, daß Ludwig XIV. i. J. 1683 zur Zeit des Todes Colbert's mit einer Einnahme von 117 Millionen weit reicher gewesen sei, als sein Nachfolger i. J. 1730 mit beinahe 200 Millionen; und dies ist sehr richtig, wenn man nur die festen und gewöhnlichen Einkünfte der Krone in Erwägung zieht; denn 117 Millionen, die Mark zu 28 Livres gerechnet, sind eine weit stärkere Summe, als 200 Millionen, die Mark zu 49 Livres, worauf sich die Einnahme des Königs i. J. 1730 belief; und überdies muß man die Vermehrung der Lasten durch die Anleihen der Krone mitrechnen. Allein es haben sich auch seitdem

die Einkünfte des Königs, das heißt des Staats vermehrt, und die Einsicht in das Finanzwesen hat sich so sehr vervollkommt, daß es in dem verderblichen Kriege von **1741** doch keinen Augenblick an Kredit fehlte. Man hat sich entschlossen, einen Schuldentilgungsfonds zu errichten, wie die Engländer: man mußte ihnen einen Theil ihres Finanzsystems entlehnen, wie ihre Philosophie; und wenn man in einem rein monarchischen Staate das im Umlauf befindliche Papiergeld einführen könnte, das England's Reichthum mindestens verdoppelt, so würde die französische Finanzverwaltung den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen — einer Vollkommenheit freilich, die in einer Monarchie dem Mißbrauch allzusehr ausgesetzt wäre. [1])

---

[1]) Der Abbé Castel de Saint-Pierre sagt in seinem Journal politique unter dem Artikel System, es gebe in England und den Niederlanden nur so viel Papiergeld, als gemünztes. Allein es ist notorisch, daß die Summe des erstern die des baaren Geldes um Vieles übersteigt, und daß es sich nur durch das öffentliche Vertrauen in seinem Werthe hält. V.

NB. Der Kredit der Tresorscheine kann sich nur auf das Vertrauen stützen, daß sie jederzeit nach Belieben gegen baares Geld umgesetzt werden können; und dies Vertrauen beruht wieder auf der Zuversicht, daß die Bank, die sie ausgegeben hat, im Stande ist, jeden Augenblick die ihr präsentirten Scheine einzulösen. Das Zutrauen ist also sehr bedingt und zweifelhaft, wenn die Masse der Banknoten die Summe, welche sie herbeischaffen kann, übersteigt. Die Tresorscheine verhalten sich zu den Staatsanleihen, wie Wechsel auf Sicht zu den Obligazionen oder ordentlichen Schuldscheinen unter Privatleuten. Man kann Jemandem eine Summe leihen, die etwa seinem Vermögen gleichkommt. Man bezieht statt des baaren Geldes nur einen Wechsel auf ihn bis zum Belauf der Summe, die er, wie man glaubt, im Augenblick der Forderung herbeischaffen kann. Diese Scheine sind nützlich, 1) weil sie dem Staate eine ihrem Werthe gleichkommende Summe verschaffen, wofür er keine Zinsen bezahlt und die er nicht

Im Jahre 1683 waren in Frankreich ungefähr 500 Millionen an gemünztem Gelde; und i. J. 1730 etwa 1200 Millionen nach heutiger Rechnung. Allein der Zahlwerth belief sich unter dem Ministerium des Kardinals Fleury beinahe doppelt so hoch, als zur Zeit Colbert's. Es erhellt hieraus, daß Frankreich seit Colbert's Tode an gemünztem Gelde nur etwa um den sechsten Theil reicher geworden ist. In weit höherm Maße hat aber der Reichthum an goldnem und silbernem Geräthe zugenommen, das zum Gebrauch und zum Luxus angefertigt worden. Im J. 1690 gab es dergleichen noch nicht für 400 Millionen nach unserm Gelde; um's J. 1730 dagegen besaß man davon eben so viel als gemünztes Geld. Nichts zeigt augenscheinlicher, wie sehr der Handel, dessen Quellen Colbert öffnete, sich erweitert hat, sobald seine vom Kriege verstopften Kanäle frei wurden. Der Kunstfleiß hat sich, ungeachtet der Auswanderung so vieler Künstler und Handwerker, welche der Widerruf des Edikts von Nantes zerstreute, vervollkommnet, und steigt noch täglich. Die Nazion ist zu so großen, ja zu noch größern Dingen fähig, als unter Ludwig XIV., denn Geist und Betriebsamkeit gewinnen täglich an Kraft, wenn man sie aufmuntert.

Wenn man den Wohlstand der Privatleute, die erstau-

---

zurückzuerstatten braucht, so lange er sich das öffentliche Vertrauen zu erhalten vermag; 2) leisten sie wesentliche Dienste, indem dadurch der Transport des baaren Geldes in vielen Fällen vermieden wird, indem sie mithin die Wechselkosten für den Staat wie für die Privatleute vermindern, und die Taxe dieser Kosten herabdrücken. Dabei haben sie freilich den großen Nachtheil, den öffentlichen Kredit, die Staatsfonds und das Vermögen der Privatleute von der Meinung des Augenblicks abhängig zu machen. Eine weise und aufgeklärte Regierung wird daher nie mehr Papiergeld ausgeben, als zur Erleichterung des Handels und Privatverkehrs erforderlich ist. C.

nende Menge schöner neu gebauter Häuser in Paris und den Provinzen, die Unzahl der Kutschen und die Lebensbequemlichkeiten überhaupt, die man unter dem Namen Luxus zusammenfaßt, wenn man dies Alles ansieht, sage ich, so sollte man meinen, der Reichthum habe sich um das Zwanzigfache vermehrt. Allein dies Alles ist mehr die Frucht einer sinnreichen Arbeit, als eine Folge des Reichthums. Eine angenehme und bequeme Wohnung kostet jetzt eben nicht mehr, als unter Heinrich IV. eine schlechte. Ein schöner Spiegel aus unsern Fabriken dient unsern Häusern zur wohlfeilern Zierde, als sonst die kleinen Spiegel, die man aus Venedig kommen ließ. Unsre schönen und schimmernden Zeuge sind nicht so theuer als jene, die man vom Auslande bezog, und die doch nicht so gut waren.

Es ist in der That nicht Silber und Gold, was ein bequemes Leben schafft, sondern der Geist. Ein Volk, das nur jene Metalle hätte, würde sehr elend sein; ein Volk dagegen, das ohne diese Metalle alle Erzeugnisse des Landes glücklich zu verarbeiten wüßte, wäre in Wahrheit reich. Frankreich hat diesen Vortheil, und dazu noch mehr baares Geld, als zum Umlauf nöthig ist.

In dem Maße, wie die Industrie sich in den Städten vervollkommnet hatte, nahm sie auch auf dem Lande zu. Man wird beständig Klagen über das Loos der Bauern hören, wie man sie in allen Ländern der Welt vernimmt; und zwar werden diese Beschwerden fast immer von reichen Müßiggängern angestimmt, die weniger von Mitleiden mit dem Volke, als von Haß gegen die Regierungen dabei geleitet werden. Fast in jedem Lande freilich würden die, welche ihr Leben in mühseliger Feldarbeit hinbringen, sich gegen die Erpressungen derer, die ihnen einen Theil ihres Unterhalts abnehmen, auf-

lehnen, wenn sie nur Zeit zum Murren hätten. Sie würden die Nothwendigkeit, Steuern zu zahlen, die sie sich nicht selbst aufgelegt, und die Last des Staats zu tragen, ohne daß ihnen die Vortheile der übrigen Staatsbürger zu Gute kommen, als den ungerechtesten Zwang verabscheuen. Es liegt außerhalb des Bereichs der Geschichte, zu prüfen, wie viel das Volk beitragen muß, ohne mit Füßen getreten zu werden, und die so schwer zu ermittelnde Grenzlinie zwischen der Vollziehung der Gesetze und ihrem Mißbrauch, zwischen Auflagen und Räubereien genau zu bezeichnen; wohl aber zeigt die Geschichte, daß eine Stadt unmöglich gedeihen kann, wenn nicht reichliche Nahrung in dem umliegenden Lande herrscht; denn es ist eine ausgemachte Sache, daß eben dies Land sie ernähren muß. Man hört an gewissen Tagen in allen Städten Frankreichs die Vorwürfe von Leuten erschallen, welche vermöge ihres Berufs gegen alle verschiedne Zweige der Konsumzion, die man mit dem Namen Luxus bezeichnet, eifern dürfen. Offenbar zieht dieser Luxus nur aus der Betriebsamkeit derer, die das Land bauen, seine Nahrung, einer Betriebsamkeit, die immer theuer bezahlt wird.

Man hat mehr Weinstöcke gepflanzt und sie besser gepflegt. Man zog neue Weine, die man früher nicht kannte, wie die Champagnerweine, auf die man die Farbe, den Geschmack und die Kraft der Burgunderweine überzutragen wußte, und die man im Auslande mit großem Vortheil verkauft. Diese Erweiterung des Weinbaus hatte auch die Vervollkommnung der Branntweine zur Folge. Die Kultur der Gartengewächse, der Hülsenfrüchte und des Obstes nahm einen wunderbaren Aufschwung, und der Handel mit Eßwaaren nach den amerikanischen Kolonien gewann dadurch sehr an Bedeutung. Die von jeher angestimmten Klagen über den elenden

Zustand des Landbaus hatten jetzt keinen Grund mehr. Ueberdies unterscheidet man in solchen allgemeinen Klagen die Bauern und Pächter nicht von den Tagelöhnern. Diese letztern leben nur von ihrer Hände Arbeit, und dies ist in allen Ländern der Welt nicht anders, überall muß der gemeine Mann im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen. Allein es gibt kaum ein Reich in der Welt, wo der Landmann, der Pächter, ein sorgenfreieres Leben führt, als in einigen Provinzen Frankreichs, dem nur England diesen Vorzug streitig machen kann. Die verhältnißmäßige Steuer, die in einigen Provinzen an die Stelle der willkürlichen trat, trug gleichfalls dazu bei, das Loos der Landleute, die Felder, Weinberge und Gärten besitzen, noch fester und sichrer zu gestalten. Der Handarbeiter, der Taglöhner muß auf den nothwendigen Lebensbedarf beschränkt bleiben, um zu arbeiten, das bringt die Natur des Menschen nun einmal mit sich. Die große Mehrzahl der Menschen wird immer arm sein, nur sollte keiner im Elende schmachten. [1])

Der Mittelstand hat sich durch die Industrie bereichert.

---

[1]) Die in Frankreich bestehenden schlechten Gesetze über Erbfolge und Testamente, die zahllosen Handelsprivilegien, die Fabriken, die Art der Industrie, die Form der Besteuerung, wodurch sich übergroße Kapitalien in den Händen der Finanzmänner anhäufen, die Reichthümer endlich, deren Quelle der Hof ist, die sich aber bei weitem nicht auf die Großen und Hofleute im engern Sinne beschränkte, alle diese Umstände verurtheilen, indem sie Einzelne übermäßig bereichern, einen großen Theil des Volks zur Dürftigkeit, und zwar ganz abgesehen von der faktischen Vermehrung der Auflagen. — Die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter ist die Ursache des Elends, und da auch der Luxus eine nothwendige Wirkung derselben ist, sah man für die Ursache an, was nur die Wirkung einer gemeinschaftlichen Ursache ist. C.

Die Minister und Hofleute verloren von ihrem Reichthum, weil der Zahlwerth des Geldes fast um die Hälfte erhöht wurde, und dabei die Besoldungen und Gnadengehalte dieselben blieben, während der Preis der Lebensmittel aufs Doppelte stieg. Eben dies war in allen europäischen Ländern der Fall. Die Sporteln und Gebühren blieben überall auf dem alten Fuß. Ein Kurfürst, der die Investitur über seine Staaten empfängt, zahlt nicht mehr als seine Vorgänger zur Zeit Kaiser Karls IV. im vierzehnten Jahrhundert, und des Kaisers Geheimschreiber bekommt bei dieser Zeremonie nur einen Thaler.

Noch weit seltsamer aber ist es, daß, während Alles stieg, der Zahlwerth der Münzen, die Quantität des Goldes und Silbers und der Preis der Lebensmittel, nur der Sold des Soldaten seit 200 Jahren nicht erhöht wurde. Der Infanterist empfängt seine 5 Sous täglich wie zur Zeit Heinrichs IV.[1]) Keiner der vielen unwissenden Leute, die ihr Leben so wohlfeil verkaufen, weiß, daß er, in Betracht der Erhö-

[1]) Dies ist nicht so ganz buchstäblich wahr. Die Gehalte der Stellen, worauf Kredit gegeben wird oder welche die Regierung nicht entbehren kann, sind erhöht worden. Was aber die Löhnung der Soldaten betrifft, so scheint sie zwar bis auf die seit einigen Jahren in Frankreich eingeführte Erhöhung um einen Sous dieselbe geblieben zu sein, doch sind wirkliche Vermehrungen des Soldes in Form von Naturallieferungen eingetreten, die entweder ganz unentgeldlich oder doch zu einem Preise unter dem Werth gemacht werden. Der Soldat hat nicht nur ein sicheres Brod, sondern auch ein behaglicheres Leben als der Bauer, ja selbst als viele Handwerker. Der Gebrauch, sie in einem engen Bette schlafen zu lassen und ihnen die jährliche Löhnung nur auf 360 zu berechnen, ist vielleicht Alles, worüber sie sich mit Grund zu beklagen haben. Aber die Bauern und Handwerker haben noch nicht einmal jeder ein Bett für sich, und an Festtagen verdienen diese Leute nichts. C.

hung des Geldes und des Preises der Lebensmittel, ungefähr zwei Drittel weniger bekommt, als die Soldaten Heinrichs IV. Wenn er es wüßte, und einen um zwei Drittel erhöhten Sold verlangte, müßte man ihm denselben wohl geben. Jede europäische Macht würde dann um zwei Drittel weniger Truppen halten; das Gleichgewicht bliebe dasselbe, und Landbau und Manufakturen würden dabei gewinnen.

Wir müssen noch bemerken, daß in Folge der Vermehrung des Handelsgewinns und der thatsächlichen Verminderung der Gehalte, die mit allen hohen Aemtern verknüpft sind, jetzt bei den Großen weniger und unter den Mittelklassen größrer Reichthum anzutreffen ist, als ehemals, wodurch denn auch der Abstand zwischen den verschiedenen Ständen nicht wenig ausgeglichen wurde. Die kleinen Leute kannten ehedem kein besseres Erwerbsmittel, als den Großen zu dienen; heutzutage hat die Industrie tausend Wege gebahnt, die man vor hundert Jahren nicht kannte. Wie endlich auch die Finanzen des Staats verwaltet werden mögen, so besitzt Frankreich immer in der Arbeit von etwa 20 Millionen Einwohnern einen unerschöpflichen Schatz.

Colbert's Apotheose.

(Aus dem 7. Gesange der Henriade, wo Heinrich IV. im Empyreum die großen Männer sieht, die nach ihm Frankreich verherrlichen sollen.)

So mächtig nicht, wie jene Priesterfürsten,
Der stolze Richelieu und Mazarin, zu klug
Nach höchstem Herrscherglanz wie sie zu dürsten,
Ist Colbert, dir der zweite Rang genug [1])
Als ersten dich der Menschen zu bewähren.
Auf deiner Spur betritt mit sicherm Fuß
Den Boden Frankreichs Glück und Ueberfluß,
Die Kinder deiner Arbeit, deiner Lehren.
Des Volkes Groll ist deiner Sorge Lohn:
Durch Wohlthun rächst du dich für Haß und Hohn,
Dem Gottesstreiter gleich, der Israels Empörung
Bestrafte durch der Hungersnoth Beschwörung.

---

[1]) Es herrschen über Colbert so widersprechende Ansichten; seine Bewunderer haben ihn so hoch gestellt und seine Verkleinerer ihn so tief erniedrigt, daß es vielleicht kein Buch gibt, wo ihm der gebührende Platz angewiesen ist.

Um einen Minister richtig zu beurtheilen, muß man seine Gesetze und Unternehmungen einer genauen Prüfung unterwerfen und sie in ihrem Verhältniß zu den Umständen, zu der Geschichte seiner Zeit und namentlich zu der Einsicht seiner Zeitgenossen würdigen. Wenn ein Staatsmann sich als menschlich und gerecht bewährt; wenn trotz des Zwangs der Umstände und Ereignisse das Glück des Volks sein erster Zweck war; wenn er bewies, daß er den erleuchtetsten Männern seines Jahrhunderts an Einsicht gleichkam, so muß man sein Andenken ehren und ihm verzeihen, wenn er der Ereignisse und seiner Zeitgenossen nicht Herr werden konnte.

Colbert, der Sohn eines Kaufmanns, zuerst selbst Handelsagent und später Notariatssekretär, wurde unter dem Kardinal Maza-

Das Law'sche System.

(Siècle de Louis XV., chap. II.)

Die Regentschaft des Herzogs von Orleans, von der man in Betracht seiner geheimen Feinde und der allgemeinen Zerrüttung der Finanzen hätte denken sollen, daß sie so stürmisch als möglich ausfallen würde, wurde anfangs wenigstens

---

rin Finanzintendant. Den Posten des General-Finanzdirektors bekleidete während Mazarin's letzten Regierungsjahren Fouquet, dessen Verwaltung ein Gewebe von Mißbräuchen und in hohem Grade drükkend für das Volk war.

Die Pächter ersannen neue Lasten und Konsumzionssteuern, erneuerten alte grundherrliche Prätensionen, erfanden ausschließliche Privilegien und trieben längst verjährte rückständige Steuern ein. Fouquet genehmigte diese Projecte und verkaufte den Ertrag um eine baar zu erlegende Summe den Erfindern. Die Regierung, die damals sehr schwach war, unterstützte die Pächter nur wenig, da sie aber nur einen kleinen Theil der Summe zahlten, worauf man ihnen das Recht zugestand, so gewannen sie immer noch viel. Ein bestimmter Antheil an dem Gewinn, oder eine gleichgezahlte Summe baaren Geldes entschied über den Vorzug, den der Premierminister oder der General-Finanzdirektor den Projektmachern einräumte. Diese untergeordneten Stellen und dies Bestechungssystem waren Colberts erste Schule. Der Kardinal empfahl ihn sterbend dem Könige als einen Menschen, der ihm nützlich sein werde.

Colbert hatte nichts Dringenderes zu thun, als an Fouquet's Untergang zu arbeiten. Es kostete ihm wenig Mühe, Ludwig XIV. zu überzeugen, daß jener Minister nur ein eitler Mensch war, dessen ganze Sorge einzig darauf ausging, seine eignen Verschwendungen mit staatsverderblichen Mitteln durchzuführen, und der sich nur auf's Borgen verstand. Doch nicht seine Ungnade bezweckten seine Feinde, ihnen war nur mit seinem gänzlichen Untergange gedient, da ja Fouquet, wenn er nur verabschiedet wäre, dem Könige über die bisherige

von keinen Unruhen oder bedeutenden Unglücksfällen heimgesucht. Die Franzosen hatten unter Ludwig XIV. so gut gehorchen gelernt, daß die Sicherheit des Regenten und die öffentliche Ruhe ungefährdet blieb. Der Anschlag gegen die Regie-

---

Aufführung Colbert's und der übrigen Minister die Augen hätte öffnen können.

Fouquet war aber General-Prokurator und als solcher nur dem Richterspruche des Parlaments unterworfen. Dies ist freilich genau genommen das Recht jedes Staatsbürgers, kann aber einem Generalprokurator gegenüber nicht so leicht beseitigt werden, wie bei andern Leuten. Man überredete Fouquet, seine Stelle zu verkaufen und den Preis dafür in dem königlichen Schatz niederzulegen. Die Volksstimme zieh Colbert dieser Treulosigkeit. Man schilderte hierauf Fouquet dem Könige als einen gefährlichen Menschen, der Belle-Isle habe befestigen lassen und dem Schätze, Truppen und mächtige Anhänger zu Gebote ständen. Ludwig glaubte es. Fouquet's Unbesonnenheit, die Gunst des Fräuleins de la Vallière zu eben der Zeit, da sie dem Könige widerstand, erkaufen zu wollen, machte ihn dem Könige verhaßt.

Fouquet's Untergang wurde demnach beschlossen, und um ihn herbeizuführen, ging man mit einer Heuchelei zu Werke, die man kaum Heinrich III. verziehen haben würde, wenn er den Herzog von Guise hätte verhaften lassen wollen; so sehr hatte Ludwig XIV. sich über die vermeinte Macht des unglücklichen Finanzdirektors täuschen lassen! Er wurde von Kommissarien gerichtet, worunter sich sein geschworener Feind Séguier und Colbert's Verbündeter Pussort befanden. Letellier verfolgte ihn mit unversöhnlicher Wuth, so daß man damals sagte: „Letellier's Verlangen, den Fouquet hängen zu sehen, ist noch größer, als Colbert's Furcht, daß er dem Strange entgeht.“ Die Kommission verurtheilte ihn nur zu lebenslänglicher Verbannung. Diejenigen unter den Richtern, die es durch ihre Festigkeit den andern unmöglich machten, noch weiter zu gehen, fielen in Ungnade; und man wußte den König zu überreden, daß er Fouquet, der aus seiner Verbannung seine Feinde hätte entlarven können, auf Lebenszeit einkerken ließ. Unter solchen Vorzeichen trat Colbert sein Ministerium an.

rung, der von weitem durch den Kardinal Alberoni geleitet, in Frankreich aber sehr ungeschickt fortgesponnen wurde, scheiterte ohne den geringsten Erfolg. Das Parlament, welches während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. um zwölf Re-

---

Er begann seine Thätigkeit mit dem Erlaß der rückständigen Steuern. Der Fiskus opferte hiedurch nur Forderungen auf, die er nicht hoffen konnte jemals mit Erfolg geltend zu machen. Man verband damit freilich eine Verminderung der Abgaben, die jedoch bald unter einer andern Form mehr als ersetzt wurden.

Man strich den vierten Theil der Renten, was nichts anders hieß, als mit dem vierten Theil der Summen, die der König den Inhabern derselben Renten schuldig war, Bankerott machen.

Seit dieser Epoche zählte man die Jahre der Verwaltung Colbert's nach Auflagen und Anleihen. Man behauptet freilich, er habe sich den Anleihen widersetzt; ja, als der Präsident des Staatsraths Ludwig dem XIV. statt einer neuen Auflage, die er beabsichtigte, eine Anleihe vorschlug und der König darauf einging, soll Colbert zum Präsidenten gesagt haben: „Sie schlagen dem Staate eine Wunde, deren Heilung Ihre Enkel nicht erleben werden.“ Ist dieser Zug wahr, so muß man Colbert's richtigen Blick anerkennen; allein diese Scharfsichtigkeit dient ihm keineswegs zur Entschuldigung, man müßte es denn als einen feststehenden Grundsatz der Moral ansehen, daß es einem Minister erlaubt ist, alles mögliche Böse zu thun, sobald er ohne dies Böse seinen Posten nicht behaupten kann.

Was die Auflagen betrifft, so wurde jedesmal grade die Form für sie gewählt, in dem sie dem Volke am beschwerlichsten fallen mußten. Der Coder über die Steuern im Allgemeinen, so wie insbesondre auch der über die Salzsteuer, den Colbert herausgab, ist eine merkwürdige Urkunde des Unverstandes und der Tyrannei. Unmöglich konnte man die Verachtung der Menschen weiter treiben; unmöglich hätte ein Minister, in dem noch ein Funken Menschlichkeit oder Gerechtigkeit war, diesen Coder schreiben können. In seinen Verordnungen über die Manufakturen wurde als Gesetz aufgestellt, was nur die Meinung einiger geschickten Fabrikanten über die Art der Fabrikazion war, und man belegte die Arbeiter, die sich nicht nach diesen besondern Meinungen bequemen wollten, mit körperlichen und entehr-

quetenmeisterstellen einen Bürgerkrieg angefangen und welches die Testamente Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. mit weniger Förmlichkeiten als das eines gewöhnlichen Privatmannes kassirt hatte, nahm sich kaum die Freiheit, Vorstellungen zu ma-

---

renden Strafen. Endlich da Colbert keine andre Auskunftsmittel mehr hatte, verfiel er auf Operazionen mit der Scheidemünze und belegte die Lebensmittel, die zur Subsistenz der niedern Klassen in Paris dienten, mit Steuern. Er starb, und seine Beerdigung wurde durch einen Ausbruch der Wuth des Volks zerstört, das durch seine letzten Operazionen aufs Aeußerste gebracht war und jetzt seinen Leichnam zerreißen wollte.

So stand es um Colbert's Wirksamkeit. Wir sagten nichts über ihn, was nicht durch die Geschichte oder durch den Erfolg seiner Gesetze selbst beglaubigt wäre. Wie konnte nun aber ein solcher Mann einen solchen Nimbus um sich verbreiten? Wie kam Voltaire, dieser wahre Freund der Menschheit, dazu, ihn den Ersten der Menschen zu nennen? Dies ist es aber, was uns noch zu erklären obliegt.

Colbert war es, der zuerst eine gewisse Regelmäßigkeit in der Erhebung der Steuern und einige Ordnung in den Ausgaben einführte. Diese Ordnung war keine Sparsamkeit, die Bürger wurden beständig geschunden; allein es ging bei den Erpressungen nicht mehr so willkürlich zu. Die Großen, die reichen Eigenthümer wurden verschont, das Volk allein litt; und sein Geschrei, das die Diener einer stets wachsamen und unerbittlich strengen Verwaltung im Entstehen zu unterdrücken wußten, wurde im Geräusch der Hoffeste nicht gehört.

Seit den Unfällen Franz des I. bis zum pyrenäischen Frieden war die französische Geschichte nur eine Kette von Unruhen und Drangsalen aller Art. Die beständige Bedrohung und Verheerung seiner Grenzen durch auswärtige Feinde, die Religionskriege, die Kriege der Großen gegen Richelieu und Mazarin, die Macht des Adels in den Provinzen, alles dies ließ so wenig die Industrie des Landmannes, wie die des Handwerkers und Künstlers aufkommen. Niemand wagte oder vermochte auch nur behuf des Landbaus oder industrieller Unternehmungen die nöthigen Auslagen zu machen. Der auswärtige Handel hatte nicht in Gang kommen können, und auch der Binnen-

chen, als man den Zahlwerth des Geldes ums Dreifache erhöhte. Als es sich von seinem großen Versammlungssaal nach dem Louvre begab, zog es sich nur den Spott des Pöbels zu. Das ungerechteste Edikt, das je erlassen wurde, das Verbot

---

handel lag danieder. Nach dem pyrenäischen Frieden endlich fing man an, etwas freier aufzuathmen; die Grenzen waren nicht länger bedroht und im Innern des Reichs herrschte Ruhe und Friede.

Die Macht des Königs war jetzt ungetheilt, und von Privatleuten hatte man keine Plackereien mehr zu besorgen. Je größer die Erschöpfung der Nazion gewesen war, um so rascher mußte sie sich jetzt wieder heben, und es war natürlich, daß man Colbert zuschrieb, was nur das Werk der Umstände war.

Colbert schien den Handel und die Fabriken aufmuntern zu wollen, weil er viele Gesetze über diese Gegenstände gab und man in den Eingangsformeln derselben jedesmal las, daß sie die Begünstigung des Handels und der Fabriken zum Zweck hätten.

Frankreich hatte nie eine Seemacht gehabt; unter Colbert bekam es eine; nicht als ob dieser Minister nur das Geringste vom Seewesen verstanden hätte, allein er gab viel Geld dafür aus und hatte das Glück, geschickte, kühne und unternehmende Seeoffiziere zu finden.

Mehre Franzosen versuchten Niederlassungen in Ost- und Westindien; und indem Colbert sie bald unterstützte, bald ihr Mißgeschick sich zu Nutze machte, gelang es ihm, einige Kolonien zu gründen, die, so unbedeutend sie auch waren und so elend sie auch verwaltet wurden, doch in den Augen der Franzosen bei ihren damals höchst mangelhaften Begriffen über solche Dinge, als eine wesentliche Vermehrung ihrer Macht und ihres Reichthums erschienen.

Indem endlich Colbert die schönen Künste und Wissenschaften begünstigte, indem er namentlich die Schriftsteller unterstützte, erwarb er sich treu ergebene Anhänger, die aller Welt sein Lob verkündeten. Die Verfolgung, die er dem armen Saint-Evremond zuzog; die Ausschließung von den Gnadenbezeugungen des Hofes, womit Lafontaine seine Anhänglichkeit an Fouquet büßte; die Härte Colberts gegen Charles Perrault, seine Ungerechtigkeit gegen Charles Patin verriethen eine kleinliche, fühllose Seele, die, ohne wahren Sinn für

an alle Bewohner eines ganzen Reichs, mehr als 500 Frks. baares Geld im Hause zu haben, verursachte nicht die geringste Bewegung. Der gänzliche Mangel an Geld im Publikum, ein ganzes Volk, das sich in Masse an den Eingang eines Bureau's

---

Kunst, nur der Eitelkeit, sie zu beschützen, zugänglich war. Doch dergleichen niedrige Handlungen wurden kaum bemerkt: die Gründung der Akademie der Wissenschaften, die Unternehmung großer Reisen zum Nutzen der Wissenschaften auf königliche Kosten, die Erbauung der Sternwarte rc. verblendeten die Gemüther.

Colbert starb und seine Nachfolger waren der Art, daß man seine Verwaltung zurück wünschte. Ihre Grundsätze waren die nämlichen; sie vermehrten die Auflagen, schienen sich dabei aber noch weniger wie er um das Glück des Volks zu kümmern. Fabriken und Handel wurden eben so elend verwaltet, ohne sich dabei einer gleichen Aufmunterung zu erfreuen. Die Marine gerieth in Verfall; der erste Krieg, der nach seinem Tode ausbrach, war nicht ohne Mißgeschick und der zweite entschieden unglücklich.

Einen je größern Haß endlich Louvois sich zuzog, um so höher stieg sein Nebenbuhler Colbert in der öffentlichen Meinung. Sein Benehmen gegen Fouquet war beinahe vergessen; man verzieh ihm seine unermeßlichen Schätze und die Pracht seines Hauses in Sceaux, wenn man sie mit dem wahrhaft skandalösen Reichthum Emery's, der Verschwendung Fouquet's und den Schätzen verglich, welche die Pächter während des spanischen Erbfolgekriegs erbeuteten.

Nach Ludwig's XIV. Tode stieg Colbert's Ruhm noch höher. Die Grundregeln der Verwaltung der Finanzen, des Handels und der Fabriken waren völlig unbekannt, und als man in Frankreich anfing, sich mit dergleichen zu beschäftigen, beschränkte man sich anfangs darauf, Colberts Ansichten als Richtschnur anzunehmen.

Man klagte, daß man keine Seemacht mehr besaß, und unter ihm hatte die Marine im höchsten Flor gestanden. Man bedauerte die Pracht am Hofe Ludwigs XIV. Man erkannte, welches Unheil die Strenge gegen die Protestanten verursacht hatte, und war der Meinung, Colbert habe sie beschützt. Man war des Kriegs überdrüssig, und von Colbert hieß es, er habe sich dem Kriege widersetzt.

Seine übermäßigen Ausgaben während des Friedens, um die

drängte, um nur ein Paar Pfennige zum dringendsten Lebensbedürfniß für ein verrufenes Papiergeld zu bekommen, womit ganz Frankreich überschwemmt war; der Anblick mehrer Bürger endlich, die in diesem Gedränge erdrückt wurden und deren

---

Gelüste Ludwigs XIV. zu befriedigen, galten für Mittel, das Gedeihen der Künste des Luxus im Staate zu fördern, die Manufakturen zu beleben und das Ausland von unsrer Industrie abhängig zu machen.

Nach den Law'schen Operazionen und der übermäßigen Preiserhöhung des Geldes durfte man freilich Colbert keine Vorwürfe darüber machen, daß er einen Theil der Renten gestrichen und den Werth der Mark Silber um ein Weniges erhöht hatte.

Voltaire fand also Colberts Ruhm fest begründet und folgte nur der allgemeinen Ansicht seines Jahrhunderts; man kann ihm dies nicht zum Verbrechen anrechnen. Was bei Jemandem, der sich vorzugsweise politischen Studien gewidmet, ein Beweis der Unwissenheit oder einer geheimen Hinneigung zu despotischen Grundsätzen sein würde, ist nur ein sehr verzeihlicher Irrthum bei einem Schriftsteller, der sich an die Meinung der aufgeklärtesten Männer des Zeitraums, in welchem er schrieb, halten zu können glaubte; und da nur die Liebe zu den Künsten, zum Frieden und zur Duldsamkeit diesen Irrthum veranlaßte, wäre es ungerecht, ihm nicht zu verzeihen. Seit jener Zeit hat die Finanzwissenschaft beträchtliche Fortschritte gemacht, oder ist vielmehr, wenigstens in Frankreich, seitdem erst geschaffen, und Colbert wurde nunmehr mit um so größrer Strenge beurtheilt, je lebhafter früher der Enthusiasmus für ihn sich ausgesprochen hatte.

Man würde ihm unstreitig sehr unrecht thun, wollte man ihm seine Unwissenheit in Dingen vorwerfen, wovon kein Mensch zu seiner Zeit etwas wußte. Seine unermüdete Thätigkeit, so wie seine Pünktlichkeit verdient alle Anerkennung; allein sein Benehmen gegen Fouquet, die verderblichen Mittel, die er anwandte, um auf Kosten des Volks den Prunk des Hofes durchzuführen, die unnütze Strenge seiner Verordnungen hinsichtlich der Fabriken, die Barbarei seines Steuercoder, die Operazionen, die er mit dem Gelde vornahm, das Streichen der Renten endlich, alle diese Maßregeln sind neu und nun und nimmer zu entschuldigen.

Man kann ihn als einen geschickten Mann ansehen, nicht aber

Leichen man nach dem Palais royal schleppte: dies Alles verursachte auch noch nicht den Schatten einer Empörung. Ja, das berüchtigte Law'sche System, wovon man glaubte, daß es die Regentschaft und den Staat unfehlbar zu Grunde richten müsse, diente am Ende durch Folgen, die Niemand vorhergesehen hatte, beiden zur Stütze.

Die Habgier, die es unter allen Ständen vom gemeinsten Volke bis zu den höchsten Staatsbeamten, zu den Bischöfen und Prinzen rege machte, wandte alle Gemüther von der Aufmerksamkeit auf das gemeine Beste und von jedem politischen und ehrgeizigen Plane ab, indem es keiner andern Empfindung, als der Furcht vor Verlust und der Gier nach Gewinn Raum ließ. Es war ein neues, wunderbares Glücksspiel, wobei alle Staatsbürger gegen einander einsetzten. Hitzige Spieler aber verlassen ihre Karten nicht, um die Regierung zu beunruhigen. Durch ein Blendwerk, dessen Maschinerie nur den geübtesten und schärfsten Augen sichtbar war, wurde es möglich, daß aus einem völlig chimärischen System ein wirklicher Handel hervorging und sogar die indische Kompagnie wieder auflebte, die einst durch Colbert gegründet und später durch die Kriege vernichtet war. Wenn endlich auch viele Privatleute ihr Vermögen verloren, so nahm dagegen bald der Handel der ganzen Nation und damit ihr Wohlstand einen höhern Aufschwung. Die Leute wurden durch dies System gewitzigt, wie durch Bürgerkriege der Muth angespornt wird.

---

als einen Mann von Genie. Dieser Name gebührt in der Staatskunst nur denen, die sich über die Meinungen und Begriffe selbst der aufgeklärtern Männer ihres Jahrhunderts erheben. Noch weniger verdient er den Ruhm der Rechtschaffenheit, denn dieser gebührt nur einem Minister, der nie die Nazion dem Hofe, noch die Gerechtigkeit seinem eignen Vortheil aufopfert. C.

Es war eine epidemische Krankheit, die sich von Frankreich aus über Holland und England verbreitete. Sie verdiente die Aufmerksamkeit der Nachwelt; denn diesmal war es nicht das politische Interesse von zwei oder drei Fürsten, das ganze Nazionen zerrüttete. Das Volk selbst warf sich Hals über Kopf dieser Thorheit in die Arme, die einige Familien bereicherte und so viele an den Bettelstab brachte. Wir wollen den Ursprung dieses Unsinns betrachten, dem so viele Thorheiten vorangingen und nachfolgten.

Ein Schotte, John Law, von Profession nichts weiter als ein großer Spieler und ein großer Rechenmeister, der eines Mordes[1]) wegen aus Großbritannien hatte fliehen müssen, trug sich seit langer Zeit mit dem Plan einer Handelsgesellschaft, welche die Schulden eines Staats in Bankscheinen abtragen und sich durch den Gewinn bezahlt machen sollte. Dies System war sehr verwickelt; aber in den gehörigen Grenzen gehalten, konnte es sehr nützlich werden. Es war eine Nachahmung der englischen Bank und der englisch-ostindischen Kompagnie. Er schlug das Unternehmen dem Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, nachherigem ersten Könige von Sardinien vor, doch dieser antwortete, er sei nicht reich genug, um sich zu Grunde zu richten. Er wandte sich hierauf an den Finanzminister Desmarets. Doch es war grade zur Zeit eines unglücklichen Krieges, wo alles Vertrauen geschwunden war, und die Grundlage dieses Systems konnte nur uneingeschränktes Vertrauen sein. Endlich fand er den günstigen Zeitpunkt unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans: eine Staatsschuld von 2000 Millionen war zu tilgen, der Friede gewährte der Regierung die nöthige Muße und Fürst

1) Im Zweikampf.

und Volk waren gleich leidenschaftlich für alles Neue eingenommen.

Er errichtete 1716 zuerst eine Bank in seinem eignen Namen. Bald aber wurde dieselbe zum Generalbureau der Staatseinkünfte. Man verband damit eine Missisippische Handelskompagnie, von der man große Hoffnungen erregte. Durch die Lockspeise des Gewinns verführt, drängte sich das Publikum mit wahrer Wuth herbei, die Akzien der vereinigten Kompagnie und Bank zu kaufen. Schätze, die bisher das Mißtrauen unter Schloß und Riegel gehalten hatte, kamen in Ueberfluß in Umlauf; durch die Scheine wurden sie verdoppelt, ja vervierfacht. Frankreich war in der That durch seinen Kredit sehr reich. Alle Stände lernten den Luxus kennen, und er verbreitete sich auch unter den Nachbarn Frankreichs, die am Handel Theil nahmen.

Im Jahre 1718 wurde die Bank zu einem königlichen Institute erklärt. Sie übernahm den Handel nach dem Senegal und erwarb das Privilegium der alten indischen Kompagnie, die, von dem berühmten Colbert gegründet, später in Verfall gerathen war, und den Kaufleuten von Saint-Malo ihren Handel überlassen hatte. Sie übernahm endlich die Generalpachtung der Einkünfte des Königreichs. Der Schotte Law hatte demnach Alles unter Händen und das ganze Finanzwesen des Reichs hing von einer Handelsgesellschaft ab.

Da diese Kompagnie auf so ausgedehnten Grundlagen zu ruhen schien, stiegen ihre Akzien auf das Zwanzigfache ihres ursprünglichen Werths. Der Herzog von Orleans beging unstreitig einen großen Fehler, indem er das Publikum sich selbst überließ. Es war der Regierung leicht, jener Raserei Schranken zu setzen, doch die Habgier der Hofleute und die Hoffnung, eben durch diese Unordnung zu gewinnen, hinderte

es. Der häufige Courswechsel der Papiere half unbekannten Menschen zu unermeßlichem Reichthum; es gab Leute, die binnen sechs Monaten reicher wurden, als viele Prinzen. Law, selbst durch sein System verführt, und berauscht durch die Trunkenheit des Publikums, so wie durch seine eigene, hatte so viele Scheine ausgegeben, daß der eingebildete Werth der Akzien im Jahre 1719 alles Geld, das im Königreich zirkuliren konnte, um das Achtzigfache überstieg. Die Regierung bezahlte alle Staatsgläubiger in Papiergeld. Der Regent konnte eine so ungeheure und so künstlich zusammengesetzte Maschine, deren reißend schnelle Bewegung ihn unwiderstehlich fortriß, nicht länger regieren. Die alten Finanzmänner und die großen Bankiers gingen mit vereinten Kräften darauf aus, die königliche Bank zu erschöpfen, indem sie bedeutende Summen auf sie anwiesen. Jeder suchte seine Scheine gegen baares Geld umzusetzen; allein nun wies sich das entsetzliche Mißverhältniß aus. Der Kredit sank mit einem Male; der Regent wollte ihn durch Machtbefehle heben, die nur dazu dienten, ihn völlig zu vernichten. Man sah nur noch Papier und an die Stelle so großer eingebildeter Schätze trat jetzt nach und nach das reellste Elend. Jetzt machte man Law zum General-Finanzdirektor, gerade zu einem Zeitpunkt, da es ihm rein unmöglich war, diesen Posten auszufüllen. Es war im Jahre 1720, also in der Epoche, wo die Zerrüttung in den Vermögensverhältnissen aller Privatleute, so wie in den Finanzen des Königreichs aufs Höchste gestiegen war. Binnen kurzer Zeit verwandelte er sich aus einem Schotten durch Naturalisazion in einen Franzosen, trat von der protestantischen Religion zur katholischen über, wurde aus einem Abenteurer zum Besitzer der schönsten Güter und aus einem Bankier zum Staatsminister. Ich sah ihn, wie er von Her-

zogen und Pairs, von Marschällen von Frankreich und Bischöfen begleitet, in den Sälen des Palais royal ankam. Die Verwirrung überstieg alle Grenzen. Das Parlament von Paris widersetzte sich jenen Neuerungen nach Kräften und wurde dafür nach Pontoise verbannt. Endlich noch in demselben Jahre mußte Law, mit dem Fluche des Volkes belastet, aus dem Lande fliehen, das er hatte bereichern wollen und wo er statt dessen die heilloseste Verwirrung angerichtet hatte. Er reiste in einem Postwagen ab, den ihm der Herzog von Bourbon Condé lieh, und nahm nur 2000 Louisd'ors mit, außer welchen ihm von seinem flüchtigen Reichthum fast nichts übrig geblieben war.

Die Flugschriften jener Zeit beschuldigen den Regenten, alles Geld im Reiche aus herrschsüchtigen Absichten an sich gerissen zu haben; und doch ist es notorisch, daß er eine Schuldenlast von 7 Millionen hinterließ. Man beschuldigte Law, zu seinem Vortheil das französische Geld ins Ausland spedirt zu haben. Er lebte eine Zeit lang in London von der Großmuth des Marquis von Lassay, und starb 1729 zu Venedig in einer Lage, die an Dürftigkeit grenzte. Ich sah seine Wittwe in Brüssel, eben so demüthig, wie sie einst in Paris stolz und übermüthig aufgetreten war. Solche Schicksalswendungen gehören nicht zu den Gegenständen der Geschichte, woraus die am wenigsten heilsamen Lehren zu ziehen sind.[1])

---

[1]) Es ist ausgemacht, daß ein Staat, dessen Schulden man in Papiergeld bezahlt, frei wird, ohne daß es ihm einen Pfennig kostet, soll aber diese Finanzoperazion gerecht und wahrhaft nützlich sein, so müssen die Scheine im Handel denselben Werth haben, wie die Geldsumme, die sie repräsentiren. Diesen Werth jedoch können sie unmöglich behalten, wenn nicht die allgemeine Ansicht herrscht, daß je-

Während dieser Zeit wüthete die Pest in der Provence. Man war mit Spanien im Kriege. In Bretagne drohte ein Aufstand auszubrechen. Es waren Verschwörungen gegen den Regenten im Werke, und demungeachtet vermochte er sowol

---

der Besitzer der Scheine sie, sobald er will, gegen baares Geld umsetzen kann. Diese Meinung beruht nicht einzig und allein auf dem Verhältniß der Summe der Scheine zu der Masse des in der Bank niedergelegten oder selbst zu der Totalsumme des im Lande vorhandenen Geldes. Es genügt, wenn Jeder sich für versichert hält, daß die Zahl der Scheine, die man auf einmal liquidiren will, die Summe, welche die Bank jeden Augenblick realisiren kann, nicht überschreitet, und was sich daraus von selbst ergibt, daß sie fortwährend im Handel zirkuliren werden; ist aber die Summe der Scheine größer, als die, welche die Bank, wie man voraussetzt, in baarem Gelde zusammenbringen kann, so kann jene Meinung nur allmälig durch die Macht der Gewohnheit Wurzel fassen. Selbst bei der Voraussetzung völligen Vertrauens muß doch der Gesammtwerth der Scheine noch seine Grenzen haben. Uebersteigt er die Quantität des zum Umlauf, das heißt zur Betreibung des inländischen Handels nothwendigen Geldes, so wird der Ueberschuß unnütz und die, welche ihn besitzen, werden ihn zu realisiren suchen. Außer der Summe also, die nothwendig in der Reserve zu halten ist, um die zum Umlauf dienenden Scheine zu liquidiren, müßte die Bank immer noch eine Summe in baarem Gelde liegen haben, die dem Werth jener überflüssigen Scheine gleich käme. Weit entfernt also, der Bank, die sie ausgegeben, oder dem Staate, der sie verwandt hätte, Nutzen zu schaffen, würden sie ihnen zur Last werden und sie der Gefahr aussetzen, ihren Kredit einzubüßen, wenn sie nicht sichre, obschon beschwerliche Mittel besäßen, in wenigen Tagen die zu jenen Liquidazionen erforderlichen Summen herbeizuschaffen. Die nordamerikanischen Freistaaten haben bei aller Aufklärung diese so einfachen Wahrheiten nicht erkannt, und das schnelle Sinken des Kredits ihrer Papiere bewies hinlänglich den Ungrund der Ansicht, daß der Gebrauch des Papiergeldes keiner Einschränkung unterworfen zu sein brauchte.

Law scheint sich in dem nämlichen Irrthum befunden zu haben, allein er wußte sehr gut, daß, wenn man sich unter den damaligen

im Innern, als nach Außen fast alle seine Beschlüsse ohne Mühe durchzusetzen. Im Reiche herrschte eine Verwirrung, die das Schlimmste fürchten ließ, und gleichwol war es die Zeit des Luxus und der Freuden aller Art.

Umständen darauf beschränkte, die Schulden in Papiergeld zu bezahlen, die Scheine bald keinen Werth mehr haben würden; man mußte ihnen also einen solchen zu verleihen suchen. Er wandte zu dem Ende drei Mittel an. Das erste bestand darin, daß er der Bank Gewinne durch besondre Finanzspekulazionen verschaffte oder Handelsprivilegien verlieh, wobei den Inhabern der Bankscheine eine Dividende zu gut kam. Es lag wirklich am Tage, daß nunmehr das Papier außer der Summe, die es repräsentirte, einen mehr oder weniger ansehnlichen Gewinn werth sein konnte, und es mußte demnach, nach der Vorstellung, die man sich von der Möglichkeit dieses Gewinns machte, sich entweder in seinem wirklichen Werthe halten oder selbst im Preise steigen. Die Regierung hatte nicht einmal ein so großes Vertrauen nöthig, da wer etwas zu gewinnen hofft, immer auch einen Verlust riskiren muß. Der gehoffte Gewinn mußte indessen den gewöhnlichen Zinsfuß im Handel übersteigen und von jetzt an war die Errichtung der Bank nur noch eine lästige Anleihe für den Staat. Auch war dies gar nicht Law's Absicht: er hoffte nur, durch weitschichtige oder vielmehr trügerische Hoffnungen den Bankscheinen Kredit zu verschaffen, indem er darauf rechnete, wenn die Nazion sich erst daran gewöhnt habe, würden sie sich von selbst halten können: und in diesem Theil seiner Operazionen war es namentlich, wo er zu wahrer Charlatanerie seine Zuflucht nahm. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Als er der Bank das Privilegium für den afrikanischen Handel verlieh, fügte er eine kleine Prämie für jedes Pfd. Gold hinzu, das sie in Frankreich einführen würde. Diese Prämie betrug noch nicht einmal ein Fünftel pr Ct. des Werths und konnte demnach gar nicht in Anschlag kommen, wenn man nicht auf die Einführung einer Menge Pfunde Goldes rechnete. Dies Mittel hatte einen vollständigen Erfolg; die Akzien stiegen und Law vermehrte sie bis zum Uebermaß, indem er immer neue Gewinne in Hoffnung damit verknüpfte.

Doch konnten diese Schwindeleien den Kredit nur sehr kurze Zeit aufrecht halten; die Papiere fielen. Jetzt griff er zu einem zweiten

Nach dem Umsturz des Law'schen Systems war eine Reform des Staats nothwendig. Man schritt zu einer Schätzung des Vermögens sämmtlicher Staatsbürger, einer nicht minder außerordentlichen Maßregel, als das System selbst. Bei kei-

---

Mittel: die Leute wurden gezwungen, die Bankzettel für baares Geld anzunehmen. Die, welche mit diesen Scheinen ihre Schulden bezahlten, ernteten den Gewinn eines Bankerotts, dessen Ehre sie mit dem Ministerium theilten. Ein solcher Zwang aber ist in Handelsoperazionen nicht durchzuführen; der Kaufmann kann seine Waare, wenn er sie für baares Geld verkauft, nach Belieben billiger lassen, als wenn er sie gegen Scheine weggibt; dies an sich ungerechte Mittel konnte demnach weder die Scheine hinreichend unterstützen, noch auf die Dauer den geringsten Einfluß behaupten.

Law hatte bis dahin die falsche Ueberzeugung gehegt, die Errichtung einer Bank vermehre den wahren Reichthum und müsse in dem Fall, wo er sie gründete, die Staatsschuld tilgen. Durchaus nicht skrupulös in der Wahl der Mittel, scheute er die schreiendste Unbilligkeit so wenig als die gröbsten Schwindeleien, konnte aber leicht den Ruf eines tüchtigen Finanzmannes in den Augen von Leuten behaupten, die nicht hell genug sahen, um zu begreifen, daß sein System bei dem denkbar glücklichsten Erfolge nur zu einer Handelsgesellschaft mit unumschränkter Besteuerungsgewalt und im Besitz sämmtlicher Handelsprivilegien, zu einer sehr komplizirten Bank, und endlich zu einem aufs Gerathewohl gemachten Bankerott führen konnte, der um so unbilliger und verderblicher ausfallen mußte, als an keine verhältnißmäßige Vertheilung der Einbußen dabei zu denken war.

In dieser letzten Epoche aber gingen auch dem Kurzsichtigsten über Law's vermeinte Geschicklichkeit die Augen auf. Zuerst legte er es darauf an, durch häufige und schnell auf einander folgende Veränderungen des Münzwerthes das baare Geld den Leuten zu verleiden. Denn da es auf diese Weise unbequem für den täglichen Verkehr wurde und die Besitzer der alten Geldsorten sie weder im Handel und Wandel brauchen, noch nach dem Metallwerth vortheilhaft losschlagen konnten, so mußte das Papiergeld im Preise steigen; allein dieser Scheinvortheil wurde durch das Sinken des Vertrauens mehr als aufgewogen. Zuletzt erfolgte das Verbot, Geld im Hause zu haben.

nem Volke wurde wohl je eine weitläuftigere und schwierigere Finanz- und Justizoperazion vorgenommen. Gegen das Ende des Jahrs 1721 fing man damit an. Die Ausführung wurde von vier Brüdern [1]) geleitet, von denen auch der Plan herrührte, und die, obgleich sie bisher an den Staatsgeschäften

---

Dies Gesetz bewirkte, daß das Geld noch seltner wurde, zugleich aber auch, daß die Scheine immer tiefer im Preise fielen. Bei allen diesen Verordnungen dachte das Pariser Publikum nicht mehr darauf, durch Akzienkauf Schätze zu erwerben, oder seine Schulden in Papiergeld zu bezahlen, sondern nur an den Gewinn, den es aus dem Wucher mit diesen Scheinen zu ziehen hoffte, noch immer über den möglichen Erfolg der Law'schen Projekte nicht völlig enttäuscht. Endlich setzte er selbst seine Scheine auf die Hälfte herab, und nun erst schwand das Blendwerk, wodurch er sich bisher gehalten hatte, völlig. Law mußte seine Entlassung nehmen und aus Frankreich fliehen.

Dies ist in der Kürze die Geschichte dieses Systems, wie wir sie aus der Masse von Gesetzen und Finanzoperazionen, die mit beispielloser Schnelligkeit auf einander folgten, auszuziehen vermochten.

Die Unwissenheit, worin man sich damals, zumal in Frankreich, hinsichtlich der Natur und der Wirkungen derartiger Operazionen befand, machte allein den augenblicklichen Erfolg des Law'schen Systems und die ungeheuren Umwälzungen in den Vermögensverhältnissen der Privatleute, die es verursachte, möglich. In der Finanzverwaltung hatte es einen parziellen Bankerott zur Folge, der auf die unbilligste Weise durchgeführt wurde, und wodurch das Mißgeschick vieler Privatleute auf den höchsten Grad steigen mußte. In den Gemüthern ließ es keine andre Wirkung zurück, als Vorurtheile gegen Bankscheine überhaupt, die gleichwohl sehr nützlich werden können, sei es nun, indem sie den Preis des Geldes herabsetzen und eine größere Quantität davon für den ausländischen Handel oder zu diesem oder jenem Gebrauch, den man von dem ungemünzten Gold und Silber machen kann, disponibel lassen, sei es um die Produkzion und den Handel zu befördern, indem sie den Umlauf des Geldes bequemer und minder kostspielig machen. C.

[1]) Den Gebrüdern Pâris.

keinen Antheil genommen hatten, durch ihren Geist und ihre Thätigkeit verdienten, daß man ihnen das Geschick des Staats anvertraute. Sie errichteten die hinreichende Anzahl von Requisizionsbureaus, und wußten in das Chaos eine hinlängliche Ordnung zu bringen, um es endlich einigermaßen zu entwirren. 511,009 Staatsbürger, meistens Familienväter, legten ihr Vermögen in Papiergeld diesem Tribunale vor. Alle diese zahllosen Schulden wurden berichtigt bis auf 631 Millionen, womit der Staat belastet blieb. So endete dies merkwürdige Glücksspiel, wozu ein unbekannter Fremdling eine ganze Nazion verführt hatte.

Nach der Zerstörung des ungeheuren Law'schen Baus, der so kühn angelegt war, und der seinen Baumeister unter seinen Trümmern begrub, blieb von letztern eine indische Handelsgesellschaft übrig, wovon man in Paris eine Zeit lang wähnte, daß sie mit den Kompagnien von London und Amsterdam in die Schranken treten könne. [1])

---

[1]) Sie hielt sich nur auf Kosten des Staatsschatzes, den die Unwissenheit der Minister in den Grundregeln des Handels auf Kosten jener Kompagnie oder vielmehr ihrer Agenten erschöpfte. Siehe Kapitel 29 *). C.

*) Das Siècle de Louis XV. Die betreffende Stelle lautet: Bekanntlich haben die Holländer (1774) die bedeutendsten Niederlassungen in Indien von den Sunda-Inseln bis nach der Küste Malabar. Nach ihnen kommen die Engländer, deren Macht sich über beide Küsten der Halbinsel diesseit des Ganges und bis nach Bengalen erstreckt. Den Franzosen als den zuletzt Gekommenen fiel der schlechtste Antheil zu. In Ost- und Westindien war dies ihr Loos. Ihre von Ludwig XIV. gegründete, im J. 1712 eingegangene und 1720 in Pondichery wieder aufgelebte Kompagnie stand, wie schon gesagt, scheinbar im größten Flor; sie hatte eine Menge Schiffe, Agenten, Direktoren, ja sogar Kanonen und Soldaten; nie aber konnte sie von dem Ertrage ihres Handels die geringste Dividende für ihre Akzionäre erübrigen. Sie ist die einzige Handelskompagnie in Europa, die sich in diesem Falle befindet; und bei Lichte besehen, wurden ihre Akzionäre nie anders bezahlt, als vermittelst eines ihr vom Könige eingeräumten Antheils an der Tabaksregie, die übrigens ihrem Geschäftskreise gänzlich fremd war. Daher schrieb sich selbst ihr scheinbarer Flor in Pondichery;

Die Wuth des Akzienspiels, wovon die Franzosen ergriffen waren, steckte auch die Holländer und Engländer an. Einige von ihnen, die in Frankreich beobachtet hatten, durch welche Kunstgriffe so viele Privatleute die Leichtgläubigkeit und das Elend des Volks zu Grundlagen unermeßlicher und mit reißender Schnelligkeit erworbener Reichthümer zu machen wußten, verpflanzten dieselben Kunstgriffe nach Amsterdam, nach Rotterdam und nach London. Noch jetzt spricht man mit Verwundrung von jener Zeit der Tollheit und jener Landplage der Akzien; doch wie wenig kann dies Unglück gegen die Bürger- und Religionskriege in Anschlag kommen, die so lange Europa mit Blut überschwemmten, und auch gegen die Kriege eines Volks mit dem andern, oder vielmehr eines Fürsten mit dem andern, die noch jetzt so viele Länder verheeren! In London und in Rotterdam fehlte es nicht an Schwindlern noch an Narren, die sich von ihnen betrügen ließen. In Amsterdam kam man bald wieder zur richtigen Einsicht, Rotterdam war auf einige Zeit zu Grunde gerichtet. Auch London wurde i. J. 1720 durch diese Schwindeleien hart mitgenommen. Die Folgen der Manie waren in Frankreich und in England zahllose Bankerotte, Betrügereien, öffentliche und Privatdiebstähle, und die ganze Sittenverderbniß, die aus zügelloser Habgier immer zu entspringen pflegt.

---

denn das Geld, was sie auf diese Weise herausbekam, wurde darauf verwandt, ihre Fonds zu vergrößern, die Stadt zu befestigen und zu verschönern, und sich in Indien nützliche Bundesgenossen zu verschaffen."

Diatribe

an den Verfasser der Ephemeriden [1]).

Den 10. Mai 1775.

Mein Herr,

Eine kleine Gesellschaft von Landwirthen in einer entlegenen Provinz liest eifrig Ihre Ephemeriden, und sucht möglichsten Vortheil daraus zu ziehen. Der Verfasser der Belagerung von Calais [2]) erhielt von dieser Stadt das Bürgerrecht wegen seines Bestrebens, den unglücklichen Philipp von Valois über seinen Sieger, den großen Eduard III., zu erheben. Er nannte sich seitdem beständig „Bürger von Calais.“ Sie zeigen sich dagegen in ihren Schriften als einen echten Weltbürger.

Ja, mein Herr, der Landbau ist die Grundlage von Allem, wie Sie sagten, obgleich mit ihm noch nicht Alles abgethan ist. Er ist der Vater aller Künste und aller Güter; so dachte der erste der Catonen in Rom, und der größte der Scipionen in Liternum. Eben dieser Ansicht huldigte schon lange vor ihnen in Worten und Werken der Grieche Xenophon nach dem Rückzuge der Zehntausend.

Die Religion selbst beruhte nur auf dem Ackerbau. Alle feste, alte Gebräuche waren nur Sinnbilder dieser Kunst, der ersten von allen, die die Menschen vereinigt, die sie mit Nahrung, Obdach und Kleidern versorgt, den drei Dingen, die

---

1) Abbé Baudeau.

2) Ein zu seiner Zeit hochgefeiertes, jetzt aber längst vergessenes Drama von Dubelloy.

allein für die menschliche Natur ausreichen. Nicht auf jenen lächerlichen und unterhaltenden Fabeln, die Ovid sammelte, gründete sich ursprünglich die Religion, die man später Heidenthum nannte. Die den Göttern angedichteten Liebschaften waren kein Gegenstand der Verehrung; nie gab es einen Tempel Jupiters des Ehebrechers, nie verehrte man die Venus wegen ihres Liebeshandels mit Mars, noch den Phöbus als Verführer des jungen Hyacinth. Die ersten im grauen Alterthum eingeführten Mysterien waren die Feier der Feldarbeiten unter dem Schutze einer höchsten Gottheit. Dahin gehörten die Mysterien der Isis, des Orpheus und der eleusinischen Demeter. Die letztern namentlich versinnlichten den Augen und dem Geiste, wie die Feldarbeiten den Menschen dem Stande der Wildheit enthoben hatten. Nichts war heilsamer und vernünftiger. Man lehrte Gott in den Gestirnen verehren, deren Lauf die Jahreszeiten zurückbringt, und man opferte dem großen Demiurgos unter dem Namen der Demeter und des Dionysos die Früchte, womit die Vorsehung die Erde gesegnet hatte. Die Orgien des Dionysos waren lange eben so rein, eben so heilig, wie die Mysterien der Demeter. Die Priesterinnen dieses Gottes, die man die Ehrwürdigen nannte, legten bis zur Zeit Alexanders ihren Obern das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams ab. Den Beleg dafür, nebst der Eidesformel, findet man in der Rede des Demosthenes gegen Neära.

Mit einem Worte, Alles war heilig in dem so hochehrwürdigen und doch heutzutage in euren großen Städten so tief verachteten Landleben. Ich räume ein, daß die Stutzer mit rothen Absätzen in Babylon und Memphis, die sich die gemästeten Hühner der Landleute wohlschmecken ließen, ihnen ihre Pferde nahmen, ihre Töchter verführten, und ihnen damit

eine große Ehre zu erweisen glaubten, vielleicht auch der Meinung waren, daß diese Menschenklasse einzig und allein zu ihrem Dienst in der Welt sei.

Das Land, das wir Kelten bewohnten, war damals noch rauher und unfruchtbarer als jetzt. Die Nazion wurde grausam mit Füßen getreten von der Zeit Julius Cäsars bis auf Julian, der zum eisernen Kreuz in der Straße La Harpe wohnte. Er regierte uns gerecht und milde, wie das übrige Reich, verminderte unsre Abgaben und schützte uns vor den Raubzügen der Germanen; er that Alles, was später unser großer Heinrich IV. zu thun vor hatte. Einem Heiden und einem Hugenotten verdanken wir die einzigen schönen Tage, die uns bis zum Zeitalter Ludwigs XIV. beschieden waren.

Unser Loos war bejammernswerth, als die Barbaren, die sich Westgothen, Burgunder und Franken nannten, unser endloses Elend aufs Aeußerste brachten. Sie verwandelten unser Land in einen Schutthaufen unter keinem andern Vorwande, als weil es nicht ganz so abscheulich war, wie ihr eignes. Jeder unglückliche Landmann wurde in jener Zeit zum Sklaven auf dem nämlichen Grund und Boden, dessen freier Besitzer er bisher gewesen war; und Jeder, der sich ein festes Nest zugeeignet hatte und auf seinem Viehhofe zwei oder drei große Ackergäule hielt, die er zu Schlachtrossen machte, behandelte seine neuen Leibeignen härter, als diese je mit ihren Eseln und Maulthieren umgegangen waren.

Die Barbaren, die das Christenthum angenommen hatten, um ein christliches Volk besser beherrschen zu können, waren eben so abergläubig als unwissend. Man machte ihnen weiß, um nicht unter die Böcke gestoßen zu werden, wenn die Posaunen zum jüngsten Gerichte bliesen, gebe es kein andres Mittel, als einen Theil der eroberten Ländereien den

Mönchen zu überlassen. Jene Burggrafen oder Kastellane verstanden sich nur darauf, von ihren Pferden herunter einem Mann zu Fuß einen Stoß mit der Lanze zu versetzen; einige Mönche dagegen konnten lesen und schreiben. Diese nahmen die Schenkungsakten auf; und wenn keine vorhanden waren, so schmiedeten sie selbst welche.

Diese Fälschungen sind heutzutage so erwiesen, daß sich unter tausend alten Urkunden, welche die Mönche aufweisen, kaum hundert echte finden. Montfaucon, der doch selbst ein Mönch war, gestand es, und setzte noch hinzu, er möchte nicht für die Authentizität von hundert alten Urkunden einstehen. Doch mochten sie nun echt oder unecht sein, so war man pfiffig genug, in den Schenkungen nie die Klausel zu vergessen: mixtum et merum imperium et homines servos.

Sie wußten sich demnach die Rechte der Eroberer in die Hände zu spielen. Daher kommt es, daß in Deutschland so viele Aebte und Mönche fürstliche Gewalt erlangten, und daß sie auch in Frankreich Lehns- und Leibherren wurden, was sich freilich mit dem Gelübde der Armuth nicht allzu wohl vertrug.

Da indessen die Landleute endlich in den meisten Provinzen Frankreichs von Königen und Grundherren ihre Freiheit erkauft hatten, gab es nur noch in Burgund, in Franche-Comté und in einigen andern Bezirken Leibeigne; allein das Loos des Landvolks in Frankreich war darum doch nur wenig erträglicher geworden. Die unglücklichen Kriege gegen die Engländer, die tollen Züge nach Italien, die leichtsinnige Tapferkeit Franz I., die Religionskriege endlich, die Frankreich 40 Jahre lang zerrütteten, richteten den Landbau dermaßen zu Grunde, daß zur Zeit des Herzogs von Sully i. J. 1598 ein großer Theil der Ländereien brach lag, weil es,

wie er sagte, an Armen und an Mitteln fehlte, um sie zu bebauen. Die Bauern waren seit drei Jahren über 20 Millionen an Steuern schuldig. Der große Minister trug kein Bedenken, dem Volke diese damals ungeheure Schuld zu erlassen; und zu was für einer Zeit? Als eben die Feinde sich Amiens bemächtigt hatten, und Heinrich IV. sein Leben aufs Spiel setzte, um es ihnen wieder abzunehmen.

Zu eben jener Zeit erließ dieser König, der Ueberwinder und der Vater seiner Unterthanen, den Befehl, daß man unter keinerlei Vorwand mehr den Bauern ihr Vieh und ihre Ackergeräthschaften nehmen solle. „Eine treffliche Verordnung," sagt der verständige Forbonnais, „die man hinsichtlich des Viehs immer im weitesten Sinne hätte nehmen sollen, da durch den Ueberfluß daran die Fruchtbarkeit des Bodens bedingt ist, und zugleich der Lebensunterhalt der Landleute wesentlich dadurch erleichtert wird."

Es muß bemerkt werden, daß der Herzog von Sully sich zu wiederholten Malen in seinen Memoiren gegen die Salzsteuer erklärt, und sie gleichwol selbst einige Mal bei dringenden Bedürfnissen des Staats erhöhte; so abhängig ist das Verfahren der Menschen von praktischen Verhältnissen, so schwer ist es, immer seinen Grundsätzen zu folgen. Doch bei alle dem gelang es ihm am Ende, seinen Herrn aus den räuberischen Klauen seiner Finanzbeamten zu erlösen, so wie Heinrich selbst sich durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit aus dem Abgrunde rettete, in den die Ligue, Philipp II. und Rom ihn gestürzt hatten.

Es ist ein großes Problem für die Finanz- und Staatswissenschaft, ob Heinrich IV. besser daran that, 20 Millionen in der Bastille aufzuhäufen und zu begraben, als wenn er sie hätte im Reiche zirkuliren lassen. Man sagte mir, wenn ein-

mal etwas in die Bastille gesperrt werden sollte, sei es immer noch besser, dort Geld, als Menschen unter Schloß und Riegel zu halten. Heinrich IV. erinnerte sich, daß er keine Hemden und nicht satt zu essen gehabt hatte, als er sich noch mit den Priestern Guniceestre und Aubry um sein Reich zanken mußte. Ueberdies sollten jene 20 Millionen sammt seiner Einnahme von einem Jahre dazu dienen, ihn zum Schiedsrichter Europas zu machen, als ein Schulmeister und ehemaliger Bernhardiner, der eben bei einem Jesuiten gebeichtet hatte, ihn mit Messerstichen in seiner Kutsche mitten unter sechs Freunden durchbohrte, „damit er nicht," wie er sagte, „Gott, das heißt den Papst bekriege."

Seine 20 Millionen waren bald verschleudert, von seinen großen Plänen war nicht mehr die Rede und alles gerieth in die alte Verwirrung.

Seine Wittwe Maria von Medicis verwaltete das Vermögen ihres Sohnes und Mündels Ludwigs XIII. sehr schlecht. Dieser Mündel, den man den Gerechten nannte, ließ vor seinen Augen seinen ersten Minister ermorden und seine Mutter in's Gefängniß setzen, beides einem jungen Edelmann aus Avignon zu Gefallen, der noch schlechter regierte. Das Volk befand sich nicht besser dabei. Zwar hatte es den Trost, das Herz des Marschall d'Ancre zu verzehren; doch bald ging ihm das Brod aus.

Das Ministerium des Kardinals Richelieu zeichnete sich fast nur durch Parteiwirren und Blutgerüste aus. Alles wohl erwogen kenne ich seit dem Einfalle Klodwigs bis zum Ende des letzten Frondekrieges mit Ausnahme der 10 letzten Jahre Heinrichs IV., kein unglücklicheres Volk als das zwischen den Pyrenäen und den flandrischen Dünen, zwischen dem Ozean und dem Rhein.

Endlich trat Ludwig XIV. selbst die Regierung an und Frankreich feierte seine Wiedergeburt.

Sein großer Minister Colbert opferte keineswegs den Landbau dem Luxus auf, wie man so oft behauptet hat, sondern er machte es sich zur Aufgabe, die Feldarbeit durch den Kunstfleiß und diesen wieder durch den Ackerbau zu heben. Von 1662 bis 1672 verwandte er jährlich eine Million Livres nach damaliger Rechnung auf die Unterstützung des Handels. Er ließ jedem Edelmann, der sein Land bestellte, einen Gnadengehalt von 2000 Franks zahlen, wenn er 12 Kinder hatte, und mochten sie auch todt sein, und 1000 Frks. Jedem, der 10 Kinder hatte. Diese letztere Gunst wurde auch den kopfsteuerpflichtigen Familienvätern bewilligt.

Wie falsch die Behauptung ist, daß dieser große Mann die Sorge für den Landbau hintenangesetzt habe, erhellt daraus, daß er dem englischen Minister, der wußte, wie sehr Frankreich in den trostlosen Zeiten der Fronde an Vieh verarmt war, und der ihm daher im Jahre 1667 irländisches Vieh zum Verkauf anbot, antwortete, er selbst wolle Irland und England zu billigerm Preise damit versehen.

In eben diesen schönen Jahren inzwischen wollte ein gewisser Bois-Guillebert aus der Normandie, der sein Geld im Spiel verloren hatte, Colberts Verwaltung in Mißkredit bringen, als ob Schmähschriften seine Verluste hätten ausgleichen können. Eben dieser Mann fabrizirte später die Schrift „über den königlichen Zehnten“ unter dem Namen des Marschalls Vauban und hundert Sudler lassen sich noch täglich dadurch täuschen. Doch Schmähschriften werden vergessen und Colbert's Ruhm bleibt unerschüttert.

Vor ihm kannte man kein System der Wirthschaftsverbesserung und des Handels. Er schuf Alles, doch muß man

gestehen, daß er in den Werken seiner Schöpfung durch die zerstörenden Kriege gehemmt wurde, wozu Ludwig den XIV. seine verderbliche Ruhmsucht verleitete. Colbert hatte im Staatsrath ein Edikt durchgesetzt, wodurch es bei Todesstrafe verboten wurde, neue Steuern vorzuschlagen und ihren Betrag vorzuschießen, um sich dann mit Wucher dafür am Volke zu erholen. Kaum aber war dies Edikt entworfen, so fiel es dem König ein, die Holländer „züchtigen" zu wollen, und dieser eitle Ruhm, sie zu züchtigen, nöthigte den Minister, im Verlauf eines unnützen Kriegs, eben jenen Pächtern, die er auf ewig hatte verbannen wollen, 400 Millionen abzuborgen. Es genügt nicht, daß ein Minister sparsam ist, der König muß es auch sein.

Sie wissen besser als ich, mein Herr, unter welchen Lasten das Land nach dem Tode dieses Ministers seufzte. Man möchte sagen, daß Ludwig XIV. sein eigenes Volk bekriegte. Er war genöthigt, die Nazion zu unterdrücken, um sie zu vertheidigen. Es ist keine schmerzlichere Lage denkbar. Wir sahen, wie das nämliche Mißgeschick, und zwar mit weit größerer Schmach, während des Kriegs von 1756 sich erneuerte. Man denke an diese fast ununterbrochene Kette von Elend während so vieler Jahrhunderte, und man wird die Heiterkeit, deren die Nazion sich rühmt, allerdings seltsam finden können.

Ich eile, diesen finstern Abgrund zu verlassen, um mich an den Strahlen eines mildern Tages zu erquicken, auf den man uns Hoffnung macht. Ich bitte Sie um Aufklärung über zwei wichtige Punkte: erstens über den erstaunlichen Verlust von 974 Millionen, den drei zu starke und schlecht vertheilte Auflagen nach Ihrer Behauptung jedes Jahr dem König und der Nazion verursachen (siehe Th. IV. der Ephemeriden von 1775); sodann wünschte ich Auskunft über die Getreideverhältnisse.

Ist es begründet, wie Sie zu beweisen scheinen, daß der Staat alle Jahre 974 Millionen Livres allein durch die Auflagen auf Salz, Wein und Tabak verliert, was wird denn aus dieser ungeheuren Summe?

Sie meinen sicher nicht, daß 974 Millionen in baarem Gelde von dem Meere verschlungen, oder nach England ausgeführt oder geradezu vernichtet würden? Sie meinen Erzeugnisse, das heißt wirkliche Güter, deren Werth auf jene unermeßliche Summe geschätzt wird, und die wir aus unserm Grund und Boden gewinnen würden, wenn nicht jene drei Auflagen seiner Fruchtbarkeit Eintrag thäten. Sie meinen namentlich einen großen Theil dieser Summe, der sich in die Taschen der Staatspächter, in die ihrer Offizianten, in die der Unteragenten dieser letztern, und endlich in die der Schergen jener Unterbedienten verliert. Sie suchen demnach ein Mittel, um den Ertrag der zur Bezahlung der Schulden des Königs nothwendigen Auflagen unmittelbar in seinen Schatz zu leiten, ohne daß dieser Ertrag durch alle Zieheisen eines Heeres von Subalternbeamten zu passiren braucht, die ihn, so oft er durch ihre Hände geht, zu verdünnen wissen, und nur einen kleinen Rest davon in die königliche Schatulle gelangen lassen.

Dies ist meines Erachtens der wahre Stein der Weisen für die Finanzleute, mit dem Unterschiede nur, daß dieser neue Stein leicht zu finden und der der Alchymisten ein Hirngespinnst ist.

Es scheint mir, daß Ihr Geheimniß besonders darauf hinausläuft, die Auflagen zu vermindern, um die Einnahmen zu vermehren. Sie bekräftigen diese Wahrheit, die man für ein Paradoxon halten könnte, indem sie sich auf das Beispiel eines Mannes berufen, der vielleicht mit einem tiefern Wissen

als Sully einen umfassendern Blick als Colbert vereinte und dabei einen philosophischern Geist besaß als beide.

Während des Jahres 1774 waren die frischen Seefische mit einer bedeutenden Steuer belegt und es wurden davon in der Fastenzeit nur 153 Fuder verkauft. Der eben erwähnte Minister verminderte die Auflage um die Hälfte und dies Jahr 1775 wurden 596 Fuder versteuert. Folglich hat der König an diesem unbedeutenden Artikel über das Doppelte gewonnen; folglich besteht das wahre Mittel, den König und den Staat zu bereichern, in der Verminderung aller Auflagen auf Consumzionsartikel und das wahre Mittel, Alles zu verlieren, in ihrer Erhöhung.

Ich bewundere mit Ihnen den Mann, der diese große Wahrheit durch die That bewiesen hat. Es bleibt nur noch zu untersuchen übrig, welches Verfahren bei mehr in's Große gehenden und verwickeltern Artikeln das ersprießlichste sein möchte. Maschinen, mit denen im Kleinen Alles trefflich von Statten geht, wollen oft im Großen nicht so gut in Gang kommen; die Reibungen sind hier hinderlich. Und welche entsetzliche Reibungen verursachen nicht Eigennutz, Neid und Verleumdung.

Ich komme jetzt auf das Getreide. Ich bin selbst Landwirth und daher berechtigt, hierüber ein Wort mitzusprechen. Ich habe ungefähr 80 Personen zu ernähren. Mein Speicher ist drei Stunden von der nächsten Stadt entfernt, ich muß bisweilen selbst Weizen kaufen, weil mein Land nicht so fruchtbar ist, wie das Erdreich Aegyptens und Siziliens.

Da kommt neulich ein Gerichtsschreiber und spricht also: „Geht hin und kauft drei Stunden weit von eurer Wohnung schlechtes Korn um schweres Geld. Laßt euch von den Offizianten einen Passirschein geben und wenn ihr ihn unter-

wegs verliert, so ist der erste Häscher, der euch in den Weg kommt, befugt, auf eure Nahrung, eure Pferde, eure Frau, eure Person oder eure Kinder Beschlag zu legen. Auf den Fall, daß ihr Schwierigkeiten machen wollt, müßt ihr wissen, daß 20 Stunden von hier eine Räuberhöhle ist, die man das Landgericht nennt: dorthin wird man euch schleppen; ihr werdet verurtheilt werden, zu Fuß nach Toulon zu marschiren, und könnt dann mit Muße das mittelländische Meer pflügen."

Ich hielt zuerst diese Rede für einen frostigen Spaß. Allein es war die reine Wahrheit. „Wie!" sagte ich, „ich sollte Ansiedler um mich versammelt haben, um mit mir das Land zu bauen, und jetzt das Korn nicht frei kaufen dürfen, um sie und meine Familie zu ernähren! Und ich sollte es meinem Nachbar nicht verkaufen dürfen, wenn ich Ueberfluß daran habe!" — „Behüte der Himmel, ihr und euer Nachbar müßt eure Pferde das Korn 6 Stunden weit schleppen lassen und sollten sie darüber zu Grunde gehen." — „Ei ich bitte euch, sagt mir doch, ich habe auch Kartoffeln und Kastanien, woraus man für Leute, die einen guten Magen haben, auch treffliches Brod bereitet; darf ich denn auch die meinem Nachbar nicht verkaufen, ohne aus jener Räuberhöhle, wovon ihr mir sagtet, auf die Galeere geschickt zu werden?" — „Das dürft ihr." — „Warum denn aber, mit eurem Wohlnehmen, der ungeheure Unterschied zwischen meinen Kastanien und meinem Korn?" — „Das weiß ich nicht. Vielleicht weil die Kornwürmer Korn fressen, aber keine Kastanien mögen." — „Das ist ein sehr schlechter Grund." — „Nun, wenn ihr einen bessern wollt, weil das Korn dringend nothwendig ist und man die Kastanien allenfalls entbehren kann." — „Der Grund ist noch schlechter. Je unentbehrlicher eine

Waare ist, um so mehr sollte man den Handel damit erleichtern. Wäre Feuer und Wasser feil, so müßte ihre Ein= und Ausfuhr von einem Ende Frankreichs bis zum andern völlig frei sein."

„Ei, ich habe euch das Ding zu wissen gethan, wie es ist," sprach endlich der Gerichtsschreiber. „Geht jetzt meinetwegen hin und beklagt euch beim General=Finanzdirektor. Der ist Priester und Rechtsgelehrter obendrein [1]); er kennt die göttlichen und die menschlichen Gesetze und wird euch doppelt genügende Auskunft geben."

Ich erlangte nicht die gewünschte Auskunft. Wohl aber erfuhr ich, daß ein Staatsminister, der weder Jurist noch Priester war [2]), ein Edikt erlassen hatte, wonach es trotz der geheiligtsten Vorurtheile jedem Bewohner von Perigord erlaubt wurde, in Auvergne Korn zu kaufen, und jedem Bürger von Champagne, Brod zu essen, das von picardischem Weizen gebacken war.

Ich sah in meinem Bezirk, wie ein Dutzend Landleute, meine Brüder, dies Edikt unter einer jener Linden lasen, die man bei uns zu Lande Rosny=Linden nennt, weil Rosny, Herzog von Sully, sie gepflanzt hat.

„Ei!" sprach ein verständiger Alter; „seit 60 Jahren lese ich jetzt Edikte; fast alle beraubten uns in unverständlicher Schreibart unsrer natürlichen Freiheit; und hier ist eins, das gibt uns unsre Freiheit wieder, und ich versteh' es ohne Kopfzerbrechen. Das ist das erste Mal in unserm Lande, daß ein König sich seinem Volke gegenüber auf vernünftige Gründe einläßt. Die Menschenliebe führte die Feder und der König

---

1) Der Abbé Terray.
2) Turgot.

hat unterzeichnet. Das macht einem neue Lust zum Leben; vorher war mir wenig daran gelegen. Hoch lebe dieser König und sein Minister!"

Dieser Auftritt, diese Worte, diese Freude, die in der ganzen Gegend verbreitet war, erregten in mir den lebhaften Wunsch, einen solchen König und einen solchen Minister von Angesicht zu sehen. Die nämliche Lust erwachte auch in dem guten Alten, der unter dem Rosny=Baum das Edikt vom 13. September gelesen hatte.

Wir machten uns also zusammen auf den Weg, wurden aber schon in der nächsten kleinen Stadt von einem Fiskal=Prokurator aufgehalten. Er ließ es sich angelegen sein, uns zu beweisen, daß nichts gefährlicher sei, als die Freiheit, sich zu ernähren, wie man will; daß das Naturgesetz den Menschen gebietet, ihr Brodkorn zwanzig Stunden weit herzuholen, und daß, wenn jede Familie so unglücklich wäre, ruhig im Schatten ihres Feigenbaums ihr Brod zu essen, jedermann unfehlbar zum Monopolisten werden würde. Die heftigen Worte dieses Staatsmanns erschütterten die Begriffsorgane meiner Genossen. Doch der ehrliche Mann, der so große Lust hatte, den König zu sehen, blieb fest.

„Ich fürchte freilich die Monopolisten nicht minder, als die Prokuratoren," sprach er; „mehr als Alles aber fürcht' ich den entsetzlichen Zwang, worunter wir seufzen, und von zwei Uebeln muß man das kleinste wählen. Ich wohnte zwar nie dem Staatsrath des Königs bei, doch denk' ich mir, als man die Vortheile und Gefahren der Freiheit, sein Brod nach Belieben zu kaufen, vor ihm abwog, mag er gelächelt und etwa folgendermaßen gesprochen haben: „Der liebe Gott hat „mich zum König von Frankreich gemacht und nicht zum Reichs=„bäckeramtsmeister; ich will der Beschützer meines Volks sein,

„und nicht sein regelrechter Unterdrücker. Ich bin der Mei-
„nung, wenn Pharao gesunden Menschenverstand gehabt hätte,
„als die sieben magern Kühe die sieben fetten verschlungen
„hatten, und Hungersnoth in Aegypten herrschte, so würde
„er seinem Volke erlaubt haben, hinzugehen und in Babylon
„und Damaskus Korn zu kaufen. Hätte er ein Herz gehabt,
„so würde er seine Speicher umsonst geöffnet haben, mit dem
„Vorbehalt allenfalls, sich nach sieben Jahren, wenn die
„Hungersnoth vorbei wäre, entschädigen zu lassen. Aber seine
„Unterthanen zwingen, ihm ihr Land, ihe Vieh, ihre Töpfe,
„ihre Freiheit und sich selbst mit Haut und Haar zu verkau-
„fen, das scheint mir denn doch eine so thörichte, so unthun-
„liche und so tyrannische Maßregel, als irgend denkbar. Hätt'
„ich einen General-Finanzdirektor, der mir einen solchen Han-
„del vorschlüge, ich glaube, Gott verzeih' mir, ich würde ihm
„bedeuten, sich sammt seinen fetten Kühen nach seinem Land-
„hause zu packen. Ich will versuchen, mein Volk frei und
„glücklich zu machen, um zu sehen, wie das thut."

Dies Gleichniß aus dem Stegreif machte auf alle Zu-
hörer einen tiefen Eindruck. Der Fiskal-Prokurator machte
sich fort, um anderswo seine Weisheit anzubringen; und wir,
der ehrliche Alte und ich, setzten auf einem Karren, dem man
die Ehre erzeigte, ihn eine Kutsche zu nennen, voller Ungeduld,
den König zu sehen, unsere Reise fort.

Als wir in die Nähe von Pontoise kamen, sahen wir
zu unserm größten Erstaunen zehn- bis fünfzehntausend Bau-
ern wild durcheinander laufen, wobei sie wie besessen brüllten:
„Korn und Märkte! Korn und Märkte!" Wir bemerkten,
daß sie bei jeder Mühle Halt machten, sie im Umsehen nie-
derrissen und Korn, Mehl und Kleien in den Fluß warfen.
Einen kleinen Priester aber hörte ich mit einer Stentorstimme

ihnen zuschreien: „Recht so, meine Freunde, laßt uns Alles ausplündern, Gott will es; laßt uns alles Mehl zerstören, damit wir Brod bekommen!“

Ich trat auf den Mann zu und sprach: „Ihr scheint erhitzt, mein Herr; wolltet ihr mir wohl die Ehre erzeigen, auf meinem Karren eine Erfrischung zu euch zu nehmen? Ich habe guten Wein.“ Er ließ sich nicht lange nöthigen. „Meine Freunde,“ sprach er, „ich bin der Pfarrgehülfe in dieser Gemeine. Einige meiner Amtsbrüder und ich führen dies geliebte Volk an. Wir haben behuf dieses gottgefälligen Werks hinreichende Gelder empfangen[1]). Alles Getreide, das uns in die Hände fällt, werfen wir ins Wasser, um eine Hungersnoth zu verhüten, und in Paris werden wir sämmtliche Bäkker erwürgen, um die Grundgesetze des Königreichs aufrecht zu halten. Wollt ihr dabei sein?“

Wir dankten ihm von Herzen und schlugen mit unserm Karren einen andern Weg ein, um den König zu sehen.

Als wir durch Paris kamen, waren wir Augenzeugen aller Gräuel, die jene Horde der Kämpen und Rächer der Grundgesetze verübte. Sie waren sämmtlich betrunken und schrien dabei, daß sie Hungers stürben. In Versailles sahen wir den König und die königliche Familie vorüber kommen,

[1]) Es ist gegründet, daß bei den Meutereien von 1775 die Aufrührer mehr Geld hatten, als Leute ihres Standes in der Regel zu haben pflegen; daß sie ferner mehr darüber aus waren, die Nahrungsmittel zu zerstören und zu stehlen, als sich ein Stück Brod zu verschaffen; daß man endlich Briefe, untergeschobene Briefe ꝛc. anwandte, um sie aufzuhetzen. Die Priester hatten übrigens wenig oder nichts mit der Sache zu schaffen; ja, einige von ihnen leisteten im Gegentheil sehr ersprießliche Dienste, und die Religion kam hier durchaus nicht ins Spiel. C.

was allerdings eine große Freude ist; doch hofften wir vergebens auf den Trost, den Verfasser unsres lieben Ediktes vom 13. September zu sehen. Sein Thürsteher ließ mich nicht zu ihm. Es war, glaub' ich, ein Schweizer. Ich hätte den Kerl bei den Ohren gekriegt, wäre er mir nicht allzu handfest vorgekommen. Ein stattlicher Mann mit Papieren unter dem Arm kam darüber zu und sprach: „Geht nur wieder heim und laßt den Muth nicht sinken: euer Mann kann euch nicht sprechen; er hat die Gicht und läßt nicht einmal seinen Arzt vor sich, aber er arbeitet dennoch für euch."

Ich kehrte demnach mit meinem Gefährten in unser Dorf zurück, um ungesäumt wieder an die Bestellung unsres Ackers zu gehen, was nach unsrer Meinung, das einzige Mittel ist, die Hungersnoth zu verhüten.

Auf der Rückreise trafen wir hier wieder mit einigen jener gedankenloser Maschinen zusammen, die man verleitet hatte, Pontoise, Chantilly, Corbeil, Versailles und sogar Paris zu plündern. Ich wandte mich an Einen unter dem Trupp, dem die Sache leid zu sein schien. Ich fragte ihn, welcher böse Geist ihn und die Andern zu so entsetzlichen Tollheiten verleitet habe? „Ach Herr," sprach er, „ich kann nur über mein Dorf Red' und Antwort geben. Wir hatten kein Brod, die Kapuziner waren gekommen, um uns die Hälfte unsres Lebensunterhalts abzufordern, und den andern hatten die Barfüßer die andre Hälfte hingenommen." — „Ei, meine Freunde," sprach ich, „zwingt die Herren, mit euch das Land zu bauen, und es wird von keiner Hungersnoth in Frankreich mehr die Rede sein."

denn allerdings eine große Freude ist; doch hofften wir vergebens auf den Brief, den Briefträger unsres lieben Gottes vom 13. September zu sehen. Sein Abschreiber ließ mich nicht zu ihm. Es war, glaub' ich, ein Schweizer. Ich hätte den Kerl bei dem Obern verklagt, wäre er mir nicht allzu bauernfest vorgekommen. Ein kantlicher Mann mit Pflastern unter dem Arm kam herüber zu uns und sprach: „Geht nur wieder heim und laßt den Muth nicht sinken; euer Mann kann euch nicht sprechen; er hat die Gicht und läßt nicht einmal seinen Arzt vor sich, aber er arbeitet dennoch für euch.“

Ich kehrte demnach mit meinen Gefährten in unser Dorf zurück, um neuerdings wieder an die Bestellung unsres Ackers zu gehen, was nach unsrer Meinung das einzige Mittel ist, die Hungersnoth zu verhüten.

Auf der Rückreise trafen wir hier wieder mit einigen jener gemeinschaftlichen Nachbarn zusammen, die man geschickt hatte; Montoile, Chaumelle, Gerbil, Bertillot und jener Boris ꝛc. plündern. Ich wandte mich an Einen unter dem Trupp, dem die Sache sehr zu Herzen gieng. Ich fragte ihn, welcher böse Geist ihn und die Andern so zu erschrecklichen Handlungen verleitet habe? „Ach Peter,“ sagte er, „ich kann nur diese Antwort geben: Der Dorf Noth und Armuth haben. Wir hatten kein Brod, die Aufrührer waren gekommen, um uns zur Hälfte unsres Lebensunterhalts abzufordern, und den andern hatten die Verjüger die andre Hälfte hinweggenommen.“ — „Ei, meine Freunde,“ sprach ich, „zwingt die Herren, nie euch das Land zu bauen, und es wird von keiner Hungersnoth in Frankreich mehr die Rede sein.“

Anhang.

Das Weltkind.

(1736.)

Vorbemerkung von Condorcet.

(1789.)

Durch die beiden vorliegenden Gedichte zog sich Voltaire manche Vorwürfe zu, nicht nur von Seiten der Frommen, sondern auch von strengen, ehrenwerthen Philosophen. Die erstern verdienten keine andre Beachtung, als die ihnen in der Vertheidigung des Weltkindes zu Theil wurde. Jede Strafpredigt gegen den Luxus ist nur eine lächerliche Anmaßung in einem Lande, wo die Oberhäupter der Kirche ihr Haus einen Palast nennen, und im Schoße des Ueberflusses ein weichliches und üppiges Leben führen.

Die Vorwürfe der Philosophen verdienen eine ernstere Berücksichtigung. Jede große Gesellschaft beruht auf dem Eigenthumsrecht, und kann nur gedeihen, insofern die Individuen, woraus sie besteht, ihren Vortheil darin finden, die

Erzeugnisse des Bodens, so wie die der Künste zu vervielfältigen, das heißt, insofern sie auf den freien Besitz und Genuß dessen, was sie durch ihre Industrie erwerben, zählen können. Im entgegengesetzten Fall laufen die Menschen, indem sie auf die dringendste Nothdurft beschränkt sind, Gefahr, auch am Nothwendigsten Mangel zu leiden. Ueberdies ist der Trieb der menschlichen Gattung ihrer Natur nach auf Vervielfältigung gerichtet; ein Mann und eine Frau, die sich und ihre Familie ernähren können, ziehen gewöhnlich mehr Kinder groß, als die beiden, die nöthig sind, um sie zu ersetzen. Eine Bevölkerung, die sich nicht vermehrt, befindet sich demnach in einem leidenden Zustande; und es ist eine bekannte Sache, daß überall, wo der Landbau nicht erweitert wird, auch die Bevölkerung sich nicht vermehren kann.

Soll also die Gesellschaft gedeihen, so ist es nothwendig, daß die Menschen mehr als das dringend Nöthige als Eigenthum an sich bringen können, und daß ihr Eigenthumsrecht daran geehrt wird. Die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter und der daraus entspringende Luxus ist demnach für die Gesellschaft von Nutzen.

Andrerseits sehen wir, daß letztere sich um so besser befindet, je geringer jene Ungleichheit ist. Die Gesetze müssen es also zwar einem Jeden frei stellen, Reichthümer zu erwerben und nach eignem Gutdünken zu genießen, zugleich aber dahin streben, der Ungleichheit Schranken zu setzen. Wenn sie nun die gleiche Vertheilung der Erbschaften festsetzen; wenn sie die Testirfreiheit nicht zu weit ausdehnen; wenn sie die natürliche Freiheit des Handels und der Gewerbe nicht beschränken; wenn durch eine einfache Steuerverwaltung die Anhäufung großer Kapitalien in den Händen der Finanzbeamten unmöglich wird; wenn endlich kein hohes Amt erblich

oder allzu einträglich ist: dann kann auch keine allzugroße Ungleichheit des Vermögens sich einschleichen. Es ergibt sich also, daß das Interesse der öffentlichen Wohlfahrt hier mit der Vernunft, der Natur und der Gerechtigkeit Hand in Hand geht.

Nimmt man an, daß eine große Ungleichheit des Vermögens einmal besteht, so ist der Luxus kein Uebel; er vermindert vielmehr in der That die übeln Wirkungen dieser Ungleichheit zum großen Theil, indem durch ihn die Armen auf Kosten der Launen des Reichen leben. Es ist besser, daß Jemand, der 100,000 Thaler Renten hat, Vergolder, Stickerinnen oder Maler ernährt, als wenn er seinen Ueberfluß, wie die alten Römer, dazu anwendete, dienstwillige Kreaturen zu erkaufen, oder als wenn er, wie unsre großen Herren im Mittelalter, einen Schwarm unnützen Bedientenvolks und Mönche oder Wild damit mästete.

Die Sittenverderbniß entspringt aus der Ungleichheit des Standes oder des Vermögens, und nicht aus dem Luxus. Sie rührt nur daher, daß ein Mensch einen andern erkaufen oder unterwerfen kann.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der unschuldigste Luxus, ein solcher, der in dem Genuß der Lebensfreuden besteht, die Gemüther verweichlicht und sie, indem ihnen ein großes Vermögen dadurch unentbehrlich wird, der Bestechung zugänglich macht. Allein er macht sie zu gleicher Zeit sanft und milde. In einem Lande, wo die verfeinerten Lebensgenüsse unbekannt sind, erzeugt eine große Ungleichheit des Vermögens Meutereien, Verwirrungen und alle jene Verbrechen, auf die wir in dem Zeitalter der Barbarei so häufig stoßen.

Es gibt also nur ein sichres Mittel, dem Luxus mit Erfolg entgegen zu arbeiten: indem man nämlich der Un-

gleichheit des Vermögens durch weise Gesetze abhilft, die den daraus erwachsenden Schaden möglichst zu verhüten streben. Auf diese Weise wird der Luxus abnehmen, ohne daß die Industrie dabei etwas verliert; die Sitten werden geläutert, und die Gemüther können kräftiger werden, ohne der Rohheit anheim zu fallen.

Die Philosophen, die in dem Luxus die Quelle aller Uebel der Menschheit sahen, verwechselten die Wirkung mit der Ursache; und die, welche ihn als die Quelle des wahren Reichthums eines Staats vertheidigten, verwechselten wiederum ein Heilmittel, das nur den verheerenden Wirkungen einer verderblichen Krankheit einigermaßen abhilft, mit der bei vollkommner Gesundheit heilsamen Diät.

Dies ist der ganze Irrthum, den man Voltaire vorwerfen kann; ein Irrthum, den er mit den politisch aufgeklärtesten Männern in Frankreich zur Zeit des Entstehens dieser Satire theilte.

Gegen den Inhalt des ersten Gedichts, wo er sich darauf beschränkt, zu behaupten, daß es um die Bequemlichkeiten des Lebens doch eine herrliche Sache sei, ist nichts einzuwenden, vorausbedungen, daß man darauf rechnen kann, sie zu behalten, und daß man sie nicht auf Kosten andrer Leute genießt.

Eben so richtig ist es, daß die Mäßigkeit, die man für eine Tugend hielt, oft nur aus Mangel an Industrie oder aus Gleichgültigkeit gegen die Süßigkeiten des Lebens herrührte, zwei Eigenschaften, worin es die Räuber in den Steppen der Tartarei mit jedem Stoiker aufnehmen können.

Die Rathschläge, die Mentor dem Idomeneus ertheilt, gehen zwar aus einer sehr tugendhaften Gesinnung hervor, wären aber kaum irgendwo, und am wenigsten in einer gro-

ßen Gesellschaft ausführbar; und man muß gestehen, daß jene Eintheilung der Staatsbürger in verschiedene Klassen, die sich durch die Kleider von einander unterscheiden, weder von einer sehr tiefen, noch von einer sehr gediegenen Staatskunst zeugt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Fortschritte der Industrie, wenn nicht das Glück, doch wenigstens den Wohlstand der Menschen gefördert haben; und die Meinung, daß das Zeitalter, in welchem Voltaire lebte, besser gewesen, als jene Jahrhunderte, die so hoch gepriesen, und deren Verlust so oft beklagt wurde, ist nicht blos die unsers gefeierten Philosophen, sondern noch vieler andern hocherleuchteten Männer.

Berücksichtigt man demnach jene Art der Uebertreibung, welche die Poesie gestattet, zumal in einem scherzhaften Werke, so verdienen die vorliegenden Dichtungen keinen ernsten Vorwurf, und am allerwenigsten den der Härte und Persönlichkeit, den J. J. Rousseau ihnen machte. Denn eben weil Handel, Industrie und Luxus die Nazionen und die Stände der Gesellschaft unter einander verbinden, weil sie die Sitten mildern, und die Gemüther für den Frieden gewinnen, hat Voltaire ihre Vorzüge bisweilen übertrieben.

Eben so freimüthig wollen wir übrigens gestehen, daß das Leben eines „honetten Mannes," wie Voltaire es in dem Weltbunde schildert, nur einem Sybariten zusagen kann, und daß jeder, der ein solches Leben führt, selbst ohne irgend ein besondres Laster, nur ein eben so verächtlicher als gelangweilter Mensch sein kann. Man sieht aber leicht, daß das Ganze ein reiner Scherz ist. Ein Mann, der 70 Jahre hindurch vielleicht nicht einen einzigen Tag verstreichen ließ, ohne im Interesse der Menschheit zu schreiben oder zu handeln, sollte ein in eiteln Vergnügungen verzehrtes Leben billigen

können? Er hat weiter nichts sagen wollen, als daß ein unnützes, in Ueppigkeit verschwelgtes Dasein doch noch nicht so verbrecherisch und verächtlich ist, als ein finstres Leben voller Ränke, und befleckt von der Arglist der Heuchelei oder den schmutzigen Kniffen des Geizes und der Habgier.

Beseufze wer da will die alte Zeit,
Das goldne Alter und Asträa's Herrschaft,
Saturn's und Rhea's hochgepries'ne Tage
Und Vater Adam's längst verlornen Garten;
Ich danke der Natur, der weisen Mutter,
Daß sie wohlthätig mich in dieser Zeit
Geboren werden ließ, so arg sie auch
Von unseren kopfhängenden Zeloten
Verschrieen wird; für meine Neigung ist
Dies weltliche Jahrhundert ganz geschaffen.
Der Luxus, ja ein wenig Ueppigkeit
Sogar ist mir willkommen, jede Freude,
Die Künste aller Art, die Zierlichkeit
Mit Sauberkeit gepaart und vom Geschmack
Erfunden und geordnet, alles dies,
Bekenn' ich offen, ist mir eben recht,
Und ist es jedem Ehrenmann wie mir.
Mit innigem Behagen sieht mein Herz,
Das auf die Reinheit eines Heil'gen nicht
Den mind'sten Anspruch macht, wie rings umher
Der Ueberfluß, der Vater aller Künste
Und der gesegneten Betriebsamkeit,
Aus seiner nie erschöpften Quelle uns

Bedürfnisse, die wir nicht kannten, und
In ihrer Stillung neue Freuden schafft.
Das Gold der Erde und des Meeres Schätze,
Die Wesen, die in beiden wimmeln, wie
Das bunte Volk der Lüfte, Alles dient
Der Ueppigkeit, den Freuden dieser Welt.
Ich lob' es mir, dies eiserne Jahrhundert!
Der Ueberfluß, ein gar nothwendig Ding,
Verschmolz in eins der Erde Hemisphären.
Sieh die behenden Schiffe, wie sie mit
Geblähten Segeln von Bordeaux, von London,
Vom Texel aus den Ozean durchschneiden,
Um neue Güter an des Ganges Quellen
In klugem Tausche für uns einzuhandeln;
Derweil in Frankreichs Weinen die Sultane,
Uneingedenk der Satzung des Propheten,
Im fernen Morgenlande sich berauschen.
So lange die Natur dem Kindesalter
Noch nicht entwachsen war, so lange lebten
In kindlicher Beschränktheit unsre guten
Altvordern, die vom Mein und Dein nichts wußten.
Wie hätten sie es unterscheiden können?
Sie hatten nichts, sie gingen nackt, und Jeder
Sieht ein, daß wo nichts ist, auch keine Theilung
In Frage kommt. Sie waren mäßig. Ja!
Das leuchtet ein; in jener goldnen Zeit
War an das Kochbuch von Martialo [1])
Noch kein Gedanke, und kein Firnewein
Mit schäumend duft'ger Würze kitzelte

[1]) Verfasser des Cuisinier français.

Der guten Eva Saum; nicht Gold noch Seide
Sah man bei ihnen schimmern. Aber wollt
Ihr unsre Alten darum baß bewundern?
Kunstfleiß und Wohlstand waren ihnen fremd;
Und ist das Tugend? Ist es mehr als reine
Unwissenheit? Sagt, wäre Einer, dem
Ein gutes Bette damals zu Gebot
Gestanden, wohl blödsinnig g'nug gewesen,
Sich auf der harten Erde hinzukauern?
Sag, lieber Vielfraß, ehrlicher Papa,
Mein alter Adam, sag, was machtest du,
Was gabst du an in deinem Garten Eden?
Arbeitetest du etwa für das dumme
Geschlecht der Menschen? triebst verliebte Kurzweil
Mit unsrer Mutter, der Frau Eva? Ei,
Gesteh es nur, ihr hattet alle beide
Wohl ziemlich lange, schwarze, schmutz'ge Nägel,
Und euer Haar war schlecht genug gekämmt,
Der braunen, rauhen Haut nicht zu gedenken.
Vom Reiz der Sauberkeit entblößt, ist auch
Beglückte Liebe nicht mehr Liebe, nein,
Ein häßliches Bedürfniß nur. Sie werden
Gar bald der süßen Schäferstunde müde,
Und halten unter einer Eiche drauf
Ein leckres Mahl von Wasser, Hirs' und Eicheln.
Zu guter Letzt dann strecken sie zum Schlaf
Und zur Verdauung auf die harte Erde
Sich nieder. Das ist der gepriesene
Stand der Natur in seiner ganzen Reinheit.
Wollt ihr dagegen, Freunde, jetzt ein wenig
Das Leben unsrer in den Höllenpfuhl

Verdammten Zeit euch ansehn? wollt betrachten,
Wie mancher Ehrenmann in London, in
Paris, ja selbst in Rom den Tag vollbringt?
So tretet näher, kommt in sein Gemach!
Der Inbegriff der schönen Künste alle,
Der Kinder des Geschmacks, stellt sich euch dar.
Symmetrisch ordnete und schmückte Alles,
Was ihn umgibt, die glänzende Geschäftigkeit
Von tausend Händen. Dort in goldnen Rahmen
Seht ihr Gemälde prangen, die der milde
Corregio mit heiterm Pinsel, die
Nach stolzem Plan der Meister Poussin schuf;
Seht jene Huldgestalt von Bouchardon [1]),
Seht dieses Silber, wie es glänzend aus
Den Händen Germain's [2]) kam. Der feine Stich,
Die reiche Färbung dieser Gobelins
Wetteifern siegreich mit der Malerei;
Und Alles schimmert zwanzigfach verdoppelt
Aus strahlend hellen Spiegeln euch entgegen.
Von dieses Saales Fenstern überblick' ich
Des Gartens Flor, die schatt'gen Myrthenlauben,
Den Springquell, wie er in kristallnem Strahl
Emporsteigt und sanft plätschernd niederfällt.
Doch horch! der Herr vom Hause fährt jetzt aus:
Ein Wagen, so bequem, als mit Geschmack
Verziert, in windesschnellem Laufe von
Zwei stolzen Rossen fortgetragen, stellt sich,

---

1) Ein berühmter Bildhauer aus Chaumont in Champagne.

2) Ein trefflicher Goldschmied, dessen Muster und Arbeiten als die geschmackvollsten ihrer Zeit geschätzt wurden.

Ein rollender Palast den Augen dar,
Durchsichtig halb, und halb von Golde schimmernd.
Nachlässig hingestreckt läßt sich der Herr
Darin herum kutschiren; die elastische
Geschmeidigkeit der Federn trägt ihn sanft,
Wie in dem weichsten Lehnstuhl, über's Pflaster.
Er eilt ins Bad; die feinsten Spezereien
Und Salben werden nicht gespart, die Frische
Und Glätte seiner zarten Haut zu heben.
Die Freude winkt; er fliegt zum Stelldichein,
Zu den gefeiertsten Pariser Schönen,
Wo Lieb' und Gunst in Fülle seiner harren.
Zeit ist es jetzt, in jenes Zauberschloß
Sich zu begeben, wo der Poesie,
Des Tanzes und der Tonkunst magische
Gewalt, wo jene Kunst, das Auge durch
Die Farben zu betrügen, und die noch
Preiswerthere, die Herzen zu verführen,
Aus hundert Freuden eine einz'ge schaffen.
Er geht hinein, um eine neue Oper
Mit auszuzischen, oder zum Entzücken
Von Rameau's Harmonien hingerissen
Zu werden. Jetzt zu Tisch! Wie läuft das Wasser
Im Munde mir zusammen schon beim Anblick
Der vielen Leckerei'n! Wie munden mir
So trefflich all die köstlichen Ragout's!
Welch' göttlich Wesen ist ein tücht'ger Koch!
Von schönen Händen wird der feurige
Champagner mir kredenzt. Entfesselt schleudert
Der eingezwängt gewes'ne Schaum mit Blitzes
Gewalt den Stöpsel krachend bis zur Decke,

Und fröhliches Gelächter folgt dem Knall.
Ein glänzend Bild der feurigen Franzosen
Ist dieses Weines sprudelnd reger Schaum. —
Der andre Morgen dann bringt neue Wünsche,
Bringt neue Freuden und Genüsse mit.
Und nun, wenn du noch Lust hast, mein gestrenger
Herr Telemach, so streiche immerhin
Dein kleines Ithaka und dein Salent
Und jene jämmerlichen Städte alle
Mit Macht heraus, wo deine Kreter, zum
Erbarmen tugendhaft, an Gütern arm
Und desto reicher an Enthaltsamkeit,
Nur um im Ueberfluß zu schwimmen, darben.
Vor deinem schönen Style hab' ich allen
Respekt und lobe deine Prosa, mag
Sie immerhin ein wenig schleppend sein.
Doch Freund, durchprügeln lassen will ich mich
In deinem traurigen Salent, wenn's je
Mir in den Sinn kommt, dort mein Glück zu suchen.
Und du, gepries'ner Garten unsers guten
Altvaters Adam, Garten, den der Teufel
Und Eva's Apfelbiß berühmt gemacht:
Von mitleidswerthem Wahn verleitet, wollten
Umsonst Calmet und Huet mit gelehrter
Verwegenheit den Ort des Paradieses
Erforschen: hier, im Vollgenuß des Lebens
Hab' ich das ird'sche Paradies gefunden.

Brief über die Vertheidigung des Luxus

von J. F. de Mélon[1]), weiland Sekretär des Herzogs Regenten, an die Gräfin de Verrue.

Gnädige Frau! Ich habe die geistreiche Apologie des Luxus gelesen und halte dies kleine Gedicht für eine treffliche Lehre der Staatskunst, die sich unter anmuthig tändelndem Geschwätz versteckt. Ich schmeichle mir, in meinem „politischen Versuch über den Handel" dargethan zu haben, wie wenig jener Geschmack an den schönen Künsten und jene Verwendung des Reichthums, jene Seele eines großen Staats endlich, die man Luxus nennt, behuf des Geldumlaufes und der Förderung und Unterhaltung der Betriebsamkeit zu entbehren sei, und Ihr Wirken, gnädige Frau, liefert mir für diese Wahrheit einen der schlagendsten Belege. Wie viele Familien in Paris verdanken ihren Lebensunterhalt allein dem Schutz, den Sie den Künsten angedeihen lassen! Angenommen, die Liebhaberei für Gemälde, Kupferstiche und Luxusgegenstände aller Art hörte mit einem Male auf, so wären auch mit Einem Schlage wenigstens 20,000 Menschen in Paris zu Grunde gerichtet und gezwungen, im Auslande ihr Brod zu suchen. In einem kleinen Schweizerkanton sind Gesetze gegen den Aufwand ganz zweckmäßig, weil es nicht gut thut, wenn der Arme wie ein Krösus lebt. Als der Handel der Holländer noch im Entstehen war, waren sie eben so sehr auf die äußerste Mäßigkeit angewiesen, als ihnen jetzt, da sie die geldreichste Nazion in Europa sind, der Luxus zum Bedürfniß geworden ist ꝛc.

---

[1]) Vgl. oben Voltaire's Kritik seines Buches über den Handel.

Brief an den Grafen Moritz von Sachsen, nachherigen Marschall von Frankreich.

Hier, Herr Graf, haben Sie die Vertheidigung des Weltkindes. Ich habe die Ehre, sie Ihnen zu übersenden, nicht bloß als einem liebenswürdigen Weltmanne, sondern auch als einem ächt philosophischen Krieger, der sich eben so leicht darin findet, im Bivouak zu schlafen, als in dem prächtigen Bette seiner reizendsten Geliebten, und der mit gleichem Appetit bald ein lukullisches Mahl hält, bald mit dem Vesperbrode eines gemeinen Husaren vorlieb nimmt.

Omnis Aristippum decuit color et status et res.

Ich zitire Ihnen den Horaz,[1]) der im Zeitalter des größten Luxus und des raffinirtesten Wohllebens dichtete. Er begnügte sich mit zwei Schönen oder dem Aequivalent dafür, und ließ sich oft bei Tafel, zum Beweise seiner Genügsamkeit! nur von drei Lakaien aufwarten: coena ministratur pueris tribus. Die Dichter unsrer Zeit, unter einem Mäcenas, wie der Kardinal Fleury, sind noch bescheidner.

Ja, fest beharr' ich bei dem Satze,
Allmächtig ist des Luxus Zauber,
Er dient als Hebel dem Talente,
Er baut die Herrlichkeit des Reiches.

Er gleicht dem edeln Rebensafte:
Mit Maß mögt ihr ihn froh genießen.

[1]) Epp. I, 17, 23.

Schön steht die Freude auch dem Weisen
Trinkt, aber wahrt euch vor dem Rausche!

Wer nimmer der Entsagung fähig,
Schmeckt auch die Wollust nie vollkommen.
Wer vor der Armuth feig erzittert,
Verwirkt des Ueberflusses Segen.

Vertheidigung des Weltkindes
oder
Apologie des Luxus.

Durch ein beklagenswerthes Ungefähr,
Gerieth bei Tisch ich gestern neben einen
Betbruder, der mich mit den milden Worten
Begrüßte: „Leicht sieht man's euch an, daß ihr
Dereinst die Küche Luzifer's zu heizen
Bestimmt seid, und schon freu' ich mich darauf,
Wenn ich, zur ew'gen Seligkeit berufen,
Im tiefsten Höllenpfuhl euch schmoren sehe."
— Im Höllenpfuhl? Wie so? Weswegen denn
— „Nun, wegen eurer Narrentheidungen.
In einer eurer gottvergess'nen Schnurren
In Jamben hingesudelt, sagtet ihr,
Daß Adam einst im Paradiese naß
Geworden sei, so oft der Regen ihn
Getroffen, daß er selbst so gut wie Eva

Nur schönes klares Wasser trank; daß beide
Sogar vor ihrem Fall ein braunes Fell
Und krumme Nägel hatten. Ja, im Wahn,
Im tollen Rausche eurer Sinnlichkeit
Behauptet ihr, den Luxus predigend
Und frech die Ueppigkeit erhebend, daß —
O der verruchten Läst'rung! — daß es besser
Sei, jetzt zu leben, als vor grauen Jahren
Gelebt zu haben. Dieserwegen, Sohn,
Ist eure schmutzige, entweihte Muse
Zur Hölle reif; der Schluß steht ewig fest."

So sprach er und benetzte die von seiner
Bußpredigt angegriff'ne Kehle reichlich
Mit ambrafarbnem Wein, der nach der Traube
Noch duftete, die uns den süßen Saft
Gespendet. Roth erglänzte sein Gesicht.
Ich aber sprach: Um Gott, Herr Heiliger,
Was ist das für ein Wein? Wo wuchs er? Sagt doch?
Woher bekommt ihr ihn? — „Nun, aus Madeira;
Ein Nektar ist's, ein Trank der Auserwählten
Des Himmels; Gott hat ihn gegeben und
Sein Wille ist's, daß er getrunken werde."
— Und dieser Kaffee, dessen Köstlichkeit
Eu'r Magen nach fünf Gängen nicht verschmäht?
— „Von dem Allgüt'gen ward er mir beschieden."
— Gut! aber muß nicht, ehe Gott ihn bis
Zu euch gelangen läßt, der rege Kunstfleiß
Der Menschen in Arabiens Gefilden
Ihn sammeln? Fern in China ward für euch
Dies Porzellan, die Pracht der nur zu leicht

Zerbrechlichen Glasur, von tausend Händen
Sorgsam bereitet, ward geformt, gebrannt,
Mit schillernd bunten Farben überzogen.
Dies feine Silber, in getrieb'ner Arbeit,
Das euch als Schüssel, Teller, Vase dient,
Dem Schooß der Erde ward es in Potosi
Im Binnenland Amerika's entrissen.
Die ganze Welt hat sich für euch bemüht,
Damit ihr, frommer Sauertopf, gemächlich
Beneidenswerth in eurem Zorne, sie,
Die sich erschöpfte, euch zu dienen, scheltet.

O gleißnerischer Wicht! Wahrhaft'ges Weltkind!
Erkennt euch selbst! Verdammt an eurem Nächsten
Nicht länger, was ihr selbst so nachsichtsvoll
In eigensücht'gem Stumpfsinn euch gestattet.
Vor Allem wißt, daß Ueppigkeit und Pracht
Verderblich einem kleinen Staat, den großen
Bereichert. Seht in jenem weltlichen
Anstöß'gen Glanz und Prunk das sich're Merkmal
Des Wohlstands, der Glückseligkeit des Reichs.
Dem Reichen liegt es ob, viel zu verthun,
Des Armen Aufgab' ist's, etwas zu sammeln.
Seht in den Gärten dort die Wasserfälle,
Die Freude und Bewund'rung der Najaden:
Seht jene Wogen, deren Silberguß
Mit schnee'gem Schaum den Marmor überfluthet:
Von eben dieser Welle nähren auch
Bescheid'ne Wiesen sich; das Erdreich wird
Ergiebiger und schöner durch ihr Naß.
Versiegt nun des Gewässers Quelle, so

Vertrocknet auch das Kraut, die Blume welkt.
So wird der Ueberfluß in England und
In Frankreich mittelst zahlloser Kanäle
In Umlauf stets erhalten; der Geschmack
Am Luxus dringt in alle Klassen ein.
Der Arme lebt dort von der Eitelkeit
Der Großen; und die Arbeit bahnt, im Sold
Der Ueppigkeit, sich langsam, aber sicher
Den Weg zum Reichthum. Eine Schaar Pedanten
In schwarzen Röcken, grämliche Begeif'rer
Der Freuden, die sie selbst entbehren, ziehen
Hier gegen mich zu Felde mit Citaten
Aus Dionys dem Karier, aus Dio,
Aus dem Plutarch, ja aus Horaz sogar;
Sie schreien mir die Ohren mit Exempeln
Von Cincinnatus voll, von Curius,
Und Gott weis was für Konsuln sonst auf uns:
Wie mitten im Geräusch der Waffen sie
Das Feld behackten, wie sie mit der Pflugschar
Und mit dem Schwerte gleich gut umzugehn
Verstanden, und wie es zu großer Ehre
Dem Korn gereicht, von eines Siegers Hand
Gesä't zu sein. — Sehr schön gesagt, ihr Herrn!
Ich will der alten Römer märchenhafte
Geschichte glauben. Aber sagt, wenn nun
Die Götter zwischen Flachsenfingen und
Krähwinkel blut'gen Krieg erregten, müßten
Die Bürger dieser stolzen Stadt etwa
Nicht auch, wenn sie als Sieger heimgekehrt,
Zum Spaten und zur Hacke wieder greifen?
Rom aber war, trotz allem spätern Hochmuth,

In seinen ält'sten Zeiten kein Haar besser
Als Flachsenfingen. Wenn die tapfern Söhne
Des Kriegsgotts und der Rhea Sylvia
Um ein paar Hufen Lands in Fehdenwuth
Geriethen und aus ihrem Dorf in's Feld
Des Vaters Mavors rückten, steckten sie
Ein Bündel Heu als Feldstandarte auf.[1])
Zur Zeit des braven Königs Tullus war
Ihr Jupiter aus Holz geschnitzt, von Gold
War er zur Zeit des üppigen Lucull.
Beehrt drum nicht so schnell in eurer Einfalt
Die Armuth mit dem stolzen Namen Tugend.

Wie preis' ich Colberts hocherleuchteten
Verstand! Ein aberwitz'ger Griesgram rieth,
Man möge doch die herrlichen Gewebe,
Woran der Fleiß Lyon's so rastlos schafft,
Behufs zu machender Ersparungen
Eingehen lassen. Ins Verderben hätte
Des wohlgesinnten Rathers toller Anschlag
Das Land gestürzt, und das aus reiner Liebe
Zur Sparsamkeit. Doch der Minister, mit
Dem echten Nutzen äußern Glanz verbindend,
Verstand den Staat durch Luxus reich zu machen.
Die Quelle und den Spielraum aller Künste
Erweitert' er; die stolzen Nachbarn rings
In Süden, Osten, Norden, eifersüchtig

---

[1]) Ein Bündel Heu an einer Stange, Manipulus genannt, war die älteste Fahne der Römer.

Ob Frankreichs mächtiger'm Gedeih'n, bezahlen
Den Geist, den sie an seinem Volk bewundern.

Doch einen andern Mann will ich euch nennen,
Wie weder Rom, Paris, noch Peking je
Ihn sah! den Salomo, den weisen Glückspilz,
Den Philosophen auf dem Thron, den Platon
Im Kronenschmuck, dem von der stolzen Zeder
Bis zum Ysop, der aus der Wand wächst, nichts
Verborgen war: hat je mit seinem Luxus
Ein andrer in der Welt sich messen können?
Nach Willkür wußt' er Gold und Silber zu
Vervielfachen, vor allen Dingen aber
Der Wollust Freuden. Tausend Schöne standen
Ihm zur Verfügung.[1]) — Tausend? — Ja, man sagt's.
Für einen Weisen ist's ein Bischen viel.
Ich, der ich freilich weder Fürst noch Weiser
Zu sein die Ehre habe, gäbe wahrlich
Mit einer einzigen mich gern zufrieden.

So sprach ich, und nicht übel schien den Gästen
Die ungezwung'ne Offenherzigkeit
In allem, was ich sagte, zu behagen.
Mein sanfter Frömmling hatte wenig nur
Mir zu entgegnen, aber dafür lachte
Er desto mehr und trank noch tüchtiger.
Und allen Andern däucht' es wohl gethan,
Mein ehrlich Wort sich hinter's Ohr zu schreiben.

[1]) Vgl. 1 Kön. 4, 33 u. 11, 3; Sirach, 47, 20 zc.

Die Finanzen.

(1775.)

Zur Zeit, da Terray [1]) uns das Blut aussog,
Verpflanzt' ein wackrer Bürger, der der Wirren
Und Widerwärtigkeiten des bewegten
Stadtlebens müde war, sich und die Seinen
Aufs Land, in die Champagne. Er besaß
Ein Gütchen in der Nachbarschaft von Rheims;
Sein Hauptertrag bestand in gutem Wein.
Als er in seinem Keller oder sonst
In seiner Wirthschaft einst beschäftigt war,
Beehrt' in seiner Wohnung ihn mit seinem
Besuch ein Nachbar, den er für den Gutsherrn
Des Dorfes hielt. Den Mann begleiteten
Gar stattlich aufgeputzte Diener, Schergen
Des Steueramts, in kriegerischem Schmuck.
Der Hausherr machte Allen eine tiefe
Verbeugung und bewirthete sie reichlich
Mit Wein, so gut sein Berg ihn lieferte.
Sodann war er so frei, mit leiser Stimme
Sich zu erkund'gen, wer der Herr denn sei,
Der schlichten Bürgern solche Ehr' erwiese.
„Ich bin," entgegnete der Unbekannte,
„Bei der dermaligen Verpachtung als
Direktor jener königlichen Steuern,
Der Hülfssteu'r und Gabelles, angestellt . . . ."
— „Verzeihung, gnäd'ger Herr! Ihr helft dem König?"

---

[1]) General-Finanz-Kontrolör von 1769 bis 1774.

— „Ja, Freund . . .“ — „O, einen so erhab'nen Posten
Verehr' ich tief; verständlich ist das Wort
Hülfssteuer; doch das andre setzt mich in
Verlegenheit. Gabelles! Woher stammt es?“
-- „Von einem Juden, Namens Gabelus.“[1])
— „Von einem Juden! Ei, das glaub' ich gern.“
— „Den edeln Satzungen des Volkes Gottes
Zufolge, dessen Stamm ich in mein Herz
Geschlossen, komm' ich, die mir schuldigen
Gebühren von euch zu erheben. Ziemlich
Vertraut bin ich in meiner Praxis mit
Der Kunst geworden, im Finanzfach für
Des Reiches Wohl zu arbeiten. Ich mache
Gewissenhaft aus eurem Gut zwei Theile.
Der eine fällt dem König zu, der nichts
Davon bekommt; der andre ist für mich.
Da habt ihr eure Rechnung: so viel für
Die Kannen Wein, die wir hier ausgetrunken,
So viel für jene, die ihr nicht verkauftet,
Und für die andern, die wir noch mit euch
Zu leeren denken. So viel für das Seesalz,
Das ihr — nach unsrem Dafürhalten mind'stens —
Für eure saft'gen Schinken brauchtet.[2]) Zwar

[1]) Es gab wirklich einen Juden Gabelus, der mit dem ehrlichen Tobias Geldgeschäfte machte. (S. Tob. 1, 17, ꝛc.); und einige sehr scharfsinnige Gelehrte leiteten deshalb das Wort Gabelle (Salzsteuer) aus dem Hebräischen ab; denn bekanntlich ist die französische Sprache eine Tochter der hebräischen. V.

[2]) Jemand, der so und so viel Schweine hatte, mußte so und so viel Salz nehmen, um sie einzusalzen; und verreckten sie, so mußt' er darum doch eben so viel nehmen, widrigenfalls er zu einer Buße verurtheilt und ihm sein Hausrath verkauft wurde. V.

Ihr habt es nicht genommen, doch ihr hättet
Es nehmen müssen. Seht, ich bin nicht grausam,
Im Gegentheil, mein Herz ist viel zu weich.
Wir wollen gütlich uns vergleichen, wenn es
Euch recht ist. Zahlt zur Abfindung mir baar
Zweitausend Thaler und ich lass' es gut sein.
Mit offnem Maul hört' unser ehrlicher
Philister den beredten Vortrag an,
Wovon er nichts verstand. Da tritt ein andrer
Vornehmer Herr ein, macht sein Kompliment,
Und schließt ihn in die Arme mit den Worten:
„Wie glücklich seid ihr! Euer gutes Glück
Gehört — so inn'gen Antheil nehm' ich dran! —
Gemeinschaftlich uns beiden. Ihr erblickt
In mir den Kontrolleur der königlichen
Domänen. Ich erfuhr, daß euch vor kurzem
Die ganze Habe eurer alten Tante
Als einz'gem Erben zufiel. Ihr nun wähntet
Nur tausend Thaler Renten zu gewinnen.
Wißt aber, daß die Selige euch dreimal
So viel vermachte. Mögt ihr eures Gutes,
Das dergestalt durch meine Wissenschaft
Sich mehrte, froh sein, mir einstweilen aber
Gestatten, euch zehntausend Franks als Buße
Für euren kleinen Irrthum abzunehmen." [1])

---

[1]) Die Domänen-Kontrolöre pflegten das Vermögen, das einem Seitenverwandten durch Erbschaft zufiel, auf das Dreifache des wahren Werthes zu schätzen; sie besteuerten es dann dieser Schätzung gemäß, legten dem Erben eine übermäßige Buße auf, versteigerten sein Hab und Gut und kauften es zu einem Spottpreise. V.

Im schönsten Einverständniß fertigen
Die Herren ohne Weitres ein Verzeichniß
Von seiner Habe an. Das baare Geld
Wird sämmtlich in Beschlag genommen und
Die Wohnung ausgeräumt. Des Bürgers Gattin
Gibt sich dem Jammer der Verzweiflung hin;
Er selbst weiß keinen Rath; die Tochter ist
In Thränen aufgelöst; ein Kind nur von
Vier Jahren spielt in seiner Unschuld mit
Den Räubern, glücklich, von dem Mißgeschick
Das grausam es ereilte, nichts zu wissen.
So stehn die Sachen, als der ält'ste Sohn
Ein kräft'ger Bursche, von der Jagd zurückkehrt.
Er sieht den Jammer, will dem Vater helfen,
Das Haus vertheidigen. Doch beide sind
Bald überwältigt; Sohn und Vater werden
Ergriffen und gebunden, in den Kerker
Geschleppt, gerichtet und verurtheilt, endlich
Den edeln Argonauten beigesellt,
Den Stammgästen des Bagno von Toulon,
Um für den König bis zum Port von Cadix
Das Mittelmeer zu pflügen. In des Sohnes
Umarmung starb die unglücksel'ge Mutter;
Das Kind verschmachtet hülflos, und die Tochter
Vertrauert in Paris als niedre Magd
Ihr Leben.[1]) — Und auf solche Art arbeitet
Man im Finanzfach für des Reiches Wohl.

---

[1]) Die vorstehende Erzählung ist eine wahre Geschichte, die der Familie des Antoine Fusigat begegnete.

Die Gegenwart.

(1775.)

In einem schatt'gen Winkel meines Wäldchens,
Vom Lärm der Städte fern, den treuen Griffel
In Händen, fühlt' ich wieder einmal von
Der Lust mich angeweht, in schlichten Versen
Heilsame Wahrheiten, die in Paris
Man streng verdammt, wenn man nicht etwa d'rüber
Zu lachen vorzieht, dem Papiere zu
Vertrau'n. Ein Lied, wovon den heuchlerischen
Schulfüchsen dort die Ohren gellen sollten,
Trug ich im Kopfe, da fiel eine Gruppe
Von Mädchen, Buben, Greisen, Kindern mir
Auf einmal in die Augen, die bei Tanz
Und jubelndem Gesang sich fessellos
Des Frohsinns lautem Ausbruch überließen.
Fast fühlt' ich selbst vom Rausch der Lustigkeit
Mich angesteckt. Ich forschte nach dem Grunde
Der allgemeinen Freude, und von einem
Der guten Leute ward die Antwort mir:
„Wir Alle sind jetzt glücklich, wie man uns
Versichert." — Glücklich! Ei, das ist fürwahr
Ein großes Wort. Vielleicht verdientet ihr
Durch eure unverdross'ne Arbeit, glücklich
Zu sein. Virgil und Saint-Lambert gefielen
Zu Zeiten zwar sich in der Grille, einem
Mäcen und Beauveau die Glückseligkeit
Des Landmanns anzupreisen. Aber im
Vertrau'n gesagt, das sind Poetenträume,

Sind Phantasiegebilde, zierliche
Süßtändelnde Idyllen, eitel Wind
Und Dunst. Nur ihre Verse waren glücklich,
Ihr war't es nicht. Wohl winkt das Glück uns Allen,
Doch unerreichbar flieht es vor uns her.
Wie unter'm Baldachin, betrügt es unter
Dem Strohdach unser Leben. Eitle Worte
Nur waren's, die man in der Sitzung der
Akademie vernahm: „Choiseul bestellt
Den Acker jetzt, und Voltaire ward zum Bauer.“
Die Kunst, die alle Welt ernährt, ist nach
Wie vor ein elendes Gewerbe. Reden
Wir hier nicht von dem edeln Choiseul,
Von jenem Voltaire, der, den Tod schon auf
Der Zunge, noch in Versen faselt, den
Ein Schelm verfolgt, und der in seinem Dorfe
Am Rand des Grabes seiner Krittler spottet.
Nein, an euch selber denkt nur, meine Freunde,
An alles Elend, das euch niederdrückt,
Das euch besoldete Banditen bringen,
Tyrannenknechte, und im Kleinen selbst
Tyrannen, die, sich auf ein Pergament
Berufend, euch die Aehren, die im Schweiße
Des Angesichts ihr sä'tet, rauben, die
Zur Frohne, in den Kerker, endlich auf
Die Ruderbank euch schleppen, während eure
Trostlosen Weiber, sich in Thränen badend,
An's Herz vergebens ihre Kinder pressen,
Die sie vor dem Verschmachten nicht zu retten
Vermögen. Quält euch rastlos, unterliegt
Dem Uebermaß des Elends, fleht den Tod an.

Sterbt auf dem Stroh, dem einz'gen Gut, das euch
Geblieben. Oder wenn ihr solchen Zustand
Des Jammers überlebt, so mögt ihr unter
Den Trümmern eurer eingestürzten Hütten,
So mögt ihr ohne Kleider, ohne Brod
Denn tanzen, wenn euch noch danach gelüstet
Und ihr es wagt. — Kaum hatt' ich ausgesprochen,
So tönte mir der Ruf von tausend Stimmen
Entgegen, den das Echo freudig an
Entfernte Ufer trug: „Die Schreckenszeit
Ist nicht mehr; unsre Ketten sind zerbrochen!" [1])

Ich staunte billig ob der unerhörten,
Glücksel'gen Kunde. — Welcher Herkules,
So fragt' ich, hat das große Werk vollbracht?
Sprecht, welcher Gott als Retter euch erschien?
„Ein Weiser war es," lautete die Antwort.
Ein Weiser! Himmel! Unwillkürlich schaudert'
Ich bei dem Wort. Ein Weiser! Ha, so ist er
Verloren, Freunde; 's ist um ihn geschehn.
Seht ihr nicht jene grimmen Ungeheuer
Der Schule? jene rohen Kämpen aller
Tyrannischen Irrthümer? jenes Heer
Des Aberglaubens und der Finsterlinge?
Die ewig unverhöhnten Widersacher
Der Wahrheit, die von jeher ihre Wuth

[1]) König Ludwig XVI. hatte damals eben die Frohndienste abgeschafft und verboten, die Schuldner des Fiskus willkürlich zu verfolgen. Diese beiden so einfachen Maßregeln kosteten der Krone nichts und würden zum Heile des Volks gereicht haben . . . . V.

Gestachelt? Seht ihr nicht, wie sie das Gift
Woran es ihrer Bande niemals fehlte,
Schon in Bereitschaft halten? Sokrates
Steht einzeln ihrer Masse gegenüber:
Und sollt' er nicht den Schierlingsbecher fürchten?[1])

In meinen Gram versenkt blieb ich zurück.
Des Geistes und der Tugend Loos vor Allem
Beklagt' ich tief; da überraschte mich
Mein Freund Ariston[2]) in dem stillen Wäldchen,
Woraus vor meinen düstern Phantasien
Die Heiterkeit entwich. Ihr kennt Ariston,
Den Denker und den Menschenfreund. Den Glanz
Des Ansehns und der Größe, der ihm winkte,
Verschmähend, stets der Wahrheit hochgesinnter
Und treuer Freund, vereinigt er Euklid's
Und Fontenelle's Geist in seinem eignen.
Mein tief bekümmertes Gemüth erfüllte
Mit neuem Muth sein Trostwort: „Siehst du nicht,
Daß das Jahrhundert umgewandelt ist?

---

1) Man darf nicht ungerecht sein. Die Priester hatten durchaus keinen Theil an den Ränken und Verläumdungen, wodurch Frankreich des erleuchtetsten und hochherzigsten Ministers, der je ein großes Reich regierte, beraubt wurde. Condorcet.

2) Der Marquis von Condorcet *).

*) Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß unsres Verfassers kritischer Kommentator Condorcet, derselbe, der in seinen Biographien Voltaire's und Turgot's, diesen berühmten Vorläufern der Revolution und sich selbst als Philosophen und Geschichtsschreiber ein so schönes Ehrendenkmal setzte, grade in diesem Lobliede des greisen Dichters auf den verabschiedeten Minister auch selbst, und zwar als Tröster über den Druck der Gegenwart mit der Aussicht in die Zukunft, gefeiert wird. Der Uebers.

Auf! laß dich nicht von eiteln Schrecken beugen!
Sully erstand schon: hoff' auf einen Heinrich!"

Dies Wort gab mir die Federkraft des Geistes
Zurück, die unter meines Kummers Wucht
Erlahmen wollte. Meines Alters Frohsinn
Gewann ich wieder, und kaum heimgekehrt,
Nahm ich den Griffel, um mit Muse diese
Geschwätz'gen Verse auf's Papier zu werfen.